<36604403810010

<36604403810010

Bayer. Staatsbibliothek

Laube's

Moderne Charakteristiken.

Erster Band.

Moderne

Charakteristiken,

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Mannheim.

C. Löwenthals Verlagshandlung.

1835.

183. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Ich möchte die nächstfolgenden Worte nicht gern übersehen wissen, und nenne sie deßhalb nicht Vorrede; obwohl man sich heutiges Tages mehr als sonst um die Wirthshausschilder bekümmert, vielleicht gar zu großen Werth auf Unterscheidungszeichen legt. Auch die Literatur ist in Parteinamen zerspalten und wimmelt von vorgefaßtem Haß und vorgefaßter Liebe.

Insofern wäre keine Besorgniß bei dem Titel „Vorrede" nöthig gewesen, denn man pflegt die Vorwörter wie Parteiparolen zu betrachten. Ich wünsche aber nicht, Kampfes=,

sondern Friedensgedanken in Bewegung zu setzen, und die folgenden Bände sind nicht geschrieben, um die Fraktionen unsrer Denk- und Schreibeweise noch weiter auseinander zu drängen, sondern sie dadurch gegenseitig näher zu bringen, daß ihre Unterschiede klar ausgesprochen, und die Motive derselben im mannigfachen, breiten Leben, nicht bloß in Einzelheiten aufgesucht werden. Kenntniß fördert den Frieden, wäre sie auch nur Kenntniß des Kriegs.

Diese „Charakteristiken" sollen vor allen Dingen orientiren; wenn sie diesen Zweck erreichen, so werden sie auch beitragen, die Verbindungswege ausfindig zu machen, welche jetzt zwischen den verschiedenen Manifestationen geistiger Thätigkeit abhanden gekommen sind. Ein Paar Schriftsteller heutiges Tages hassen sich zum Beispiele wie Todfeinde, weil der eine den Heine liebt, der andere Herrn Ludwig Tieck. Im blinden Hasse der Montagues und Capulets wurde aber das göttliche Liebesglück

Romeo's und Julias in die modrige Gruft geworfen — wir sind wirklich ebenfalls im Begriffe, uns das eigentliche Glück der Literatur, die reine Freude über den schönen Gedanken zu morden, weil er entweder von einem Montague oder Capulet aufgefunden worden ist.

Man darf nicht hoffen oder fürchten, daß beim Gegentheile aller entschlossen wählende, bevorzugende und ablehnende Charakter verdrängt werden solle — nein; es ist unser Loos, in augenblicklichen Einseitigkeiten fortzurücken; aber der Fanatismus soll bekämpft werden.

Die herrschende allgemeine Ungerechtigkeit ist jetzt: kein Individuum gelten zu lassen, einen Maaßstaab des Schema's anzulegen, die historischen Personen nach destillirten Resultaten zu betrachten. Das hat sich namentlich bei der mannigfachen Beurtheilung Goethe's herausgestellt; wir wollten am wenigsten gestatten, daß Goethe schreiben sollte wie Goethe sich gedrungen fühlte zu schreiben, wir machten ihm die thörichten Vorwürfe, daß

er eben Dies oder Jenes, ja, was noch ärger ist, daß er nicht so oder so geschrieben habe. Wir versündigten uns an der Individualität. Und das hat nicht bloß die junge, ungezogene Schule gethan, ihr Uebermuth hat nur die grellste Seite dieses Irrthums herausgekehrt; im diesjährigen Augusthefte der Minerva findet sich ein wichtiger, achtenswerther Artikel über Goethe, dem man um und um das reife, gediegene Alter, den besonnenen Stil, das gemäßigte Wesen des Herrn Rehberg ansieht, und in welchem dieselbe Atmosphäre einer Nichtachtung der Individualität webt und wirket. Wer möchte nicht wünschen, daß Goethe hie und da mehr herzlichen Antheil bewiesen hätte, aber dies als Vorwurf einzudrängen, ist und bleibt ungerecht, namentlich bei Goethe, wo just die Hauptvorzüge auf einer ausschließenden Kontemplation beruhen.

Derselbe Vorwurf koncentrirt sich auf unsre junge, meist so geistreiche Kritik, welche den

armen Schriftsteller entweder wie einen Majestätsverbrecher behandelt, und martervoll hinrichtet, weil er ihre Sympathieen beleidigt, oder wie einen huldvoll zu Duldenden, wenn er gerade einen verwandten Punkt in uns berührt.

Man wird mir um so eher gestatten, diesen Vorwurf auszusprechen, als er einen früheren Theil meiner eignen literarischen Wirksamkeit trifft — ich halte es für sehr nachtheilig, sich fortwährend für fertig gewachsen anzusehn, und alle gegentheilige Bemerkung zu unterdrücken. Ein Theil der folgenden Aufsätze stand in der Zeitung für die elegante Welt, die ich in den Jahren 1833 und 1834 redigirte, und dies Buch sollte nicht viel mehr als einen Wiederabdruck jener Journalartikel enthalten, welche mir die wichtigsten schienen. Jeder Schriftsteller denkt stärker oder schwächer, es könne nicht gut weiter gehn mit Welt und Literatur, wenn seine Artikel nicht völlig zu Anerkennung

gebracht würden, und es hat auch, — um ernsthaft fortzufahren — seinen großen Nutzen, je zuweilen das früher Geschriebene zu sichten, Spreu von Körnern zu sondern, sich nackt mit wenig Worten hinzustellen, was man gewollt hat.

Die mannigfachste Bildung läßt sich in wenig Worten ausdrücken, und man erzieht sich am besten, wenn man sich nach gewissen Abschnitten des Lebens immer wieder diese Worte abfragt. Mein Examen mit der „Eleganten Zeitung“ brachte mir nicht die günstigste Censur, und die Aufsätze, welche ich daraus entnehmen wollte, verwandelten sich mir unter den Händen, besonders erhielten sie beweglichere Augen und sanftere Züge. Ein großer Theil bestand die Probe gar nicht, und ich mußte denn am Ende ein ganz neues Buch schreiben.

Dabei gewann ich jene Anklage gegen die Kritik, die sich mir auf folgende Weise noch deutlicher entwickelte:

Das Leben ist gewiß nicht so einseitig, daß

wir's mit unsern kurzen Rede- und Gedankenformeln erschöpfen könnten. Unsre Schlüsse sind so bündig, so schnell, so sicher, und wir glauben so zuversichtlich, uns damit der Objekte zu entledigen, so zuversichtlich! Wir glücklichen Narren! Wie wenig mögen wir treffen mit unserer Kunst zu denken, wie wenig Linien der Welt. Wie täuschen und befangen wir uns selbst mit unsrer Klugheit, mit unsern Formeln! „Das Volk ist sinnig," sagen wir, „also langsam, denn das Sinnige breitet sich behaglich aus in der Zeitdimension" — solch ein fertiger Satz ist gleich da, es macht uns gar keine Mühe, so was zusammenzubringen; unsere Schlußgesetze sind uns nicht bloß in der Logik, in der Form, sondern auch in der Wesenheit ausgemacht. Alle Dinge sind uns nur durch unser Denken überliefert, und wir schwören darauf, und schlagen einander todt für solche prekäre Objektivität — die Welt kann ja tausendmal reicher und komplicirter seyn, als unsre Formeln besagen.

Beim Anblicke alter Gedanken fällt es uns schwer auf's Herz, daß die meisten Gedanken doppelte Gesichter haben, und oft noch mehr.

Dies ist's was sich vordrängt, wenn wir heute unsre Literatur betrachten; unsre junge Kritik reducirt sich auf die Erscheinungen des Allzuvielsagens und das gespenstische Auftauchen der doppelten Gesichter menschlicher Auffindungen. In dem Allzuvielsagen liegt jene Ungerechtigkeit gegen alle Persönlichkeit, liegt alles Kotterie — und Schulwesen, aller Fanatismus; in dem zweiten liegt das ganze dunkle Schlachtfeld neuer unausgekämpfter Zeiten. Diese Zeiten datiren von der Reformation. Es ist recht beglückend, aber es ist sehr kurzsichtig, mit den Einsichten unsrer Bildung zufrieden zu seyn — bei gewissenhaftem Anblicke müßen wir die doppelten Gesichter aller Dinge eingestehen, müßen eingestehen, daß von jenem großen Umsturze der Autorität, oder richtiger vom Umsturze jener Autorität en Gros an alle Kultur neu und noch

nicht fertig ist. Gott weiß, wenn sie's wird, und wir erleben's schwerlich. Ich will auch den glücklichen Philosophen, die mit diesem oder jenem Hauptschlüssel Alles aufschließen oder aufbrechen, ihre Zufriedenheit nicht beneiden.

Dies scheint mir das erste Allgemeine zu seyn, was einem, Zeit und Literatur besprechenden Buche, anzudeuten obliegt als ein Symptom, tief unter der bekannten Maschinerie ruhend. Man schafft es nicht durch die alte Benennung „ein wenig Skepticismus oder so Etwas" bei Seite — wirklich neue Zustände lassen sich nimmer mit alten Namen ausreichend benennen. Skepticismus ist ein Anderes, als das hier angedeutete, was vielfach mit dem später erwähnten „Modernen" in Berührung kommt.

Die Andeutung soll auch nicht besorgt, sondern nur aufmerksam machen, weder dem Indifferentisten, noch dem Pietisten zu Hilfe kommen, sondern dem Strebenden.

Ein Resultat solcher Betrachtungen, was hier in Anspruch genommen werden sollte, wäre also: das fanatische Rechthaben aus der Literatur zu verdrängen, das Scheeren über einen Kamm zu verleiden, und den nöthigen Kampf nicht zum Nachtheile aller Bildung und Humanität, bis zur Mord- und Skandallust auszudehnen.

Das zweite Allgemeine ist die Vindikation einer gewissen Nationalität für Schriftsteller und Beurtheilung derselben. Sie ist das Medium der Offenbarung, auf ihrem Wege kommt man der Wahrhaftigkeit am Leichtesten auf die Spur, und sie führt uns auch zunächst auf die Bedeutung dessen, was in diesem Buche „modern" genannt wird.

Ein Engländer erzählt uns, wie er vor einiger Zeit in die arabische Wüste gekommen sey, und vor dem Zelte eines Beduinen mit dem Sohne der Wüste ein Gespräch begonnen habe über das, was Poesie wäre. Der Araber hat

nicht begreifen können, wie man englische Gedichte mit diesem Namen benennen könne, da sie nichts von dem stillen Weben der weiten, öden Steppen enthielten, nichts vom Kameele, dem Schiff der Wüste, nichts von dem beredten Auge des Rosses, von seiner bedeutungsvoll sinnlichen Nüster, nichts von den sanften Worten des großen, schwankenden Palmblattes.

Kurz, die beiden Leute haben eine sehr verschiedenartige Poesie gehabt, und der Berichterstatter sagt mit Recht: Es ist nichts so lächerlich, als wenn wir in unsern kritischen Literaturkompendien denselben Maaßstab, nach welchem Homer beurtheilt wird, nicht nur an Virgil und Tacitus, die doch in einem ganz andern Lande und zu einer ganz andern Zeit geboren sind, sondern auch an den Chinesischen Dichter und den Tartarischen Geschichtsschreiber angelegt finden. Battens schimpft gar weidlich auf den großen Homer, daß er sich darauf eingelassen, die Schilderung einer Küche zu ent-

werfen. Wenn Patroklus den Bratspieß einer Hammelskeule dreht, so erscheint dies unserm Kritiker absurd. In derselben Weise beurtheilt er den Pindar. Wenn die Engländer von Racine reden, so erscheinen sie nicht minder lächerlich als die Franzosen, welche über Milton sprechen — die Poesie ist nichts als ein Thau, der aus den Dünsten des Erdreichs sich entwickelt und himmelwärts emporsteigt. — Den ersten Stoff aller poetischen Begeisterung bilden nothwendig die Leidenschaften und Gefühle, Ideen, unmittelbar aus dem Leben, aus der umgebenden Naturwelt aufgegriffen. Die Poesie ist idealistisch, aber ihr Boden ist materiell, nur in der Weise der Gestaltung, in der Art, wie die Metamorphose vor sich geht, nur hierin liegt das Geheimniß der wahren Poesie. Außerdem ist sie überall anzutreffen: am Feuerheerde des eisigen Nordländers nicht minder wie unter dem Schatten des Dattelbaums im Süden.

In diesen Worten liegt die nächste Andeu-

tung zur Definition dessen, was in dem folgenden Buche „modern" genannt wird. Es ist im Allgemeinen diejenige Schreibart, welche sich der bloß idealistischen entgegenstellt, die so tief in unsre Schreibart eingerissen ist, daß wir ihre Bezeichnung selbst kaum noch verstehen. Unser eigentliches Leben galt uns für ordinair, für absolut trivial; wir borgten eine alte griechische Mythologie, wir putzten uns, wenn sich nichts anderes darbot, mit fremden Namen, deren klassischer Klang Poesie bringen sollte — dem stellt sich die moderne Schreibart direkt entgegen. Sie bringt das, was ist, und hebt es in den Bereich der Poesie — die Geschmacksfrage bildet nur bei so glücklich veränderter Manier das Hauptmoment: was von dem Wirklichen, Daseienden in passenden Verhältnissen passend auszuwählen sey.

Daraus erhellt, daß moderne Poesie am verwandtesten sey mit dem, was man sonst Nationalpoesie nannte: die wirklichen, ächten Hauptinteressen eines Volkes emancipirt sie. Das

Wort ist aber richtiger und umfassender insofern, als die Nationalitäten seit langer Zeit in merkwürdigen und bedeutenden Kreisen und Umgestaltungen begriffen, und alle diese in dem Worte „modern“ begriffen sind.

Die nähere Erklärung des Worts wird sich im Verlaufe des Buchs finden, es genügt hier, aufmerksam gemacht zu haben, daß es nicht bedeutungslos gewählt ist. Uebrigens ist's in keinerlei Weise darauf abgesehn dieser modernen Schreibart ohne Weiteres das Wort zu reden: es sind eine Menge ihrer Konsequenzen angeführt, man prüfe, urtheile, wähle. Sie besteht auch vor der Hand noch aus nicht viel mehr, denn aus Anfängen, und hat kaum einige künstlerisch erfüllte Bestrebungen aufzuweisen. Aber ihr Odem ist da, und es fragt sich, ist er werth, zu befruchten, und zu gestalten.

Das wären etwa diejenigen Andeutungen im Allgemeinen, welche besonders durch den zweiten Theil dieses Buches pulsiren.

I.

Mirabeau.

Mirabeau.

Es haben über diesen Mann zwei so begabte Leute geschrieben, Heine und Victor Hugo, daß man gefesselt ist. Denn das Verhältniß ist eben so wie bei erfundenen Sprachen: das Genie eines Volkes findet die erschöpfenden Worte auf, und später kommende Leute können nach allen Seiten um den bezeichneten Begriff herumgehen, sie kommen immer wieder auf das bezeichnende, ausreichende, treffende Normalwort, was bereits erfunden ist, zurück. Jedes Ding hat ein Centrum; ist dies entdeckt, so kann es sich wohl noch um einen stärkeren oder schwächeren Busch handeln, aber um nichts mehr.

Heine hat mit wenig Worten Mirabeau's Characteristik erschöpft, obwohl er des Mannes nur beiläufig in den „französischen Zuständen" gedenkt, er hat ihm mit zwei Worten seine historische Stellung angewiesen, indem er sagt, Mirabeau habe zuerst von der Tribune herab die Revolution erklärt, er hat das Verhältniß Mirabeau's zu seinen Zeitgenossen in's Licht gestellt, indem er sagt: Mirabeau war ein Marquis und ein Anhänger Voltaire's.

Das sind, wie gesagt, Fesseln, denen spätere Biographen sich nicht entwinden können: es sind nur wenige Samenkörner, aber sie enthalten alle Embryonen jenes gewaltigen Menschen. Poesie und Liebe finden das Herz; auch in der Geschichte; und das ist der Unterschied zwischen historischen Herzen und Mädchenherzen, jene können sich nicht mehr wie diese einem später Kommenden verschenken.

Unwichtiger, wenn auch interessant, ist Victor Hugo hierbei. Es fehlt ihm zu diesem Zwecke die deutsche, tief grabende Characteristik, welche immer die ganze Weltgeschichte mit aller Moral

und Literatur im Kopfe hat, und nicht aufhört zu tucken, zu forschen, zu vergleichen, zu graben, bis sie auf die ächten, unzweifelhaften Goldklumpen stößt, er ist nicht so begabtes, historisches Sonntagskind wie Heine, nas so schnell das Ein und Einzige der Gestalten auffindet, wodurch sie sich von allen ähnlichen unterscheiden. Statt dessen hat er uns überraschende Scenen gegeben, wie dies seine Art ist. Durch Herrn von Montigny, einen Adoptivsohn Mirabeau's, sind ihm Memoiren über die Mirabeau'sche Familie zugekommen, die er mit einer Vorrede versehen hat. Es ist zu bedauern, daß er nichts Selbstständiges und Vollständiges über diesen ersten Helden der Revolution geschrieben hat, denn es paßt keiner so in seine Romantik, Mirabeau ist die verkörperte neu-französische Romantik. Nicht zu tugendhaft, um eintönig und langweilig zu werden, nicht zu platt lüderlich, um anzuwidern, ein Mann der buntesten Kontraste, der bizarrsten Widersprüche, voll Leben, voll Blut, und auf der Zunge das Löwenmark, auf der Lippe den Donnerkeil Jupiters.

Mirabeau konnte nur von neuen Schriftstellern beschrieben werden: er wird eine Fratze, wenn man keine Liebe für ihn mitbringt, ein Ungethüm, wenn man nicht dieselben Gedanken in der Brust hat pochen hören. Solch eine Entwickelung von Kraft und Gewalt, von Muth, Uebermuth und Frevelmuth, von Leidenschaft und Wechsel, von gewissenlosem Leichtsinn und leichtsinniger Gewissenhaftigkeit und Konsequenz kann nur von einem Autor verstanden werden, dem der Reiz und Ekel, die Freuden und Wehen nahe getreten sind, die eine gebärende Zeit im Schooße trägt.

O. L. B. Wolff hat einen Theil von Mirabeau's Jugendleben zu einem Roman „Mirabeau und Sophie" gewebt, und es muß auch dieser Arbeit das Verdienst zuerkannt werden, den jungen Herkules ohne Prüderie und Weichlichkeit in seinem ganzen unbändigen Wesen dargestellt zu haben. Das Buch ist von doppeltem Interesse, da es die Knospe Mirabeau überliefert, all seinen frühen Hader mit der Gesellschaft, seine jugendliche Innigkeit, seine chevalereske Tugend, seine chevalereske

Zügellosigkeit, da es in entschieden moderner Auffassung keinen Flecken des Characters vorübergegangen ist, so weit dieser für ein künstlerisches Produkt zu verarbeiten war.

Es ist dies der Ort, die Lebensbeschreibung im ausgedehntesten Begriffe für die moderne Kunst zu vindiciren; das Leben, das ganze, mit all seinen störsamen Neigungen, seinen Négligéestunden und Fehlern wird von ihr empfangen, und zu einer erschöpfenden, fertigen Figur verarbeitet. Nicht die Warze, nicht das Muttermaal, nicht der faux pas, nicht das plötzliche Verschwinden alles Characters wird verleugnet — so wird Leben wiedergeboren, und die Kunst der Bearbeitung sorgt für das Günstige des Eindrucks, so verschwinden die Automaten der Weltgeschichte, welche ihr Pensum am Schnürchen hersagen, mit ihrer historischen Bedeutsamkeit zu Bett gehen und wieder erwachen, so hören die Böttiger'schen Biographieen auf, welche nichts als unterthäniges Licht besitzen, den obskuren Geheimderath so weit herausloben, wie den wirklichen Weltrath, welche die Nachwelt belügen

mit ununterbrochenen Komplimenten und dem ewigen, ennuyanten Lächeln. —

Ich beginne nach diesen Bezeichnungen des Standpunkts mit einer Skizze nach Hugo's Vorrede.

1781 entspann sich ein ernsthafter Streit zwischen zwei Brüdern, einem Vater und einem Onkel, über ein mißrathenes Glied der Familie.

Der Mann, um den es sich dabei handelte, hatte schon die erste Jugend hinter sich, besaß aber noch ganz die Raserei dieses leidenschaftlichen Alters. Erdrückt von Schulden, versunken in Thorheiten, hatte er sich von seiner Frau getrennt und die eines Andern entführt, war zum Tode verurtheilt, in effigie enthauptet worden und deshalb aus Frankreich geflohen. Jetzt kam er zurück, gebessert, bereuend, von der gerichtlichen Strafe entbunden. Er bat, in den Schoos seiner Familie wieder aufgenommen zu werden, begehrte seine Frau zurück.

Der Vater wünschte die Vereinigung, er wünschte sich Enkel, die seinen Namen fortpflanzten, hoffte, als Großvater die Freude zu genießen, welche er

als Vater entbehrt hatte. Aber das ausschweifende Kind war schon 33 Jahr alt, es mußte ganz umgestaltet werden, die Erziehung war schwer. Wem sollte er anvertraut werden? Wer wird die verletzenden Dornen aus diesem Charakter ziehen?

Darum handelte sich's eben in dem Streite zwischen Vater und Onkel. Dieser wollte ihn jenem, jener wollte ihn diesem lassen.

Nimm ihn — sagte der Vater.

Ich will nicht — sagte der Onkel.

Zugegeben, sagte jener, er taugt nichts, gar nichts, er sey ein Charlatan — habe Mitleid mit ihm, er verleugnet wohl auch einmal seine Thorheit, denn er ist der größte Lügner. Man kann unmöglich mehr geistige Fähigkeiten haben als er, seine Arbeiten fliegen wie ein Donnerwetter. Er muß nur regiert werden, das fühlt er selbst — Du mußt es über Dich nehmen. Ich gebe Dir ihn für eine seltne Waare, für die Zukunft. Du bist Saturn, laß ihn Mercur seyn. Aber halte ihn dann auch ganz, sey ihm Vater, liebe ihn.

Nein — sagte der Onkel — ich weiß, daß ge-

wisse Geschöpfe oft streicheln, als hätten sie nur Sammetpfötchen. Als er früher bei mir war, glich er einem jungen Mädchen; damals brauchte man bloß die Augenbrauen zu runzeln. Aber ich will jetzt nicht. Ich habe weder das Alter, noch die Lust, mich mit Unmöglichkeiten zu befassen.

O thu's, sprach der Vater, nur du kannst ihn retten.

Nein — war die Antwort. Nicht weil er eine Frau verließ, hat er mein Vertrauen eingebüßt; das ist kein Gegenstand: eine junge schöne Frau findet einen andern Mann; auch nicht darum, daß er die Frau eines Andern entführte — welcher Mann nimmt nicht, was sich ihm bietet. Aber er hat einen widerspenstigen Geist, ist stolz, vortheilslustig, übermüthig, mechant. Er gefällt mit seiner Grobheit dir besser als mir. Bien; ich weiß, er ist bezaubernd wie die aufgehende Sonne. Um so mehr will ich mich nicht von ihm zum Narren halten lassen. Die Jugend hat immer Recht gegen die Alten.

Du dachtest nicht immer so — entgegnete der

Vater — du schriebst mir einst: Der Knabe öffnet mein Herz. —

Ja, und du antwortetest damals: Trau ihm nicht, hüte dich vor der Schärfe seines Schnabels.

Was soll ich denn thun? — rief der Vater — schneidet man einen Sohn ab wie einen Arm? Dann wäre ich längst einarmig. Und am Ende giebt's auch noch tausend Schlechtere. Er ist nun einmal so und ist die ganze Hoffnung unsers Namens.

Enfin — schnitt der Onkel die Sache ab — ich will durchaus nicht. Es ist eine Thorheit, etwas für diesen Menschen zu thun. Man müßte ihn zu den Insurgenten schicken, daß sie ihm den Kopf einschlügen. Laß ihn, bedenke, daß Cyrus und Marc Aurel viel glücklicher gewesen wären, hätten sie weder einen Cambyses, noch einen Commodus gehabt.

Gleicht diese Scene nicht einer der hohen Komödien, wo der Ernst Molières beinahe die Größe Corneilles überflügelt? Sind es nicht zwei ge-

wichtige Alte, welche das 17. Jahrhundert im achtzehnten vergessen zu haben scheint. Sieht man sie nicht kommen alle beide, ernst und gravitätisch, sie stützen sich auf ihre langen Stöcke, ihre Kleidung gehört mehr in die Zeit Ludwigs XIV. als in die Ludwigs XV., mehr in die Ludwigs XIII. als in die des XIV. Ist das nicht die Sprache Molières und St. Simons? Das sind zwei ewige Grundtypen der Komödie.

Es fehlt nichts zu der Scene, auch „der Schuft von Neffen“ nicht.

Und dies Gespräch ist wahr, der Marquis und der Kommandeur sind ächt. Der eine hieß Victor de Riquetti, Marquis de Mirabeau, der andere Jean Antoine de Mirabeau, Bailli des Malteserordens.

Den Schuft von Neffen, den seine Familie nur den Orkan nannte, nennt die Welt kurzweg — Mirabeau.

Solch ein Verworfener war er für seine Familie schon 1781. —

Zehn Jahre später, 1791 den 1. April, be-

lagerte eine unabsehbare Volksmenge die Stufen eines Hauses in der Chaussée d'Antin zu Paris. Die Menge war bestürzt, schweigend und traurig — in dem Hause war ein Sterbender.

Das Volk überfluthete die Straße, den Hof, die Treppe, das Vorzimmer. Viele waren schon drei Tage nicht vom Platze gewichen. Man sprach mit gedämpfter Stimme, man wagte nicht zu athmen, man befragt ängstlich die, welche gingen, oder kamen. Die Menge liebte ihn wie die Mutter ihr Kind. — Der Arzt hatte keine Hoffnung mehr; von Zeit zu Zeit kamen Bülletins — tausend Hände griffen darnach und sie verschwanden plötzlich. — Die Weiber schluchzten, ein junger Mann schrie außer sich vor Schmerz, man solle ihm die Adern öffnen und die reichen Ströme seines Bluts in die verarmten dieses Sterbenden gießen. Selbst die Beschränktesten bebten unter der Last des Gedankens, daß vielleicht ein ganzes Volk in dem Hause stürbe.

Man sprach von nichts in der Stadt, als daß er im Sterben läge.

Einige Minuten darauf, als der Arzt, welcher an seinem Bette saß, gesagt hatte: „Er ist todt," erhob sich der Präsident der Nationalversammlung von seinem Sitze und sagte: „Er ist todt!" Dieser Unglücksschrei war in einem Momente durch Paris geflogen.

Es tritt ein Redner nach dem andern auf, mancher kann vor Schluchzen nicht sprechen. Tronchet, der Präsident, sagt, man solle eine Deputation zur Bestattung wählen. Die ganze Nationalversammlung erhebt sich und ruft: „Wir gehen Alle!"

Das Directorium von Paris schlägt vor, den Todten in der neuen Kirche der heiligen Genofeva zu bestatten, und festzusetzen, daß dieses Gewölbe von jetzt an bestimmt sei, die Asche aller großen Männer aufzunehmen.

Pastoret rief: Der Tempel der Religion werde der Tempel des Vaterlandes, das Grab eines großen Mannes der Altar der Freiheit.

Die ganze Versammlung applaudirt. Barnave sprach: Er hat in der That die Ehre verdient,

welche die Nation denen bestimmt, die ihr gut gedient haben.

Robespierre, das heißt der Neid, erhob sich und sagte: Nicht in den Augenblicken, wo man von allen Seiten das Bedauern über den Tod dieses Mannes hört, der in den kritischen Epochen so viel Muth gegen den Despotismus gezeigt hat, muß man sich den Ehrenbezeigungen widersetzen, die ihm bestimmt werden. Ich unterstütze den Vorschlag mit meiner ganzen Macht, oder vielmehr mit meiner ganzen Empfindsamkeit.

An jenem Tage gab es weder rechte noch linke Seite der Nationalversammlung, alles war einig.

Die Genofevenkirche wird zum Pantheon bestimmt; auf den Fronten soll man die Worte lesen:

Aux Grands Hommes

La Patrie Reconnaissante.

Und jener Todte, welcher am 1. April ganz Paris in solchem Schmerz bewegte, welcher jener großen Ehre würdig befunden, welcher der erste Mann des Pantheons wurde war Honoré Riquetti

Mirabeau, eben jener Neffe, den wir kurzweg Mirabeau nennen.

Der große Mann von 1791 — es war der Verstoßene, Aufgegebene von 1781.

Am nächsten Tage versammelte sich das Volk zu seiner Bestattung. Mehr als eine Meile lang dehnte sich das Gefolge.

Sein Vater fehlte dabei, er war todt — wie es einem alten Edelmann zukam, war er den 13. Julius 1789, den Tag vor dem Falle der Bastille gestorben. —

— Das wären contrastirende Striche von Victor Hugo, wie sie ihm eigen sind — mögen sie hierbei als Ankündigung dienen, als vorläufige Schilderung von einem Manne, dessen speciellere Bekanntschaft unser harrt.

Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau ward zu Bignon geboren bei Nemours im Monate März 1749. Nicht an den Ufern der Durance auf dem Schlosse von Mirabeau, wie man volltönender zu erzählen pflegte. Die Familie stammt aus Italien, von Florenz soll sie um 1220 nach der Provence

gekommen sein. Sie ist ächt und zweifellos, und stets mit den besten Familien — aux familles distinguées, wie man in guten Cirkeln sagt — verbunden gewesen.

Der Vater wird kurzweg der „Menschenfreund“ genannt, weil er ein philanthropisches Buch „l'ami des hommes“ geschrieben hatte, und seine Familie, namentlich aber diesen Sohn mit ganz eigenthümlicher Philanthropie behandelte: er hat 67 lettres de cachet gegen seine Frau und Kinder dazu nöthig gehabt. Lettres de cachet waren aber Befehle des Königs, gegen die keine Einsprache möglich war, und nach welchen der Adressat immer eingesperrt wurde.

Die Mutter Gabriel-Honorés hieß Louise Riquet de Caraman, Enkeltochter des berühmten Riquet, welcher den Canal von Languedoc baute und von Ludwig XVI. geadelt und dotirt ward.

Dieser leichte Geburtsflecken von mütterlicher Seite läßt sich nicht wegläugnen, und es ist vielleicht frühzeitig dadurch ein entfernter bürgerlicher Blutstropfen in ihm lebendig geworden. Die

Mutter hatte stets den größten, tiefsten Einfluß auf ihn, alle innigen Leidenschaften des Herzens, welche eine große Rolle bei ihm spielten, hatte er von ihr; sie war lieb und gut, diese Mutter, und hat viel um ihn geweint.

Eine übernatürliche Größe und die beträchtliche Ausdehnung seines Kopfes hatte bei der Geburt das Leben der Mutter gefährdet. Noch eh' man das Geschlecht des Kindes unterscheiden konnte, hörte der Marquis die Worte: „Erschreckt nicht!"

Bestimmt, der rascheste, ungestümste Mensch zu werden, wurde er mit einem krummen Fuße geboren; bestimmt, der größte Redner seiner Zeit zu werden, erschien er mit einer Zunge, die angewachsen war. Sein Wuchs und seine Stärke hatten nicht ihres gleichen; er brachte gleich zwei Zähne mit auf die Welt.

Das Bein ward gerade, die Zunge gelös't, die Zähne blieben; eine gewisse Wildheit hat ihn nie verlassen, sie war die Hülle seines Genies.

Körperlich und geistig entwickelte er sich reißend schnell: er war der behendeste, gewandteste Bursch,

mit 14 Jahren publicirte er eine „Eloge du grand Condé," mit 15 Jahren gab er dem Prinzen von Conti die berühmte Antwort, als ihm dieser sagte: Was würdest du machen, wenn ich dir eine Ohrfeige gäbe? — „Eine Ohrfeige? Monseigneur würde das nicht wagen" — wohl, aber wenn dir der König eine gäbe? — „Diese Frage hätte Einen in Verlegenheit bringen können vor Erfindung der Pistolen."

Bei all seinem Ungestüm fühlte er doch früh das Bedürfniß einer bestimmten Ordnung, auch in seinen Studien. Er studirte Locke mit großer Sorgfalt, machte Auszüge, schrieb Kommentare. Eine materielle oder doch sensuelle Philosophie war nun einmal im Schwange, die Feinde der Revolution haben darin Wesen und Ursprung derselben gefunden, und sicherlich ist's eine Erscheinung, welche die Hauptmasse der damaligen Charaktere erklären hilft. Besonders Mirabeau.

Aus diesen Studien riß ihn sein Vater, der ihn zum Soldaten machen und in eine Garnison schicken ließ. Hier kamen die jungen Kameraden,

der Wein, die Duelle, die Mädchen, die Schulden; das Leben des jungen Unbands begann, und der Menschenfreund, welcher den Jungen nie hatte leiden mögen, ließ ihn ohne Weiteres auf dem Fort der Insel Ré einsperren, er ward mit Mühe abgehalten, ihn nach den tödtlichen holländischen Kolonieen einschiffen zu lassen. — Der Zorn, die Erbitterung, der Haß gegen Gewalt wird schreiend aufgeweckt in der Brust des jungen Mannes.

Er studirt Kriegswissenschaft, und der Menschenfreund läßt ihn mit gegen die Korsikaner marschiren, welche sich gegen Genua erhoben hatten. Diese Diversion des jungen Volontairs hat dem späteren Freiheitsapostel viel Kummer gemacht, und er glaubte, es dadurch wieder gut machen zu müssen, daß er den Korsen die Liebe zur Freiheit predigte. Damals wollte er avanciren und ward auch Capitain, aber sein Vater schlug es ab, ihm eine Kompagnie zu kaufen, rief ihn nach Limousin, wo er lebte. Hier baut Gabriel-Honoré das Land mit seinem Vater, ist artig, fleißig, manierlich, schreibt Wirthschaftsrechnungen,

macht ökonomische Versuche, will seine Schulden bezahlt haben. Aber der Menschenfreund bezahlt keine Schulden, ungetröstet zieht der Sohn von dannen nach der Provence, verliebt sich in Emilie de Covet, Tochter des Marquis von Marignani, heirathet sie am 2. Juni 1772. Aber der Menschenfreund gewährt dem Sohn keine genügende Ausstattung, mit 6000 Livres Rente kann er die üppig und reich gewöhnte junge Frau nicht erhalten, zumal davon eine Pension an die Schwiegermutter gezahlt werden muß — die Geldverwirrniß beginnt auf's Neue, der Menschenfreund läßt ihn unter Kuratel setzen, erst auf sein Schloß, dann nach dem Städtchen Manosque verweisen.

Hier bricht auch die kurze eheliche Freude, Briefe eines früheren Liebhabers von Emilien fallen in seine Hände, es gibt eine heftige Scene, er diktirt seiner Frau mit der Pistole in der Hand einen Absagebrief an den alten Geliebten.

Uebrigens soll sie wenig betheiligt gewesen seyn bei dieser Liaison, und die Sache hatte auch in Mirabeau's Herzen keine weitere Folgen, in seinen

äußeren Angelegenheiten aber die bedeutendsten. In einer wunderlichen Großmuth macht er wegen der Interessen seines Nebenbuhlers eine Reise nach Grasse. Dort beleidigt ein Baron de Villeneuve seine Schwester, und verweigert die Satisfaction, welche Mirabeau fordert. Dieser greift zum letzten Mittel: wer den Degen nicht annimmt, verfällt nach den kouranten Begriffen der Faust. Die Sache macht großes Aufsehen, man zeichnet Karrikaturen davon, der Herr Baron von Villeneuve entblödet sich nicht, seine eigne Schmach zum Gegenstande einer gerichtlichen Klage zu machen. Dieser Eklat verräth dem Vater, daß der wilde Sohn sein Exil wieder verlassen habe, und er besorgt einen neuen Verhaftsbefehl. Am 23. December 1774 wird Mirabeau auf dem Schlosse d'If eingesperrt. Der Kommandant M. Dalègre war wohl mit ihm zufrieden, und verwendete sich beim Menschenfreunde für seine Befreiung, aber der Menschenfreund hatte tausenderlei einzuwenden: Da wäre eine 24jährige junge Frau des groben Gefängnißwärters, die sich beim 24jährigen feu=

rigen Grafen trösten sollte, dieser abscheuliche junge Mann verberge sie sogar bei sich, wenn der Gatte sie prügeln wolle, sagte der Menschenfreund, mein ungerathener Sohn fröhnt dem Müßiggange, setzte er hinzu.

Als lakonische Antwort auf den letztern Vorwurf schickt ihm Gabriel-Honoré seinen „Versuch über den Despotismus" eine natürliche Gefängnißfrucht, welche den Menschenfreund empört, die Folge der andern Vorwürfe war aber, daß Gabriel-Honoré strenger verwahrt und bewacht wurde. Er dachte auf nichts als Befreiung, und nichts macht die Gefangenschaft so unerträglich, als der immerwährende Gedanke, sie zu lösen.

Endlich wird der Menschenfreund durch das Zureden einiger Bekannten so weit besänftigt, daß er den Sohn auf's Schloß Jout bei Pontarlier bringen ließ, wo die Ketten etwas leichter waren. Er bittet Emilie, seine Frau, zu ihm zu kommen, sie mag aber nicht.

Hier beginnt an einem schönen Morgen, als er mit seinem neuen Kommandanten, dem Grafen

Saint-Mauris nach Pontarlier hinabreitet, eine ganz neue Epoche für unsern Gabriel. Vielfache Neigung hat ihn bereits in seinem jungen Leben bewegt, noch aber ist ihm keine Liebe so tief in's Herz gedrungen, als hier in dem kleinen Städtchen, das er eben mit seinem Gefährten erreicht hat. Sophie, die Gattin des 70jährigen, kindischen Präsidenten Monnier ist's, die nicht blos seine Neigung, sondern sein Herz gewinnt. Ohne diese sanfte, schöne Dame hätten wir einen ganz andern, viel weniger interessanten Mirabeau in der Geschichte. Das will sagen: Mirabeau wäre auf der einen Seite roher und äußerlicher geblieben, und seine weichen Gedanken wären auf der andern Seite ohne die Correspondenz mit Sophien nie zur Kenntniß der Welt gekommen; es hätte ihm Niemand so viel Innigkeit und besonders Niemand so viel Schonung und Zartheit zugetraut.

Sophie, ein zartes, schüchternes Mädchen von 18 Jahren, mit weißer Haut und feuchten, liebebedürftigen Augen erschrack bis in's Herze, als

der große, breitschultrige Mirabeau mit dem von Blattern zerrissenen Gesicht, und den großen, schneidenden, herrschlustigen Augen eintrat. Es war etwas Zurückschreckendes in seinem Aeußeren, so lange er schwieg, die Kerker hatten zudem ihren Staub auf ihn geworfen, in schlechten, abgetragenen Kleidern kam er eben von seinem Euleneste Jout herab, auf welchem ewig Schnee und Nebel lagen, und so stach er auf's Grellste ab vom Herrn Grafen Saint-Mauris, welcher in Sammet und Seide und Verliebtheit glänzte, als sie beim alten Präsidenten in's Zimmer traten und Sophie ihren Herrn zum ersten Male sah. Aber als Mirabeau sprach, da fielen die entstellenden Schuppen von Auge und Mund, der Geist eindringlicher Leidenschaft schaute mit blitzenden Strahlen aus allen Mienen, das Gesicht ward gewinnend und verführerisch.

Er gewann sie. Man muß einen Franzosen darüber sprechen hören, um zu verstehen, wie Mirabeau liebte; denn wir reden eine andere Sprache. Manuel, der zuerst im Jahre 1792 die

Originalbriefe Mirabeau's herausgab, sagt in seiner Vorrede Folgendes:

„Alle Leidenschaften sind gegen den gesunden Verstand; die Liebe allein ist eine Tugend. Sophie lehrte sie ihn zuerst und die Lehren, daß die Empfindsamkeit die Quelle aller Kräfte ist, und allen andern ihren Werth gibt, die empfängt man nur einmal; sie lehrte ihn, daß eine Empfindung mehr Verdienst habe als ein hoher Gedanke, und daß Glückseligkeit viel mehr werth sey, als Ruhm. — Bis zu Sophieen hatte er jene Sättigung, jenen Ueberdruß empfunden, welcher allen Männern gemein ist. Wie die Sinne, oder höchstens eine mehr oder minder thätige Phantasie die Seele all seiner Liebeshändel waren, so verdarb ihn der Genuß, selbst wenn er ihn nicht ermüdete. Er gab jedoch nie ein Frauenzimmer auf, ohne daß dasselbe Schuld daran gehabt hätte; dies freilich blos um der Formalität willen, weil er nicht glaubte, daß derjenige rechtschaffen gegen die Männer seyn könne, der treulos gegen das Frauenzimmer wäre. Aber, unbeständig wegen der immer

wiederkehrenden Bedürfnisse seines Temperaments, entschädigte er sich für den Zwang, wozu seine Grundsätze ihn verurtheilten, dadurch, daß er überall süße Abentheuer aufsuchte, und fast immer diente er zwei oder drei Frauenzimmern auf einmal, welche alle glaubten, die unzweideutigsten Proben seiner Treue zu haben, und ihm die Verlegenheit ersparten, ungetreu zu seyn."

„Aber ganz gewiß hat er nie eine Andere geliebt als Sophie; wenn er etwas werth war, so war er es durch Sophieen — sie hat seine Seele gebildet. Am Tage, wo er ihr Gatte ward, hatte er ihr gesagt: Sophie, ich bringe allem, was mich umgibt, Unglück, und Sophie hatte ihm geantwortet: das Glück wird immer seyn, wo du bist. Da schwur er ihr, zu keiner Zeit die Wahrheit für sie zu verhehlen, wie sie auch beschaffen seyn möchte; keine andere sollte jemals weder seinem Herzen noch seinen Sinnen etwas gelten, er wollte nichts von ihr glauben, als was sie ihm selbst gestände; wär' es möglich, daß sein Herz wechselte, so wollte er es ihr bekennen, und sie

rächen; sie schwur mit ihm, daß sie beide ihr Schicksal mit einander theilen, und nie ohne wechselseitige Einwilligung über ihr Leben gebieten wollten. Daher jene Leidenschaft, deren Feuer sie bis in die Gefängnisse begleitete, das der Erde und dem Himmel getrotzt hätte. Vergebens ward Gabriel verurtheilt, enthauptet zu werden, vergebens ward Sophie verurtheilt, ihre Tage zu Sainte-Pelagie zu beschließen. Sie sind die ersten Franzosen, welche geschworen haben, frei zu leben und zu sterben."

„Sophie war ziemlich schön, aber Gabriel hätte diese Eigenschaft leicht an ihr entbehrt. Verführt durch ihre Gesichtsbildung und durch Reize, welche ihm die Liebe mit jedem Tage entdeckte, hing er noch mehr an ihrer Feuerseele, als an ihrem alabasternen Körper, und minder an ihren Reizen, als an ihren Tugenden. — Mehr empfindsam als aufbrausend, mehr wollüstig als glühend kontrastirte sie mit Gabriel, dessen ungestüme Sinne und leicht veränderliche Gesichtszüge mit Kraft ausdrückten, was er mit noch

mehr Kraft empfand. In seinem ganzen Wesen war keine Fiber, durch welche sich nicht die Heftigkeit seiner Liebe ausgesprochen hätte. Sophie fiel lachend unter seinen Bemühungen, sie spielte ihm eine Posse, einen muthwilligen Streich in dem Augenblicke, wo er, verwirrt durch seine funkelnden Begierden, heiß verlangend nach Genüssen, sie mit einem Ungestüm verschlang, das an Wuth grenzte; sie lächelte bei seiner Trunkenheit lange, ehe sie dieselbe mit ihm theilte. — Immer war sie lebhaft, immer munter — immer anständig, immer schamhaft. In den Augenblicken, wo ihr Geschlecht nur an das Vergnügen denkt, war sie ganz der Liebe geweiht; wenn er selbst genießt, dann scheint sie das höchste Glück zu empfinden, dann überdeckt sie ihn mit Liebkosungen, dann kann sie sich nicht satt küssen, von seinem Glück ist sie trunken, seine Glückseligkeit macht die ihrige.“ —

„Sophiens Bild war immer unter den Augen Gabriels; immer hatte er einen Brief von ihr in seinen Händen, und ihre Briefe machten ihn trunken wie ihre Reize.“

„Eine heftige Leidenschaft kann Blitze an die Hand geben, aber wenn das Herz, aus welchem sie entsteht, nicht mit jener göttlichen Empfindsamkeit begabt ist, welche die Einbildungskraft und den Verstand befruchtet, so wird diese vorübergehende und ganz flüchtige Beredsamkeit nicht nur mit der Leidenschaft aufhören, sondern in dem Augenblicke selbst, wo die Leidenschaft herrscht, nur stoßweise wirken, und keine dauerhaften und tiefen Eindrücke hervorbringen. Einen solchen Eindruck gruben aber alle Briefe Sophiens tief in das Herz Gabriels.“ —

—„Sehr verschieden von den widerlichen Spröden, welche ihre Abentheuer so gut als möglich verbergen, stolz und stark durch ihre reinen Gefühle, betrug sie sich immer erhaben über die beißenden Anmerkungen der Boshaften und über die Vorurtheile der Thoren. Wenn sie sich über etwas verwunderte und betrübte, so war es darüber, daß der Ruf Mirabeau's mit so langsamen Schritten stieg. Sie hatte sein ganzes, großes Genie bemerkt: als Richterin und Zeugin der Ungerech-

tigkeit seiner Zeitgenossen sagte sie zu ihm: Du dienest zum Beweise, daß man darauf verzichten muß, in Frankreich ein großer Mann zu seyn. Ach, glaube mir, Dein Verstand hat Dir schon viel zu sehr geschadet. Laß es uns genügen, immer rechtschaffen zu seyn."

So bezeichnet der Franzose das Verhältniß, und die Originalbriefe Mirabeau's und Sophiens, welche uns in großer Anzahl übrig geblieben sind, berechtigen uns vollkommen, seiner Schilderung zu glauben. Es war ein tiefes Lebensverhältniß. Natürlich blieb es nicht lange verborgen; ihre Rendez-vous bei Sophiens Amme in der dunklen Bürgerstube konnten im kleinen Pontarlier nicht unentdeckt bleiben. Saint-Mauris, von einer gekkenhaften Neigung für Sophien gestachelt, von verletzter Eitelkeit, prickelnder Eifersucht getrieben, that das Seinige, um die Verhältnisse der Liebenden zu verschlimmern. Mirabeau sollte wieder hinauf ins alte Eulennest, der alte Präsident setzte die Dienstboten zu Aufsehern über seine junge Frau — es blieb dieser nichts übrig, als nach

Dijon zu ihrer Familie zu gehen, um der entehrenden Qualen ledig zu werden. Ihre Mutter, Madame de Ruffey, empfing sie voll Zorn, die Familie drang auf ihre Rückkehr, Mirabeau ertrug den Verlust nicht, verließ seinen gefänglichen Aufenthalt, eilte zu Fuß ebenfalls nach Dijon. Der Menschenfreund erfährt die neue Flucht, wirkt einen neuen Verhaftsbefehl aus, Gabriel-Honoré wird zu Dijon auf's Neue arretirt. Er schreibt an Malesherbes, den Minister, und erhält die tröstend trostlose Antwort, daß der Grimm des unnatürlichen Vaters nicht abzuwenden, daß jede Vermittelung unwirksam sey, daß er selbst, Malesherbes, in Kurzem das Ministerium verlasse, und so nachsichtig er auch gegen die tollen Jugendstreiche wäre, doch weiter nichts rathen könne, als im Auslande eine Verwendung der Dinge abzuwarten.

Mirabeau war entschlossen zu fliehen. Die Familie Sophieens erschwerte dieser das Leben auf's Abscheulichste, man sprach ihr von der Hölle, und wollte sie durchaus nöthigen, nach Pontarlier zum

alten Monnier zurückzukehren; der alte Mann hatte sogar um einen Verhaftsbefehl für sie nachgesucht, und wollte sie in ein Kloster sperren lassen — „es bleibt mir nichts übrig, als Flucht oder Tod," schrieb sie an Mirabeau.

Die Verabredung ward getroffen: zu Verrieres in der Schweiz wollten sie sich finden, Mirabeau sollte zuerst fliehen, damit aller äußere Schein einer Entführung wegfiele. Der Kommandant in Dijon ist ihm gewogen, früh bei dunklem Morgen steigt Mirabeau als Bedienter auf den Bock, der Wagen rasselt dem Thore zu. Ein guter Freund hat das nöthige Reisegeld vorgestreckt. Der Wagen passirt das Thor, es geht schnell nach der Schweiz hin. Aber die Polizei kommt dahinter, es gibt ein Suchen, ein Verbergen, ein Vor- und Rückwärtsgehen, nach langen Winkelzügen kommt der Verfolgte in Verrieres an. Sophie ist noch nicht da, die Stunden werden zu Tagen, die Tage zu Wochen, mit fliegendem Haar, stiersuchenden Augen irrt der sonst so leichtsinnige Mirabeau auf den Bergen umher, blickt nach der

Landstraße. Endlich kommt sie, und die Freude, die überschwengliche, macht Alles vergessen. — Geld haben sie beide nicht, sie bringen sich mühsam nach Holland, und in Amsterdam gibt Gabriel-Honoré Riqueti Comte de Mirabeau Unterricht unter dem Namen eines Mr. Saint-Mathieu. Wenn er nach Hause kommt in das kleine Stübchen auf dem Calvenstrand beim Schneider Lequesne, da empfangen ihn dafür Sophiens herzlichste Küsse. Mirabeau, der Privatlehrer!

Später ward er mit dem Buchhändler Changuyon bekannt, und schrieb Broschüren und Bücher; dahin gehört sein „Avis aux Hessois,“ was den damaligen Unterthanenverkauf zu Soldaten nach Amerika betraf, seine Uebersetzung der Geschichte Englands, und leider auch die Memoiren gegen seinen Vater.

Bald nach seiner Flucht war bereits das tollste Verfahren gegen ihn eingeleitet worden: ein Untergerichtshof hatte auf Entführung und Raub erkannt, das Todesurtheil über ihn ausgesprochen, sein Bildniß an den Galgen aufgehangen.

Jetzt nach Publikation der Memoiren bietet der Menschenfreund Alles auf, des Sohnes wieder Herr zu werden, ihn von Neuem hinter Festungsmauern zu wissen. Die Generalstaaten liefern ihn natürlich nicht aus, aber es gelang dem Einflusse des alten Marquis dennoch, Erlaubniß und Unterstützung der holländischen Behörden auszuwirken — am 17. Mai wurden Mirabeau und Sophie verhaftet.

Tod und Schande erwarten ihn, er ist aber nur außer sich über das Unglück seiner Freundin, sie ist schwanger, sie ist trostlos, ihn zu verlieren. Es wird ihm vergönnt, noch einmal mit seinen Freunden zu reden, er beschwört sie zur Rettung, sie versprechen, an der Passage von Moërdick seine Begleitung zu überfallen, die Spione in die Wellen zu stürzen — die Passage ist da, Mirabeau erhebt sich im Wagen, Niemand erscheint, die Wagen rollen ungehindert wieder nach Frankreich. — Es wird den Liebenden angekündigt, daß sie sich trennen müssen, Sophie will es nicht überleben und Opium nehmen, Mirabeau bewegt sie, um sei-

net- und des Kindes willen, das sie unter dem Herzen trüge, leben zu bleiben. Einem Manne seiner Art war ja auch das Leben Alles.

Nun beginnt von Neuem die Gefangenschaft, und zwar jene längste und schlimmste auf dem Donjon von Vincennes. — Sophie wartete in einem Hospital ihre Niederkunft ab, und ward dann am 18. Juni 1778 in's Kloster gesperrt. Das ist die Zeit, in welche jene merkwürdige Correspondenz fällt zwischen den beiden Liebesleuten, die uns aufbewahrt und für die Schilderung des Mirabeau'schen Charakters von unschätzbarem Werthe ist. Wahrlich, Mirabeau war kein gewöhnlicher Roué, den man mit einigen moralischen Redensarten abfertigen kann. M. Lenoir, ein Polizeilieutenant, welcher auch dieser Meinung war, erlaubte und beförderte ihm diese Korrespondenz.

Sophie und ihr Kind war der immerwährende Gedanke seines Kerkerlebens. Man erzählt, es hätten in jener Zeit zwei andere Frauen sein Herz getheilt: eine Frau des Gouverneurs und eine französische Prinzessin, die in der Revolution

unter den blutigen Händen der Terroristen fiel. Indessen hat man ein Verdienst darin gesucht, Mirabeau immer so viel Geliebte als nur möglich auf einmal anzudichten, und es wäre im Grunde nichts Auffallendes und Störendes, wenn ein Gefangener mit der entfernten Geliebten schwärmt, ein Weib aber umarmt, das seine Arme erreichen können. Und Mirabeau saß drei Jahre zu Vincennes.

Um seine Phantasieen los zu werden studirte er abstrakte Dinge: er schrieb unter Andern eine Sprachlehre, welche Sophie ihrer Tochter geben sollte. Alle wesentlichen Regeln waren auf 25 Seiten zusammengedrängt. Aber da er arbeiten sollte, um Geld zu erwerben, weil Sophie eine Amme zu bezahlen hatte, so mußte er Desbrugnières, der seine Handschriften zum Verkauf trug, andere Dinge besorgen. Der Uebermuth, die Frivolität verließ ihn nicht, er schrieb die obscönen Bücher „l'Erotica-Biblion", und „le libertin de qualité" — derselbe schrieb's, welcher Sophie doppelt liebte um ihrer Schamhaftigkeit willen, der

es an ihr pries, daß ihre Schamhaftigkeit selbst die Keuschheit überlebt habe — „ma conversion“ ist das Bild der Ausschweifung auf der Insel Caprea. Er übersetzte Rousseau, Jean-Baptist, Psalmen, schrieb „sur l'intolerance en matière de religion“, und endlich seine berühmten „lettres de cachet“, ein Pflock, der die Revolution beschleunigen half. Jenes ist als Manuscript bei einem seiner Freunde vergilbt und nicht gedruckt worden, dieses konnte lange nicht zu Ende geschrieben werden, weil ihm die Schreibmaterialien genommen wurden. In der nächtlichen Stille des feuchten Gewölbes schrieb er auf einzelne Papierstreifen, die er aus Büchern gerissen hatte, jene bäumenden Worte, welche dem Despotismus so gefahrbringend auf die Schultern sprangen.

Der Menschenfreund nahm gar keine Notiz von seinem Sohne, körperliches Leiden zerstörte dessen Körper von Grund aus; nichts ging Gabriel-Honoré, dem Sensualisten über das Leben, und es ward ihm zur Last, er schrieb in jenem 150 Druckseiten langen Briefe, in welchem er sein

ganzes Leben mit größter Mäßigung, Schonung gegen den Vater, Strenge gegen sich selbst erzählt, er schrieb in jenem merkwürdigen Briefe folgende Worte: „Ich glaube, mein Vater, daß keine von meinen Bitten gegen die Gerechtigkeit streitet. Wie dem sei, ich schwöre bei dem Gott, an welchen Sie glauben, ich schwöre bei der Ehre, welche der Gott derer ist, die keinen andern erkennen, daß das Ende dieses Jahres Eintausend siebenhundert acht und siebenzig mich nicht lebend in den Kerkern von Vincennes finden soll. — Es kommt jetzt bloß auf Sie an, mein Vater, sich des Rechtes zu bedienen, welches die Römer hatten, und vor welchem die Natur zittert. Sprechen Sie mein Todesurtheil aus, wenn Sie nach meinem Blute dürsten, und ihr Stillschweigen ist genug, es auszusprechen." — „Was Sie jetzt für einen Entschluß fassen mögen, so danke ich Ihnen für Ihre Wohlthat — wenn Sie mich nöthigen, dies unerträgliche Dasein zu endigen, so werden Sie mich von einer schrecklichen Last befreien; ich mache Ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Ich verweise Sie nur, wenn

nicht auf Ihr Herz, wenigstens auf Ihr Gewissen. Wenn Ihr Herz zufrieden ist, wenn Ihr Gewissen Sie nicht peinigt, so fühle ich mich stark genug, mich ganz zu verurtheilen, um Sie zu rechtfertigen.“

— „Ich sterbe vor Schmerzen, ich ersticke vor Unruhe: noch ehe ich dreißig Jahr gelebt habe, seh' ich mich aus dem Buche des Lebens ausgestrichen — innerliche Uebel machen mir grausame Martern. Bald erschöpfen mich starke Blutflüsse und zeigen die gewaltige Veränderung, welche das eingeschlossene Leben in mir hervorbringt, bald quält mich die Nieren-Kolik — der Mangel an Bewegung vermehrt und verschlimmert sie. Meine Augen sind durch beständige Schlaflosigkeit erhitzt, und erliegen unter der Last einer endlosen Arbeit, zu welcher ich beinahe gar keine Hülfsmittel habe, und von welcher mich nichts zerstreut. Meine vom Geblüte zerdrückte Brust brütet ein langsames Gift, welches mich zerfrißt. Mit einem Worte: mein physisches und moralisches Leben zerfällt unter der Last meiner Fesseln. — Gestatten Sie, daß ich die Sonne

sehe, daß ich freier athme, daß ich menschliche Geschöpfe sehe, daß ich wissenschaftliche Beschäftigungen und Erholungen habe."

Seine Krankheit, seine Sicherheit der Todesnähe stieg immer höher, er machte ein Testament, nahm Abschied von Sophien, von seiner Mutter, die er immer mit großer Zärtlichkeit liebte.

Im Munde der gewöhnlichen Historiker gilt Mirabeau für einen Läugner Gottes, Läugner der Unsterblichkeit, Läugner alles dessen, was nur damals zu einer Zeit geläugnet wurde, wo man sich aller Autoritäten entledigen wollte. Aber er war nicht so arg, er war leichtsinnig, frech, und sprach ein Paradoxen aus, warf einen Witz unter die Leute, wobei es ihm nicht darauf ankam, ob es den Herrgott betraf, oder den Kehrichtsammler an der nächsten Straßenecke; er glaubte im Grunde nicht an sein Läugnen. „Ich weiß nicht, meine Sophie," schreibt er in jenem Abschiedsbriefe, „ich kann kaum glauben, daß meine Liebe nicht lebe, so lange ein Theilchen meines Wesens existirt. Sei es Täuschung oder Wirklichkeit, Gabriels und

Sophiens Seelen, ihre unvergängliche Zärtlichkeit scheinen mir unzerstörbar; dieser Gedanke ist tröstend, er verspricht uns einen Zeugen, der unsere Herzen richtet, der da weiß, ob wir eine so grausame Behandlung verdienen, der nachsichtiger als die Menschen unsere Schwächen verzeihen wird, und Gefühle läutern, welche nicht die Tugend verletzen — O, wenn wir je uns wieder vereinten in einem Aufenthalte ewiger Glückseligkeit, geschützt vor Fanatikern, Verläumdern und Tyrannen, um uns nah zu lieben! — Gott, mächtiger Gott, gieb mir meine Geliebte wieder, verzeih mir um ihrer Tugenden willen! Ach, wenn ich deine Vorsehung läugnete, so geschah es, um nicht in Versuchung zu gerathen, dich für den Genossen der Boshaften zu halten; du weißt, Gott, ob ich es ehrlich meinte.“ —

Der Moment hat etwas Befangendes, wo Mirabeau, der noch die Welt bewegen sollte, in einem feuchten Kerker sein Testament macht, er ist 28 Jahr alt, sein Körper ist zertrümmert, seine Hoffnung begraben — wirklich?

Mirabeau hat sicherlich bis zum letzten Athemzuge nicht zu hoffen aufgehört, Mirabeau kokettirte auch mit dem Tode, wie er's mit Gott, mit der Welt, mit der Nationalversammlung, mit dem französischen Volke that. Seine Koketterie wird nur wenig bemerkt, weil er ein heißes Temperament hatte, was gar zu schnell an den künstlich angeregten Dingen wirkliches Interesse nahm, er ward zu schnell der Narr seiner Affekte, er war zu kokett, um ehrlich zu sein und sein Herz war zu ehrlich, als daß Mirabeau nur kokett sein konnte.

Die traurige Todeskomödie mußte er noch einige Jahre spielen: der Menschenfreund hatte nichts dawider, daß sein Sohn stürbe, und der Sohn hielt es für rathsamer, schlecht zu leben, als, seinem Schwure getreu, wie ein tragischer Held zu sterben.

Seine Gesundheit besserte sich ein wenig, die bereits erwähnte Prinzessin wirkte ihm etwas größere Freiheit aus, seine Regsamkeit stellte sich wieder ein. M. Baudouin, auch das Opfer eines lettre de cachet, war der erste, an welchem er diese

Elasticität seines Geistes versuchte, er leitete eine höfliche Gefängnißkorrespondenz mit ihm ein, und ließ sich erzählen. Baudouin war ein geistreicher Mann, der große Reisen gemacht und viele Höfe, das heißt die Intriguen vieler Höfe kennen gelernt hatte. Mirabeau redigirte diese Korrespondenz und es erschien in der Welt l'espion dévalisé, ein Buch, was ihm gut bezahlt wurde. Die Franzosen nennen das une petite espieglerie littéraire, und Mirabeau hat später noch oft darüber gelacht.

Endlich, am 17. December 1780 stieg er frei hinab nach Paris, im Futter seiner Kleider trägt er seine Schrift über die lettres de cachet eingenäht, Gefängnisse hatten die Revolution reif gemacht in seiner Brust; er wußte es nicht, die Welt wußte es nicht, und nach der Provence reis'te der begnadigte Sohn, und hatte die Kraft, 16 Monate mit dem Menschenfreunde zu leben. Sophie war noch im Kloster, und lebte nur in der Liebe zu ihm. Er entwirft den Plan, sie zu befreien, sie von Neuem zu entführen, verschafft sich die Schlüssel des Klosters, läßt sie nachmachen und

in Sophiens Hände bringen, und erscheint zur vorbestimmten Zeit Nachts unter den Mauern des Klosters. Die Post wartet im nächsten Gebüsch, ungeduldig geht er auf und ab, seine Schritte sind wie immer stürmisch und laut, ein Aufpasser bemerkt ihn, steckt's der Aebtissin, Sophie wird ertappt, Mirabeau gewinnt kaum Zeit, sich in die Postchaise zu werfen und von dannen zu jagen.

Er hat Sophien nur einmal noch gehört, nur einmal noch gesehn. Mit einer Locke und einer Phiole Gift von ihr auf dem Herzen reis't er nach Pontarlier, wo man ihn zum Tode verurtheit hat, um den Prozeß aufzuwecken. Diese Kapsel ist der Nachwelt übrig geblieben. Manuel, welcher die Korrespondenz Mirabeaus stahl, und, wie schon erwähnt, herausgab, hat auch dieses letzte Liebespfand an sich genommen. Mirabeau selbst wollte die Briefe nie veröffentlicht wissen.

Dort auf der Tribüne des Gerichtshofes entwickelt er zum ersten Male jene heftige, von Leidenschaften und Geist gepeitschte Beredsamkeit, welche

die Zuhörer wie ein Orkan, wie ein Wirbelwind überfiel und fortriß, er erschreckt seine Gegner bis zur Unmacht, begeistert die Zuhörer, besticht, befängt die Richter, zwingt diesen bereits verlornen, gefährlichen Prozeß in die Bahn eines günstigen Vergleichs. Der alte Präsident Monnier bezahlt die Kosten und Sophie wird frei.

Von diesem Siege eilt er nach der Provence, um seine widerspenstige Frau zu reklamiren — diese verlangt die Scheidung und das Parlament vom 5. Juli 1783 spricht sie aus.

Drei und dreißig Jahr alt, ledig aller Bande, ehr- und ruhmgeizig bis zur Charlatanerie, voll tief wurzelnden Grimms gegen den Absolutismus beginnt er nun seine politische Carrière. Der Abbé Cerutti, sein eifrigster Lobredner bezeichnet Mirabeau's Entrée mit folgenden Worten: „Er war begeistert von den philosophischen Schriften Montesquieu's, Voltaire's, Mably's, Rousseau's, er schrie in die Welt hinaus: „Was sie sich vorgesetzt, was sie praktisch für unmöglich gehalten haben, das will ich ausführen, ich will sie überholen, die Un-

verschämtheit soll mir ihr Genie ersetzen, sie haben das Licht geboren, ich will die Bewegung gebären.“

Er geht nach London, und tritt als Publizist auf, übersetzt wiederum die Geschichte Englands, übersetzt Miltons „Theorie des Königthums,“ schreibt bei Gelegenheit des in Amerika vorgeschlagenen Cincinnatus-Ordens die „considérations sur l'ordre de Cincinnatus,“ schreibt gegen die Absichten Josephs II. die „doutes sur la liberté de l'Escaut.“

Die kühnen Ideen, der wilde, gewaltige Stil, das frech Ueberraschende dieser Erscheinung packt die allgemeine Aufmerksamkeit.

Er kehrt nach Frankreich zurück, studirt die Finanzen, arbeitet mit seinen riesenhaften Kräften nur dahin, einen allgemeinen Oppositionsgeist zu gestalten, und wird wirklich, wie er's gewollt, der Feldherr jener Philosophen, welche Waffen und Geräth zur Revolution geliefert hatten.

Es ist merkwürdig, was für eine Tugendhaftigkeit durch seine damaligen Schriften geht, die Sitten, die guten Sitten und immer wieder die

guten Sitten liegen wie zierliche Nelkenblätter auf seinen Lippen: man kommt unwillkührlich auf den Gedanken, daß sich's nicht schneller und besser fahren läßt, als mit geborgten Pferden, besonders wenn man keine Aussicht hat, jemals eigne zu besitzen. Oder gar man sieht ein Freudenmädchen, was dem alten Wüstlinge Enthaltsamkeit und Tugend predigt, dabei mit ihren Reizen kokettirt und sie offenbar dem vorübergehenden frischen Mann mit Augenwinken zur nächsten Stunde verspricht.

Thöricht ist es, von Mirabeau zu sagen, er habe die Tugend nicht geliebt; er besaß ein springendes, poetisches Herz, und ohne Liebe zur Tugend giebt's keine Poesie, er hat sie nicht geübt, weil sie ihm zu bornirt war, er hat mit ihr geliebäugelt, weil er sie schön und wirksam fand, sie war ihm eine Geliebte, die er wie ein glänzendes Ideal nie wirklich besitzen mochte, die er als Muster anpries, und wir haben gesehen, daß dies der Welt immer noch zuträglicher ist, als wenn mit der Tugend gebuhlt wird. Robespierre buhlte mit ihr und

schlachtete für sie. Mirabeau, der Lüderliche, hätte nie Blut vergossen, es war Etwas von einer wirklichen fille sensible in ihm.

In jedem wichtig werdenden Institute der Geschichte liegt ursprünglich ein Korn Tugend, denn das Laster hat glücklicherweise keine Zeugungskraft: es wächst fort, aber es pflanzt sich nicht fort. Ich will sagen: auch in der Chevalerie ruht ein solches Tugendkorn, was mit unsrer Humanität blutsverwandt ist. Das findet sich ächt und unverkennbar in Mirabeau: die rohe bürgerliche Rache brach blutig aus in Robespierre's gräßlicher Tugend, der adlige Zorn blitzt aus Mirabeau's Lüderlichkeit.

Die Regierung, beunruhigt von diesem farouchen Talente, war es überdrüssig, täglich die unbequemen Worte zu hören: „le pot au feu du peuple était une des bases des empires,“ sie mochte nicht die achtzehnte lettre de cachet gegen ihn erlassen, schämte sich wohl auch dieses Mittels, was er selbst so blutrünstig geschlagen hatte, und suchte einen andern Weg. Minister Calonne gab ihm eine obskure Mission nach Berlin, und dort in der

stillen, preußischen Hauptstadt beobachtete er die stürmischen Gährungen zu Paris, übersetzte ohne deutsch zu können geheime statistische Notizen über Deutschland und gab „La monarchie prussienne heraus. Die Folge davon war, daß er binnen 24 Stunden abreisen mußte; ohne Geld, ohne Gepäck kam er nach Frankreich zurück, und schrieb aus Rache seine „Histoire secrète et Anecdotes de la cour de Berlin.“ Damit wurden eine große Menge bedeutender Leute kompromittirt, politische Geheimnisse wurden veröffentlicht, und das Buch war ganz geeignet, die Kabinette in Krieg und Flammen gegen einander zu entzünden. Das Parlament von Paris ließ es durch die Hand des Henkers verbrennen, und der Verfasser sollte hart bestraft werden. — Mirabeau trotzte den bereits unmächtigen Instituten, und schrieb weiter: seine Conseils à un jeun prince, qui veut refaire son education,“ seine „observations sur Bicêtre, et sur les effets de la sévérité des peines,“ seinen „Avis aux Bataves,“ worin er die Holländer zur Freiheit aufruft — er wurde gar zu gefährlich,

und auf einem bereit liegenden Schiffe soll er in die andere Welt gebracht werden. Solche Kapriccios der Geschichte sind nicht selten: Cromwell, der an seinem Geschicke verzweifelt, wollte sich ebenfalls einschiffen, wollte nach Jamaica gehn, ein Gesetz Karls I. hinderte ihn daran, ein Gesetz desselben Karl, dem er später den Kopf abschlagen ließ — Mirabeau entging ebenfalls dieser transatlantischen Bestimmung, versöhnte das Gouvernement für einen Augenblick, um es später über den Haufen zu werfen.

Die Generalstaaten traten zusammen, Mirabeau suchte eine Stelle, die praktische Revolution leitete sich ein, er ahnte es, und wäre untröstlich gewesen, wenn er keinen Platz dabei gefunden hätte. Aber wer sollte ihn wählen! Berüchtigt statt berühmt, verrufen statt berufen erschien er dem Adel, seinem Stande, es entsetzte sich Jedermann vor diesem kolossalen Grafen Mirabeau, der alle Welt zu Feinden hatte, an eine Wahl in die Generalstaaten war nicht zu denken.

Adieu noblesse! rief er aus, reiste nach Mar-

seille, schrieb über die Thüre seines Hauses: **Mirabeau, marchand de drap,** ließ sich vom dritten Stande wählen und kam zurück nach Paris. Am Thore fragte man ihn nach Namen und Stand:

Je suis Mirabeau, député d'Aix, marchand de drap, et puis Marquis.

Die Versammlung war entsetzt über die Wahl — was will die Provence, was soll das? Sie schickt uns diesen Spion, diesen Intriguant, diesen Mann ohne Conduite, ohne Prinzipien — hélas, la provence qu'en veut elle?!

Da erscheint das garstige, von Blattern zerrissene Gesicht auf der Tribüne, er schüttelt sein dichtes Haar wie der Löwe seine Mähne, seine stechenden Augen fliegen wie Lanzen im Saale umher, seine rauhe Stimme schwillt an zum Donner — Alles wird todtenstill — was spricht er? Die Rechte des Volks sind's, die er proklamirt. Der tiers état hat noch nicht einmal den Muth, ihm Beifall zu klatschen, der Adel ist betäubt von dieser unerwarteten Gewalt des Wortes; **Monsieur de Brézé,** der Ceremonienmeister des Hofes tritt in

den Saal zu Versailles, und kündigt der Versammlung an, sie sey vom Könige aufgelöst, die Musketen der Soldaten, welche in großer Zahl Versailles besetzt haben, blitzen durch die Fenster des Saals, fallen polternd und klirrend auf die Steinplatten vor der Thür, die ganze Versammlung schweigt betroffen, die Revolution ist nahe daran, von den wenigen Worten des Königlichen Ceremonienmeisters Monsieur de Brézé erstickt zu werden — da erhebt sich jener Spion, jener Intriguant, der Mann ohne Conduite, ohne Moral und Prinzipien, der Tuchkaufmann Marquis de Mirabeau und hat den moralischen Muth, dem gemessenen königlichen Befehle Angesichts des ganzen Landes zu trotzen. — „Allez dire,“ ruft er mit seiner erschütternden Stimme dem Herrn Ceremonienmeister zu — „Allez dire à ceux qui vous ont envoyé, que nous sommes ici par la volonté du peuple, et que nous n'en sortirons, que par la puissance des baïonnettes.“ —

Hiermit begann die Revolution, und Mirabeau war ihr Anführer, war ihr erster Redner. Seine

macht die richtige Bemerkung, daß er nothwendigerweise ein alter Edelmann seyn mußte, um solch einen Muth gegen das Königthum zu haben; ein bürgerlicher Rotürier hätte nimmer jene dreisten Worten gesprochen; aber die Gedanken eines souverainen Edelmanns in der Provence, der Stolz der Fronde wohnte selbst in einem Manne, der die schönste Zeit seiner Jugend unter Befehlen gemeiner Kerkermeister verlebt hatte.

Es beginnen nun die zwei einzigen Jahre Mirabeaus, wo er ununterbrochen glänzend und gewaltig lebte — nur zwei Jahre dauerte die Herrlichkeit seines Lebens, die Weltgeschichte kennt nur diese zwei Jahre von ihm und doch ist er einer ihrer lautesten Namen. Was hat er in diesen zwei Jahren gethan? Er hat Frankreich regiert. Die meisten jener ersten so berühmten Gesetze sind von ihm angeregt, alle sind von ihm durchgefochten: die Organisation der National-Garde, der Sturz der Ständeunterschiede, der Privilegien, die Freiheit der Presse und der Kulte, die Mäßigung der Strafen ꝛc ꝛc. Wenn die Meinungen hin und her-

wogten, die Verwirrung und Unsicherheit hereinbrach, da erhob sich eine athletische Figur vom Sitze und ging stolzen Schrittes nach der Tribüne hin, schwatzte unterwegs mit Diesem und Jenem, ließ sich hie und da einen Zettel geben, und so überschüttet von den mannigfachsten Mittheilungen, welche jeden Andern verwirrt hätten, erschien er auf der Rednerbühne. Und es ward still. Das ganze Haus wußte es: nun wird die Frage entschieden, Mirabeau warf seinen Geist, seine Leidenschaften wie ein stark gestricktes Netz über die Versammlung. Er war kein schöner Nationalredner, Barnave sprach schöner, geordneter, Mounier, die Lameths sprachen gelehrter, aber Mirabeau unterjochte, übertraf sie alle durch seine unwiderstehliche Gewalt; seine Worte wuchsen wie Riesenbäume aus dem Herzen, und sein behender, elastischer Geist schleuderte sie mit erschütternder Kraft in die Welt. Mirabeau hatte alle Gesellschaftsfragen in der Einsamkeit der Kerker mit unendlichen Schmerzen, unter den tiefsten Wehen empfangen, diese Fragen und ihre Beantwortungen waren sein, wie

es die Kinder der Mutter sind, es bestand eine ächte Blutsverwandtschaft zwischen ihm und seinen Worten, dieser Ausdruck, diese Physiognomie machten sie unwiderstehlich, die Revolution war Mirabeaus Kindesliebe und die Liebe überwindet Alles.

Natürlich blieben die Feinde, die Neider nicht lange aus, Mirabeau war leichtsinnig und blieb es bis zum letzten Athemzuge, es bildeten sich Faktionen, die Demagogen haßten ihn, weil er mit Orleans, mit dem Könige verkehren sollte, weil er bestochen werde, weil er lüderlich sey, weil er keinen Fanatismus besitze. Das steigerte seinen Glanz: Gefahr mußte da seyn, am Abgrunde mußte er hängen, um all seine ungeheuren Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln; er kannte seine Lage vortrefflich, er wußte es ganz und gar, daß er sammt allen Revolutionsleuten verloren sey, er sagte es laut: „Dicht am Kapitole ist der tarpejische Fels,“ aber er lachte und küßte, er studirte und arbeitete, als lebe er in tiefster Sicherheit. Nur die Duelle strich er aus seiner Lebensweise; es hat immer Leute gegeben, welche die geistigen Waffen auf

gleiche Linie stellen mit der physischen: wenn sie ihn nicht mit Verstand und Beredsamkeit überwinden konnten, so wollten sie es mit Degen und Pistolen versuchen. Er gab aber eine Erklärung, wie man sie vom tollen Chevalier gar nicht erwartet hätte: Ich schlage mich nicht, bis die Constitution fertig ist, aber ich führe eine Liste von denen, welche mir die Ehre anthun, mich herauszufordern.

Und Sophie? Wahrlich er hatte keine Zeit für die Liebe mehr. Sie war vergessen, nur für die Ausschweifungen der Liebe, für die Nächte mit den Damen der Oper, für die Mademoiselles Coulomb, und Hélisberg blieb ihm Muße übrig. Es ist vielfach beschrieben wie er seine Nächte verlebte: die leichtsinnigen Damen und Herren sitzen beim Souper, Gespräche über den Staat, die Liebe, die Literatur fliegen mit frivolen Flügeln hin und her, dazwischen diktirt Mirabeau seine Zeitung, das Spiel beginnt, Mirabeau verliert Alles, und fährt in die Assemblée, denn es ist Tag geworden, wo man den Redner erwartet, wo er mit allen Waffen seine immer lauter werdenden Gegner niederringen muß.

Sophie war vergessen, denn die Liebe des Herzens kostet alle Zeit, die Liebe der Sinne hat kein Vorher und kein Nachher, sie ist kein Zustand. Aber es darf auch nicht geläugnet werden, daß Sophie schon vor der Revolution vernachlässigt wurde — eine schöne Holländerin ward ihm bald nach dem gewonnenen Prozesse gefährlich, und als Mirabeau darauf nach England ging, da war er gar zu weit von ihr.

Anfangs grämte sich Sophie darüber, später fand auch sie eine neue Neigung. Ihre Hochzeit war vor der Thür, der Bräutigam stirbt, Sophie, des Lebens müde, erstickt sich selbst. Ihre und Mirabeaus Tochter war ganz jung gestorben, auch der Sohn war todt, den Emilie ihm geboren hatte; nichts ist von ihm übrig geblieben als das Andenken, und die ewigen Folgen der französischen Revolution sind seine Enkel.

Er wird krank, seine Feinde triumphiren. Und doch war er ein so bequemer Feind: ein Mann ohne Fanatismus hegt keinen ewigen, gefährlichen Haß. So begegnete ihm eines Tages auf der

Tuilerien-Terrasse ein Ausrufer, welcher ein Libell verkaufte, betitelt: „Mirabeaus Verbrechen.“

Hast du schon viel verkauft, Freund?

„Noch nicht.“

Nimm, damit du den Tag nicht verlierst.

Und er gab ihm einen Sechsfrankenthaler.

Ein scharfer Schmerz in der Brust bedrohte sein Leben, der Magen versagte seinen Dienst — oh, sagte Mirabeau, quand le premier fonctionnaire est mauvais, il faut finir, er legte sich zum Tode zurecht, ließ seinen Freund Cabanis rufen, und sprach, so lange es ging. „Stütze meinen Kopf,“ sagte er zu seinem Kammerdiener, „ich wollte dir ihn vermachen, wenn es ginge.“ —

Man hat diese Worte dahin verkehrt: „Sei vorsichtig, du hältst Frankreichs größtes Haupt in deiner Hand.“ Die Eitelkeit darin wäre an Mirabeau nicht überraschend, aber es sind nur für jene Worte historische Belege da. Man brauchte übrigens auch diese dem sterbenden Mirabeau nicht übel zu nehmen.

Sein Testament machte er mit großer Ruhe.

„Was weinst du so," sagte er dabei zu einer alten Dienerin, ich lasse dir eine Rente, was kümmert dich mein Ruhm? Freilich, du wirst nicht mehr durch die Straßen rufen hören: Hier ist zu kaufen die große Motion des Marquis de Mirabeau!"

Was ist das für ein Geräusch?"

Es ist das Volk, welches Nachricht von Mirabeaus Befinden haben will.

„Es war mir süß, für das Volk zu leben, es wird mir ein Ruhm sein, in der Mitte desselben zu sterben."

Mirabeau litt heftige Schmerzen — „Cabanis," sagte er „wenn ein Arzt seinen Freund behandelt, so muß er ihm die Todesschmerzen ersparen und Opium geben." —

Auch ein Page des Königs erschien an Mirabeaus Sterbebettt.

Kurz vor 10 Uhr des Morgens am 2. April 1791 hörte er einen Kanonenschuß — „sind das die Begräbnißfeierlichkeiten Achills?" fragte er, und als es Zehn schlug, starb er.

Es war trocken und staubig auf den Boulevards,

als man ihn nach dem Kirchhofe fuhr, und man beschwerte sich, daß die Polizei nicht habe Wasser sprengen lassen, — oh, sagte eine Frau aus dem Volke, man hat auf unsre Thränen gerechnet.

Zuerst ging die allgemeine Sage, Mirabeau sei vergiftet worden, aber die Sektion ergab es durchaus nicht, es war eine lokale Herzkrankheit, die ihn getödtet. Sein Gehirn fand man so groß wie Voltaires, Monsieur Sue bewahrt es in seinem Museum, so wie man Voltaires in der rue Coquilliere bei Monsieur Mitouart finden kann.

Das Benehmen seines Sekretairs unterstützte dies Gerücht: als Mirabeau verschied, stieß sich jener das Federmesser achtmal in den Leib und murmelte vage Worte, die man für Anklagen hielt. Dieser junge Mann war aber der leidenschaftlichste Enthusiast von Mirabeau, und wollte ihn nicht überleben. Es ist in der französischen Revolutionszeit kein Mensch aufgetreten, außer Napoleon, welcher so viel ächte Theilnahme und Begeisterung für sich erregt hätte, als Mirabeau. Die Popularität Robespierres war eine künstliche Fratze daneben,

sie war eine Sache des Begriffs, der Enthusiasmus für Mirabeau kam aus dem Herzen, und die groben Schwächen dieses Mannes brachten ihn den Leuten nur näher, waren zumeist mit großen Eigenschaften eng verbunden, erhoben mit ihrem tiefen Schatten sein Licht um so blendender.

Der Anfang und das Ende der Revolution, der Gründer und der Bändiger derselben, Mirabeau und Napoleon werden ewig poetische Figuren dieser Zeit bleiben, denn sie haben Enthusiasmus erregt, und die Bilder dieser beiden Männer sind es auch, welche man heute noch am Häufigsten in den Läden und Gemächern ausgehängt findet. Die Lüderlichkeit des Einen, die Tyrannei des Andern wird vergessen, aber die edlen Intentionen ihrer großen Herzen werden behalten, so wie man die bösen Stunden des Lebens aus dem Gedächtnisse verliert, und sich nur der guten erinnert.

Das ist die Poesie der Ferne und der Geschichte; es gäbe also nichts Undankbareres, als Mirabeau in dunkles Schwarz zu malen. Was

hat's den bleichen Rigoristen, dem blutigen Berge geholfen, daß sie seine Büste aus dem Pantheon werfen ließen, und die scheußliche Fratze Marats statt dessen hineinstellten — ils voulaient — sagten die Ruhigeren — dépanthéoniser Mirabeau, et ils ne voyaient pas, qu'ils maratisaient le Panthéon!

Eben so hat man Viel hin und her gestritten, ob Mirabeau eine Republik wollte oder nicht — wie denn die Menschen immer Urtheil und Gedächtniß durch Klassifikationen verderben. Diese Frage des Namens lag schwerlich in seinem Ideengange; er half die wichtige historische Erfindung verbreiten, den Staat vom bloßen Rechte des Herkommens, was arg gemißbraucht worden war, zu emancipiren, ihm ein rechtliches Garantieenverhältniß zur Stütze zu geben. Wie weit das gehen sollte, hat er unter den Schutthaufen, die er um sich her geworfen hatte, kaum bedacht. Kurz vor seinem Tode ward ihm aber schon bange vor einem wachsenden Rigorismus.

Es ist nun ein Breiteres zu sagen über die

Voltairesche und Rousseausche Richtung, in welche scharfsinnig die Revolutionsmänner getheilt worden sind. Man wird auf diesem Wege auch eine Menge Zugänge entdecken, die sich nach andern Ländern und Branchen verlaufen, in denen man sie auf den ersten Blick nicht vermuthet hätte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man am Ausgange dieses Schachts mancher modernen Manifestation unsrer eignen Geschichte und Literatur begegnet.

Eine durchlaufende Opposition gegen die herkömmliche Welt war diesen beiden französischen Schriftstellern gemein, ein revolutionaires Etwas. Aber es gestaltete sich in dem bürgerlichen, einsamen Rousseau ganz anders, der am stillen Genfer See in großen Schnallenschuhen saß und mit der alten Haushälterin verkehrte, als in Voltaire, der in Paris lebte, die schöne, frivole Welt täglich um sich sah, alle Reize der Geselligkeit auskostete, und seinen Leib dörrte in Amüsements und Weihrauch.

So wurden auch die Söhne dieser Männer sehr verschiedener Art. Die Republikaner von Grundsatz und Profession, die Republikaner von

bloßen, nackten, reizlosen Begriffen sind Rousseau's Nachkommen. Robespierre, St. Just, Carnot sind die Helden dieser Gattung. Die Welt weiß es, wie die ersten beiden die Tugend bis zum Morden trieben, wie sie ihre starre Begriffsnüchternheit bis zum heillosesten Blutvergießen berauschten. Nicht der Existenz, der Welt gestatteten sie irgend ein Recht, nur ihrem einen einzigen Gedanken. Und der beste Gedanke, wenn er einsam bleibt, verwüstet, denn die Welt ist tausendfaltig.

Voltaires Söhne waren Mirabeau, Danton, Camill Desmoulins und die Girondisten zum großen Theile, die Directoren mehr oder minder.

Sie brachten Fleisch und Blut mit aus der Welt, Sympathieen, Antipathieen, freilich auch mitunter üble, gar üble Gewohnheiten, Pariser Laster, namentlich Mirabeau, Danton und Barras. Ich will von nichts reden, als von der Bestechlichkeit, die im Grunde ächt voltairisch ist. Rousseau war so eitel wie Voltaire, beide waren es bis zur Krankhaftigkeit, und so war's denn auch Robespierre wie ein Pfau, aber Rousseau hatte als Genfer

Bürger nicht so arge Gelüste wie der Pariser Voltaire, er bettelte nicht so um Gold wie dieser, er betrog keinen König Friedrich, schmuggelte nicht auf dessen Namen Kontrebande aller Art, war nicht so gemein geldgierig, putzte nicht so garstige Gelüste mit schönen, modischen Namen heraus.

Diese Voltairesche Erbsünde war's, welche ihnen die republikanischen Gegner mit dem besten Erfolge vorwarfen, denn mit den übrigen Enthaltsamkeiten machten sie bei Franzosen nur einen flüchtigen Eindruck während des Rausches — der Franzose taugt nicht zum Fanatiker, er hat die geselligen Freuden erfunden, und wenn man das Uebermaß derselben zum Vorwurf macht, so zuckt er leicht mit den Achseln, lächelt nur und sagt: c'est le monde.

Man hat es bestritten, daß Mirabeau Geld genommen habe — und wenn es gar kein Dokument gäbe, sein Charakter ist ein's, der bestreitet es nicht. Er brauchte Geld wie ein König und er nahm's vom Könige, als das Gelingen der Revolution entschieden war. Tuez votre conscience,

sagte er einst zu einem jungen Manne, der Lebensregeln von ihm lernen wollte, tuez votre conscience, c'est le plus grand ennemi de tout homme, qui veut promptement parvenir.

Mirabeau war frei von den Vorurtheilen, von dem dreisten Privilegientic des Adels, er sagte zu einem Schriftsteller, welcher die Geschichte des Patriciats schreiben wollte: „Lassen Sie mich das thun, ich kenne das Ungeheuer besser, und man wird nicht sagen, es sei aus persönlichem Interesse geschehn, wenn ich es erwürge," aber er blieb als tödtlicher Feind der Noblesse ein Adliger, ein Marquis, er ging im Kostüm des tiers état, aber seine Bedienten mußten ihn „Monsieur le comte" nennen, er nannte sich am Thore von Paris: „marchand de drap," aber er setzte hinzu: „puis Marquis." Mirabeau kokettirte auch in diesem Punkte.

Jules Janin hat in seiner geistreich faselnden Manier, in seinem poetisch witzigen Tändeln manches Treffende über Mirabeau gesagt. Denn es muß immer erst die Poesie kommen, um den historischen Dingen auf den Grund des Herzens

zu sehen, der bloße Verstand erkennt eben so wenig die Geschichte als die Liebe. „Mit dem letzten Athemzuge,“ sagt Janin im Barnave, „der aus Mirabeaus weiter Brust sich emporwand, war auch das Königthum todt — ich verließ das Trauerhaus, ich ging durch die Gallerie, in welcher unordentlich Bücher umherlagen, durch Kabinette, an deren Wänden Bildnisse von Damen hingen, ich sah alle diese Gemächer, die den Festen, der Arbeit, der Liebe geweiht waren, jetzt voller Trauer. Noch sehe ich die Wohnung dieses Mannes vor mir: es war eine seltsame Wohnung, für den Edelmann und für den Bürger, für den Greis und für den Jüngling zugleich eingerichtet, eine Wohnung, die augenscheinlich so viel Laster als Tugenden barg. Nie habe ich eine ähnliche gesehn. Geschnitztes Eichenholz, die alten Rahmen mit Blumengehängen verziert, Fauteuils mit breiten Armen, vergoldete Bergères, Stickereien, alles reich und im Ueberfluß, und auf diesen Meubles Bücher, Journale, Reden von Deputirten, die ganze moderne Zurüstung der umgestalteten Ideen.

Als ich das Haus verließ, weinten die Bedienten, der alte Haushund heulte, und die Schwester des Todten überließ sich, auf ein marmornes Spiegeltischchen gestützt, ganz ihren traurigen Gedanken. An der Pforte standen zerlumpte Bettler mit blaßen Gesichtern, sie schienen sehr traurig über den Verlust ihres guten Herrn, denn die überall vertriebene Wohlthätigkeit hatte an Mirabeaus Thür noch Platz gefunden."

Eben weil Mirabeau ein neuer alter Adliger war, starb in ihm die letzte Stütze Ludwigs XVI.; bei der Konstitution wollte er stehen bleiben, zu seinem eignen Erstaunen hörte er sich auf der Rednerbühne nicht mehr Bewegung predigen, sondern Maaß, und er war doch Mirabeau der Maaßlose — hier stehen wir wieder unmittelbar vor dem Allerheiligsten der Geschichte, vor dem Vorhange, welcher das ewige Mysterium birgt. Auch Mirabeau war fertig, in zwei Jahren fertig, als er, beleidigt von den schonungslosen Demokraten, zum ersten Male des Abends in die Tuilerieen ging, durch Hinter-

pförtchen und verschwiegene Korridors, als er der schönen Marie Antoinette die Hand küßte, als er ihr die Furcht vor dem garstigen Revolutionsmanne durch seine eifrige, glühende Rede verjagt hatte, da war seine Epoche erfüllt, er hatte den Tod in sich gesogen, und es konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als daß ihn jener Page aus den Tuilerieen bereits am 2. April 1791 sterben sah.

Jene Träume von „wenn" und „wenn," daß kein Terrorismus, kein Bonaparte nöthig gewesen wäre, wenn Mirabeau am Leben blieb, sind Träume — der Historiker darf nicht träumen und sein Raisonniren auf Möglichkeiten stützen, er hat den Stoff zu deuten, nicht ihn zu ändern. Mirabeau starb eines natürlichen Todes, als dies noch gestattet war, nicht Vergniaud, nicht Buzot, nicht Barbaroux, alle die feurigen Redner, entgingen der Guillotine, und sie waren bürgerliche Republikaner, unbestechlich, ohne Laster — nicht Danton, und er war Robespierres Freund und Gründer des Terrorismis, nicht Desmoulins, und er war wacker und hatte die Revolution im Jahre 89 zuerst im

Garten des Palais Royal ausgerufen — wollen wir mit Möglichkeiten, ja mit Wahrscheinlichkeiten die Geschichte beleidigen, so preisen wir Mirabeau's Glück, daß er am 2. April eines natürlichen Todes starb.

In den ersten Wochen nach seinem Tode wurde er allerdings dergestalt vermißt, daß man bei schwierigen Fragen in der Nationalversammlung unwillkührlich von allen Seiten nach dem Platze sah, wo er zu sitzen pflegte, er war Herr der Versammlung, von ihm erwartete Alles die Entscheidung — aber die Wochen vergingen, neue Herrschaften bildeten sich, und Mirabeau's Gedächtniß schwand. Seine geistreichen Gegner, die ihn so groß machen halfen, Maury und Cazalès waren nicht mehr zu widerlegen, der augenblicklich wirkende Geist verschwand aus der Assemblée, je mächtiger und lähmender die Parteien wurden, es kam nicht mehr vor, daß das Haus durch eine einzige seiner wilden Phrasen, durch eins seiner barocken Witzworte umgestimmt wurde. Man erzählt zum Beispiel, über einen wichtigen Gegenstand seyen die Mei-

nungen einst so störend und stürmisch getheilt gewesen, daß Niemand sich vor Lärm habe verständlich machen können. — „Ich habe das Wort, — Barnave hat das Wort, Duport hat das Wort,“ braust es hin und her — „das Stillschweigen hat das Wort“ donnert es von Mirabeau's Sitze über die Versammlung hin, und das frappirende Wort erzeugt eine plötzliche Ruhe, Mirabeau spricht und siegt.

Das war Alles vorüber, die Revolution ging ihren Gang, und man glaubte es deutlich zu erkennen, daß er nur der Uebergang aus der leichtsinnigen Voltairischen Zeit gewesen sey; aber Mirabeau war sicher mehr: er war ein Mann ganz und gar, ein Mann mit großen Fehlern aber auch mit riesengroßen Gaben und Vorzügen. Er war kokett, aber mit großen Mitteln und der Größe zu gefallen, er behielt sein Faible für den Adel, aber nur für das Edle und wirklich Vornehme daran; als es ein Verbrechen war, ein Marquis zu seyn, da hätte er gewiß seinen Titel über die Hausthür geschrieben, wie er ihn vergessen hätte zur Zeit einer

geordneten milden Regierung, er nahm Geld — der Punkt ist fein und gefährlich, ich will ihn nicht vertheidigen, um nicht zu verführen.

Aber es ist nichts Gesuchtes, wenn man sagt: Er nahm Geld, weil er mehr verdiente als die Andern und mehr brauchte; weil er sich dumm genannt haben würde, einen natürlichen Lohn auszuschlagen; denn er nahm es erst, als ihm wirklich der Dienst selbst, für den er es nahm, dem allgemeinen Interesse nöthig schien. Mirabeau war nicht erkauft, er war vielleicht in Einzelheiten bestechlich, weil er schwach war, aber käuflich nimmer; dazu blieb er stets zu nobel. Als er in jener Nacht auf das Schloß ging, als Pagen bei nächtlicher Weile Geldsäcke in sein Haus trugen, da wollte er wirklich dem Königthume dienen, da wollte er wirklich einer Ultra-Revolution entgegentreten. Zu erkaufen war er nicht, denn er hatte ein großes, ein kindisch ehrliches Herz, in einer Aufwallung edlen Sinnes hätte er sich seinen Gefühlen und Worten überlassen, und wenn es Millionen, ja das Leben

gekostet hätte. Mirabeau konnte nicht lügen; darin ruht seine höhere Rechtfertigung.

Die Gegensätze in seinem Wesen hat Heine am glänzendsten geschildert, freilich auch nur die Gegensätze, weil sich aber diese auch dem flüchtigsten Leser einprägen, so schließe ich damit:

„Man sieht ihn überall dargestellt arm und wild, liebend und hassend, ein sorglos verschuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte, und der kapabel war, seinen letzten Fixstern und letzten Louisdor im Faro zu verspielen; ein Simson, der die Staatssäulen niederreißt, um im stürzenden Gebäude seine mahnenden Philister zu verschütten, ein Herkules, der am Scheidewege sich mit beiden Damen verständigt, und in den Armen des Lasters sich von den Anstrengungen der Tugend zu erholen weiß, „ein von Genie und Häßlichkeit strahlender Ariel Kaliban, den die Prosa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Poesie der Vernunft berauscht hatte, ein verklärter, anbetungswürdiger Wüstling der Freiheit.“ —

II.

Talleyrand.

Talleyrand.

Er lebt noch, er regiert noch die Welt, er ist allein übrig geblieben. Auch mit dem Tode weiß er sich diplomatisch zu setzen; all seine Revolutionsgenossen sind hinüber, sogar der alte, ewige Lafayette, mit welchem er einst den Grund zum Jakobinerklub legte, sogar sein guter Freund, oder richtiger: sein bon ami Lafayette mit der vulgairen Ehrlichkeit ist gestorben, ist ihm vorangegangen. Es war ein merkwürdiges Triumvirat, was Anfangs 1832 noch von den grauen und rothen Zeiten herüberreichte in unsre verwickelten Tage: Göthe schrieb noch zu Weimar, Lafayette sprach von republikanischen Institutionen zu Paris, Talleyrand

zerknitterte kleine Billets, spielte Whist und regierte die Welt zu London.

Was hat er gethan sein Lebenlang? Er hat, einer der ersten, die Revolution verstanden, er hat, einer der wenigen, die Welt begriffen mit ihren großen Worten und großen Schwächen, er hat die Konsequenz zu Schande gemacht, hat das Wort „Legitimität“ erfunden, hat die Julirevolution für Ludwig Philipp und den allgemeinen europäischen Frieden gerettet.

Lafayette und Talleyrand — da sind die zwei Enden der Revolution, nimmt man noch Mirabeau dazu, so haben wir auch die tugendhafte und lasterhafte Leidenschaft, die drei alten französischen Edelleute erscheinen wieder nebeneinander auf der Tribüne der Nationalversammlung, und die Revolution hat wieder ihre Helden, denn diese drei Edelleute haben sie geleitet. In ihnen finden sich alle Vorzüge und Schwächen der Revolution, die Guillotine ausgenommen, welche dem bürgerlichen Terrorismus vorbehalten blieb.

Leidenschaften bringen weit, sie sind das Blut des

Lebens, gar keine Leidenschaften besitzen bringt noch weiter — Talleyrand hat die beste Carrière gemacht. Principien, Grundsätze fundiren den Mann, geben ihm die Stellung — Principien und Grundsätze sind ihm stets lächerlich gewesen, aber er hat nie öffentlich darüber gelacht. Wenn er wirklich ein großer Mann ist, so wird er's erst in seinen Memoiren thun, und dies soll uns, falls wir's erleben, der Maaßstab seyn, ob er sich wahrhaft seiner und der Welt bewußt war, und nicht blos ein Glückspilz des zufälligen Erfolgs genannt werden darf.

Talleyrand ist ein lehrreiches Buch ohne Titel. Das heißt: er versteht wie Keiner die Kunst, nicht klug zu scheinen, nicht klug auszusehen. Man nennt ihn den ersten Diplomaten Europa's, und wenn von einem Diplomaten die Rede ist, so denken sich die Leute einen zugeknöpften, süperfeinen Mann, der vom Wetter spricht, wenn von Krieg und Frieden die Rede ist, der geheimnißvolle Mienen macht, in dessen gefalteter Stirn tausend arrières pensées eingeschachtelt liegen. Nichts

von alle dem ist an Talleyrand zu sehen: immer lächelnd, immer gesprächig, nichts verbergend, Alles besprechend hat er ganz das Ansehn eines bon enfant, man wird zutraulich statt rückhaltend in seiner Nähe, mit einem Scherz, einem bon mot behandelt er europäische Lebensfragen, nie ist Geschäft, Absicht an ihm zu merken.

Schnelle, kurzsichtige Leute haben ihn einen Betrüger genannt. Man kann sich nicht plumper ausdrücken. Es ist eben so thöricht, als wenn die Historiker ein fatales geschichtliches Ereigniß einen Irrthum nennen. Talleyrand ist das Fatum der modernen Geschichte, das Fatum hat kein Gewissen, es ist ein Gewissen. Er ist ein Bild moderner Liebe, die keine Treue mag, wenn diese nicht aus der Liebe fließt — er liebt nur das, was ihm liebenswerth ist, und darum auch nur so lange es ihm liebenswerth ist, er thut nichts aus Gewohnheit, darum kennt er die Treue nicht, die Treue im platten Sinne des Worts.

Und wenn das Alles nicht gelten soll, nun wohl so nenne man ihn den Jesuiten der Ge-

schichte. Waren die Jesuiten ohne Moral, so war doch in ihrer Ganzheit eine Größe, und sie brauchten mehr Klugheit um die Welt zu betrügen, als die Welt besaß. Es ist sehr lächerlich, die größte Klugheit nicht auch eine Größe zu nennen.

Wir sagen nicht, die Geschichte sey eine Betrügerin, obwohl sie uns täglich täuscht; wir sind oft im Irrthum über ihre Moral, aber nur die Frivolsten sagen, sie habe gar keine.

So vorsichtig muß man auch mit Talleyrand seyn. Es ist eine sehr wichtige Erscheinung, daß weder sie noch er jemals ausgelacht worden sind; man verwünscht die Geschichte, aber sie ändert deshalb ihr Antlitz nicht, man hat Talleyrand von hinten Fußtritte gegeben, und er hat vorn weiter gelächelt. Beide sind niemals Narren zu nennen.

Wem ist es nicht schon in warmen Sommernachmittagen begegnet, wenn er über Land ging und die Sonne quälte ihn, und die schöne Gegend sah ihn starr und vertrocknet an, und die meisten Vorgänge der Weltgeschichte, welche nicht nach seinem Geschmack waren, gingen ihm durch den

Kopf, wem ist es da nicht begegnet, daß er alle Wissenschaft, alle Principien, alles gewonnene Absolute bei Seite warf, und in die mürrischen Worte ausbrach: Ach, sind wir Narren! Nichts ist sicher, fest, unfehlbar in dieser Welt, jeder Satz, jede sogenannte Wahrheit läßt sich niederlegen, was quält, was verbittert man sich das Leben mit dem hartnäckigen Eifer für Dies oder Jenes; warum nimmt man nicht, was sich bietet, ist es nicht am Ende weiser, überhebt man sich nicht der Welt, wenn man sich von ihren Leidenschaften emancipirt!

In solch einer Sommernachmittagsstunde scheint Talleyrand in die Welt getreten zu seyn. Wenn er auch nicht über Land gegangen ist, diese Gedanken sind in ihm gewesen, wenn er jemals mehr gewesen ist als ein gemeiner, gedankenloser Egoist. Und sie kommen einem altfranzösischen Grafen, der sich in die Politik begibt, so leicht und natürlich — wer hat das Absolute der Politik erfunden, denkt er, die Menschen werden ewig Menschen bleiben mit Ehrgeiz, Leidenschaft, Egois-

mus, sie werden's bleiben in dieser und jener Form der Regierung, jede Form hat ihr Extrem, welchem sie nicht entgeht, hier ist zu viel Poesie der Willkühr, dort zu viel Prosa des Todten, Gemachten, Ausgerechneten, und die Hände, welche hier und dort lenken, bleiben immer Menschenhände; es ist kaum als wesentliches übrig, daß die Leute so viel als möglich vor Hunger und Durst geschützt werden.

Das ist sein Raisonnement, und ich hab' es immer für zufällig gehalten, daß Talleyrand die längste Zeit unter der trikoloren Fahne gedient hat. Er war und ist die Objektivität der Politik, er hat nur einen Grundsatz gehabt, keinen zu haben, die Weisheit der Menschen ist ihm gewiß immer unzulänglich erschienen, was blieb da anders als die Klugheit für ihn übrig? Zum Glauben an die Weisheit gehört auch wirklich ein gewisser Ernst des Herzens, eine Poesie des Glaubens, die er nie besessen hat. Von diesem Gesichtspunkte aus leuchtet es ein, daß weder Aristokratie noch Demokratie, noch andere dieser kouranten Begriffe

dem Wesen nach jemals für ihn existirten. Er hat es auch nicht einmal zu Sympathieen und Antipathieen gebracht, weil er zu seinem Glücke niemals ein politisches Herz besaß. Nur Geld und Macht hat er gewollt, ob in leinenem Kittel, im schlichten Rock und Titel der Republik oder im Tressenrocke und Glanze der Monarchie, das war ihm einerlei.

Er ist das bedenklichste Beispiel, wie weit man mit Verleugnung aller innern Theilnahme an der Welt, wie weit man mit der Klugheit kommen kann. Noch jetzt rollt er als Plenipotentiaire der Politik in die Höfe der Tuilerieen, er ist das Orakel des klugen Louis Philipp, er ist noch mächtig wie 1790, 1815 und 1830, seine Wangen sind roth, er ist über achtzig Jahr alt, und die Journale sagen, er wird jünger statt älter, und Niemand sieht's ihm an, daß er, ich glaube, vierzehn Eide geschworen hat, wo der spätere immer den früheren aufhob.

Charles Maurice Talleyrand v. Perigord ist im Jahre 1754 zu Paris geboren. Seine Vor-

fahren gehen tief in's graue Frankenthum zurück bis in's elfte Jahrhundert zu Boso Grafen Charroux oder von der Marche. Sie hießen früh Grafen von Perigord, und legten sich den Namen Talleyrand von einer Besitzung bei.

Also von zweifelloser Familie, von souverainen Grafen, von jener Aristokratie stammt er ab, welche einem Könige Ludwig nichts weiter gelassen hatte als die Domaine Laon, von jener Aristokratie, welche Ludwig XI. mit dem magern, aber ehernen Arme zerbrach, welche Ludwig XIV. mit der Reitgerte demüthigte und regierte, und deren verwahrloste Söhne sich in der Revolution rächten.

In Maurice Talleyrand fand sich indessen nichts von Rache, Rache ist ihm ein phantastischer Aufwand — er war zum Priester bestimmt, legte früh einen feinen durchdringenden Verstand an den Tag, und der Klerus glaubte in ihm eine Stütze seiner wankenden Herrlichkeit zu sehen. Charles Maurice hatte wirklich die schönsten Anlagen zu einem Pabste, und das wäre er auch zuverlässig geworden, wenn er seiner Kirche Zukunft

und Macht zugetraut hätte. Er erinnert auf's Lebhafteste an jene steinernen Bischöffe und Kardinäle, welche immer segnend lächelten, in jedem neuen höhern Posten andre Ansichten predigten, und dick und feist wurden bei Enthaltsamkeit von allerlei Fleisch.

Daß er ein wenig hinkte, vergab man seinem Geiste, der über jedes Hinderniß hinwegsprang, in neuerer Zeit haben die geistreichsten Leute ihre Vorzüge mit einem Klumpfuße oder einem zu kurzen Beine bezahlen müßen. Außer Talleyrand hinkte Lord Byron, Walter Scott, hinkt Chateaubriand, und Viennet, der Dichter, wenn er Verse macht. Schon Lesage hatte „le diable boiteux erfunden, und le diable hat in Frankreich immer für geistreich gegolten, nur in Deutschland giebt's „Dumme Teufel."

Das Alles wußte der Klerus von seinen Amtsverrichtungen her, und im Jahre 1780 wählte er Talleyrand zu seinem Generalagenten. Talleyrand war damals noch nicht 26 Jahre alt, und kurz darauf erhielt er sogar das Bisthum Autun.

Hier angekommen sah er sich um, und suchte seine Leute. Er wollte eine Carrière machen. Die Verhältnisse fingen an, sich zu entwickeln, er wendete sich an Mirabeau, der damals mit Calonne, dem Finanzminister in Verbindung stand. Calonne war bekanntlich der Homöopath unter den Finanziers, er wollte den verschuldeten Staat durch neue, immer größere Schulden hüten, den verschwendeten Schatz durch Verschwendung kuriren. Dabei hatte er sich an Mirabeau gewandt, und es findet sich noch ein Brief von diesem vor, welcher folgendermaaßen beginnt:

„Sie bedauern, daß ich mein geringes Talent nicht verwenden will, um ihre schönen Entwürfe auszuarbeiten; wohlan, mein Herr, erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Mann nenne, der dieses Beweises von Vertrauen in jeder Beziehung würdig ist. Der Abbé von Perigord vereint mit einem großen und geübten Talente die umsichtigste Klugheit und eine jede Probe aushaltende Verschwiegenheit. Sie werden nie einen Mann finden, welcher zuverläßiger, eifriger im Dienst ꝛc.“ —

Mirabeau, der ihn damals empfahl, wird später von ihm hintergangen, und sie geriethen in Feindschaft. Die Revolution nöthigte sie zwar zu einer äußerlichen Vereinigung, aber erst auf dem Sterbebette hat ihm jener vergeben.

Talleyrand fuhr übrigens um jene Zeit noch fleißig nach Versailles, spielte lose Spiele mit den schönen Hofdamen, war fein witzig, artig, galant, machte Calembourgs, schrieb Billets auf Seidenpapier.

Als die Generalstaaten zusammen berufen wurden, ernannte ihn seine Ballei Autun zum Deputirten. Bald nach den ersten Sitzungen schaute er mit seinem Falkenauge in die tiefen Lücken des alten Frankreich, er erkannte, daß Versailles ein Todtenhaus wurde, und wie einer alten Liebschaft sagte er dem Hof Adieu, Adieu den geistreichen Billets, womit er die petits levers verwirrt und entzückt hatte.

Schon damals schnitt er sich im Stillen eine Republikanerjacke. Man rief ihn nach Hofe, man unterredete sich heimlich und eifrig mit ihm,

aber er war schon lange untreu. Er besaß die feinsten historischen Nerven, und witterte den politischen Tod lange schon, wenn das Opfer noch scheinbar rüstig und lebendig war. Nur darin war er konsequent, daß er mit Todeskandidaten nichts zu schaffen haben wollte: wie ein Liebhaber wechselnder Art bereits neue Berührungen anknüpft, wenn man ihn noch in den Umarmungen älterer Liebe völlig beglückt glaubt; auch in den Küssen entdeckte er die tödtliche Krankheit des Herzens. Darum sagt ein geistreicher Schriftsteller über ihn: seine Verschiedenheit von den übrigen Staatsleuten bestand nur darin, daß er nicht wie diese noch eine Zeitlang bei der Leiche sitzen blieb. Es ist wahr: die Meisten haben's nicht besser gemacht als er, haben nicht weniger die Herren gewechselt, nur thaten sie's mit weniger Geschicklichkeit, mit mehr Pietät, und hatten darum zumeist weniger Vortheil davon. Pietät stand nicht in Talleyrands Katechismus.

Zu allgemeiner Verwunderung sprach der Held der petits levers, der Bischof von Autun für die

Vereinigung der drei Stände. Der Hof war bestürzt. Talleyrand brauchte wie alle historischen Leute viel Geld und hatte immer viel Schulden — der Hof bot ihm hohe Summen. Aber er hatte von Jugend auf rechnen gelernt, der Kalkul war sein Herz, und er wußte jetzt, auf welcher Seite mehr zu erwarten war. Er lehnte das Geld an sich, das Geld als Bestechung nicht ab, sondern weil er auf der andern Seite mehr zu erwarten hätte — „Geld vom Hofe genommen," sagte er, wird künftig nur Veranlassung zum Sturze sein, und da ich es nöthig habe, mich zu bereichern, so will ich meinem Glück eine festere Grundlage geben."

Der Sturm der Bastille bricht los, Talleyrand wird zu Versailles in der Nationalversammlung zu der Deputirtenkommission gewählt, welche nach Paris reisen und der Kammer Bericht erstatten soll. Damals erkannte er in der unabsehbaren Volksmenge, welche diesen Deputirten entgegenjauchzten, in den blitzenden Augen der **Ouvriers**, in den rauchenden Trümmern des alten Zwingschlosses, daß die Vergangenheit bis auf den Tod

bedroht sei, daß nur Gewinn zu finden sei inmitten des neuen Umschwungs. In jener berühmten Nacht des 4. August, wo das alte Lehnswesen von den Stimmen und Gesetzen der Nationalversammlung zertrümmert wurde, in den folgenden Tagen, wo es sich um die Verhältnisse des Priesterthums zum Staate handelte, da war Talleyrand fortwährend auf der Bresche. Er beginnt nicht damit, alte Rechte seines Standes aufzugeben, aber sobald er ihren Leichengeruch wittert, sobald er Andeutungen, Wünsche, entfernte Möglichkeiten aussprechen hört, da faßt er das Alles zu einem schlagenden Amendement zusammen, da ist er der erste, welcher jene Rechte aufgiebt, mit Emphase aufgiebt. Und so genießt er immer die populären Vortheile des Opfers.

Eben so kalkulirte er mit den Gütern der Geistlichkeit: obwohl es noch Niemand deutlich ausgesprochen hatte, wußte er doch, daß sie nicht mehr zu retten waren, und schlägt das Silberzeug der Kirchen und Klöster zum Verkaufe vor, ja am 10. October hinkte er auf die Tribüne und gab

als Bischof von Autun die klerikalischen Besitzthümer ganz der Nation Preis. Es kümmerte ihn nicht, wie seine Standesgenossen über ihn herfielen, wie seine eigene Ballei dagegen protestirte.

Dabei muß seine Redeweise gedacht werden. Sein Talent dieser Art galt nur zu Anfange der Nationalversammlung etwas, es ist ein wenig zerblätternd, ohne Schwung und absonderliche Kraft, aber fein logisch, distinguirend, er erfindet neue Amendements gut, erfindet schlagende Worte für neue Zustände. Auch fehlt ihm jene französische Rhetorik nicht ganz, welche entfernte Begriffe in eine überraschende Phrase zusammendrängt, und seine Reden erweckten darum viel Theilnahme, weil sie die Zuhörer gewissermaaßen mitwirken, mitschaffen ließen. Er sagte: die Sachen liegen so und so, und nun beschrieb er, wie sich ihm Gedanken aufgedrängt hätten, nun lud er ein, diese Gedanken nach allen Seiten mit zu betrachten, zu prüfen, nun rief er plötzlich: Sehen Sie meine Herren, ist dies nicht der Alles überwältigende Gedanke, müssen wir uns nicht mit unsern Verstan-

deskräften dieser oder jener Idee ergeben? Es war eine logische Konversationsberedsamkeit, aber keine im großen Stile.

Um jene Zeit stiftete er mit Lameth, Barnave, Lafayette, Mirabeau, Sieyes, Bailly den Klub der „Freunde der Konstitution,“ was später der Jakobinerklub wurde. Das war die erste Revolutionsgesellschaft, welche er in Kurzem verließ; mit vielen seiner politischen Freunde gründete er einen rivalisirenden Klub, der Anfangs „Gesellschaft von 1789,“ dann von dem Kloster der Feullantiner, in welchem man sich versammelte „Klub der Feuillans“ genannt ward. Lafayette, Barnave begleiteten ihn dahin; gegen den Jakobinerstil, welcher unbeschränkte Volkssouverainetät verlangte, begnügte man sich hier mit monarchischer Demokratie. —

Verschwender haben immer die strengsten ökonomischen Theorieen; er empfahl auf der Tribüne stets die Sparsamkeit, und vergaß das auch nicht, als zum 14. Julius die Jahresfeier der Revolution abgehalten werden sollte. Wie mag er heute

lachen, wenn er an jenen Tag auf dem Marsfelde zurückdenkt, an die drollige Maskerade seiner Jugendzeit. Ganz Paris war auf den Beinen, Talleyrand als Bischof von Autun, zog voraus mit der Geistlichkeit. Wegen der Gleichheit, die auch unter die Priester gerathen war, trug er wie alle übrigen ein weißes Chorhemd und eine dreifarbige Schärpe um den Leib. So bestieg er den sogenannten Altar des Vaterlandes, und hielt bei dem Gewirbel der Trommeln und dem Rauschen der kriegerischen Musik unter freiem Himmel das Hochamt ab. Der König Ludwig saß auf dem Throne, die Deputirten, die Departementschefs saßen rings im Kreise, die drei und achtzig Paniere flatterten, so weit das Auge reichte nichts als Menschen und Köpfe, revolutionaire Köpfe — und Talleyrand stieg die ersten Stufen hinab und weihte die Oriflamme und die Fahnen, Lafayette tritt zu ihm hinauf und spricht zuerst den Schwur und drückt die Spitze des Degens auf den Altar, und die Kanonen donnern, und das ganze Marsfeld erdröhnt vom Stimmengebraus. Und als auch der König

und die Nationalversammlung geschworen hatten, und die Feuerschlünde schwiegen, da stimmte Charles Maurice Talleyrand den Lob- und Dankgesang an, zwölfhundert Musiker und die vielen tausend Stimmen fallen ein.

Es giebt kaum einen merkwürdigeren Moment in der Geschichte, man glaubt das Schicksal wie die lächelnde Ironie in eigner Person auf den weißen Sommerwölkchen des Julitages sitzen zu sehn — Talleyrand, der an nichts glaubt, als an die Klugheit, dem warscheinlich sehr irdische Pläne dabei durch den Kopf gehn, Talleyrand spielt feierlich den Priester Gottes, und sanktionirt die Dauer einer Verfassung.

Am 25. Februar 1791 weiht er auch den ersten konstitutionellen Bischof ohne Erlaubniß des Pabstes, ohne Prüfung, ohne Glaubensbekenntniß — er sah: das Rad war im Rollen, und er rollte mit.

Dafür kam den 1. Mai 1791 ein Breve des Pabstes an, was hauptsächlich gegen Talleyrand von Perigord gerichtet. „Der Pabst suspendirte ihn

von allen priesterlichen Verrichtungen, und exkommunizirte ihn binnen vierzig Tagen, wenn er nicht inzwischen seine Reue an den Tag legen würde."

Talleyrand lachte dazu, und diese Erscheinung kam allerdings sechs Jahrhunderte zu spät — die Geistlichkeit hatte in Frankreich ihre Rolle zu Ende gespielt, bald nach jenem Aktus legte Talleyrand seine bischöfliche Würde nieder.

Man erzählt, daß Talleyrand um die damalige Zeit stark gespielt habe, und zwar mit Glück, wie sich das bei ihm von selbst versteht; denn seine Kunst und sein Glück bestanden ja eben im glücklichen Spiele. Er sollte in Kurzem über 6—700000 Franks gewonnen haben, und man machte ihm öffentlich Vorwürfe darüber, denen er öffentlich begegnen mußte. Bei einer aufkeimenden Republik werden die Vergnügungen der frühern Zeit schon an sich leicht zu Lastern gestempelt und ein gewisser Rigorismus ist im Allgemeinen jungen Republikanern eigen, so wenig sie Persönlichkeit gestatten, so wenig dulden sie persönliches, individuelles Abweichen von Sitten und Gewohnheiten,

welche aus der Theorie konstruirt sind. Talleyrand, der so ganz und gar nicht zu ähnlichen Formen paßte, nimmt sich sehr spaßhaft aus, wenn er des Spiels halber den Reuigen spielt. Sein Brief sagt, er habe zwar nicht in öffentlichen Spielhäusern, sondern im Schachklub 30000 Fr. gewonnen, aber „ich führe diese Thatsache keineswegs an, um mich zu rechtfertigen. Der Geschmack am Spiele hat sich ohnehin auf eine Besorgniß erregende Weise verbreitet. Ich liebte es nie, und werfe mir daher um so mehr vor, der Verführung nicht hinreichenden Widerstand geleistet zu haben. Ich tadle mich deswegen als Privatmann, aber noch mehr als Gesetzgeber, welcher fest glaubt, daß die Tugenden der Freiheit eben so streng sein sollen, als ihre Prinzipien, daß ein wiedergebornes Volk die ganze Strenge der Sittenreinheit wieder gewinnen, und daß die Nationalversammlung über solche Ausschweifungen wachen muß, welcher die Gesetze durch alle Mittel, die nicht gegen die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit und die Achtung für das Eigenthum verstoßen, vorzubeugen trachten

sollen. Ich verdamme mich daher, und halte es für meine Pflicht, dies zu thun, denn seitdem das Reich der Wahrheit angekommen ist, und man auf die unmögliche Ehre, keine Fehler zu haben, verzichtet hat, ist es das erhabenste Mittel, seine Irrthümer gut zu machen, wenn man den Muth faßt, sie zu erkennen."

Wie salbungsvoll! Und wie bezeichnend ist der schwülstige Stil.

Aber das Volk mißtraute ihm wirklich. — Um diese Zeit lag Mirabeau auf dem Tode, und ließ den Erbischof rufen, um ihm zu vergeben. Sie sprachen sechs Stunden lang mit einander und versöhnten sich — vielleicht erzählen einst Talleyrands Memoiren, was der Sterbende gesagt, was Charles Maurice erwiedert hat. Talleyrand las Mirabeaus letzte Arbeit in der Nationalversammlung vor, und da durch dessen Tod eine Stelle im Direktorium des Departements erledigt war, so bemächtigte er sich derselben. Tod und Leben, Geschichte, Glück und Unglück waren immer nur zum Vortheile für ihn da.

Im Junius 91 ereignete sich die bekannte Flucht Ludwigs XVI., die nur bis Varennes reichte, und dabei verbreiteten sich wieder die ungünstigsten Gerüchte über Talleyrand. Man sagte, er habe durch Vermittelung Mirabeaus dem Könige seine Dienste antragen lassen, und dieses Anerbieten sei nicht durchaus verworfen worden, er habe große Summen vom Hofe erhalten, und es seien ihm 80000 Franks gestohlen worden.

Talleyrand erwiederte naiv genug: er sei unglücklicher Weise gegen ein solches Ereigniß gesichert — umsonst, er verlor neues Terrain im Wohlwollen der Nation.

Bald darauf ward er als Attaché der Chauvelinschen Gesandtschaft vom Könige nach London geschickt, und das gab neue Veranlassung zu immer heftigerem Widerwillen gegen ihn, bald sollte er für den König, bald für den Herzog von Orleans intriguiren, und es ist allerdings sehr unwahrscheinlich, daß nicht bedeutende geheime Zwecke zum Grunde gelegen haben. Der Graf von Provence, der spätere Ludwig XVIII., wollte

damals der kritischen Lage seines Bruders wegen im Auslande zum Regenten ernannt werden. Er berief eine Versammlung der drei Stände nach Mannheim; es waren dies lauter Emigranten, und sie ertheilten ihm ohne Weiteres das Recht und die Würde eines Regenten. Diesem Treiben vorzubeugen, was Ludwig XVI. von einer andern Seite mit neuen Banden bedrohte, soll die Talleyrand-Chauvelinsche Gesandtschaft nach London geschickt worden sein.

So kam's, daß Talleyrand als Mitglied dieser Gesellschaft auch von den Emigranten heftigst angegriffen wurde, denen er ohnedies als revolutionairer Priester verhaßt genug war, und er stand nun in einem bedenklichen Kreuzfeuer. Das Volk in Paris machte reißende Fortschritte, verjagte am 10. August 1792 den König aus den Tuilerieen, und Talleyrand, welcher bereits im Juli aus London zurückgekommen war, saß auf einem glühenden Roste in Paris. Hätte sich nicht damals Danton seiner erbarmt, der Mitglied des provisorischen Vollziehungsraths war, er hätte

wohl schwerlich den Weg nach London, sondern den kürzeren nach dem Grèveplatze eingeschlagen. Danton gehörte zu den Nachkommen Voltaire's, ließ neben seinen republikanischen Ideen auch seinen Launen und Sympathieen den Zügel schießen, nahm Geld und war nicht aus Grundsatz rach- und blutlustig. Wenn er auch der erste war, welcher die Nothwendigkeit des Schreckens mit seiner fürchterlichen Stimme von der Tribüne herab proklamirte, so gehörte er doch keineswegs zu den eigentlichen Scharfrichtern. Es ist notorisch, daß er während der triefenden Septembertage rettete, was er irgend retten konnte. Auch für Talleyrand hatte er ein Faible, der schlaue Diplomat, der tolerante Politiker gefiel ihm, und diesem Zufall verdankte der Erzbischof sein Leben. Danton schrieb ihm eigenhändig den Paß:

„Lasset passiren Talleyrand, der sich auf unsern Befehl nach London begibt.“

Danton.

Mit diesem Hauptschlüssel eilte „le boiteux“ Hals über Kopf nach London zurück.

Es war auch die höchste Zeit. In der eisernen Kiste des Königs fand man Papiere, welche Talleyrand verdächtigten, er ward vor die Schranken des Convents gefordert, und das klang damals so voll wie Todesbotschaft. Achille Viard sagte aus, er habe Talleyrand in vertrauten Verhältnissen zu mehrern Ausgewanderten stehen sehen, wie zu Narbonne, zum duc d'Aiguillon etc. — Talleyrand ward in Anklagezustand versetzt.

Umsonst schickte er ein Rechtfertigungsschreiben an den Convent, das Anklagedekret blieb in Kraft, und da er natürlich wenig Lust bezeigte, zurück zu kehren, so ward er auf die allgemeine Liste der Emigranten gesetzt. Aber die Emigranten in England nannten ihn einen Spion der Jakobiner, Pitt brachte die Fremdenbill gegen ihn in Anwendung und verbannte ihn. Binnen drei Tagen mußte er England verlassen.

Das war die Zeit der sieben magern Kühe für ihn, es gab nichts zu diplomatisiren, kein Geld, keine Macht, oder besser umgekehrt: keine Macht, kein Geld zu erwerben. Er ging nach Nordame-

rika; sehr offenherzig schrieb er von dort an Frau v. Genlis: „Ich denke kaum an meine Freunde, ich beschäftige mich nur damit, mein Glück wieder aufzubauen.“

Die Unthätigkeit machte ihn mürbe und verdrießlich, und er schrieb sogar an dieselbe Dame: „Ich werde keinen Theil mehr an den Geschäften nehmen, ich habe sie für mein ganzes Leben satt.“ — Frau v. Genlis sagte sehr richtig zu dieser launischen Aeußerung: „Die Ehrgeizigen gleichen den Liebenden, welche Unzufriedenheit und Aerger für Besiegung der Leidenschaft und für Vernunft halten.“

Talleyrand wäre längst gestorben, hätte er unthätig in Amerika verbleiben müssen; die Intrigue ist ihm so nothwendig, wie andern Leuten die Ruhe.

Der neunte Thermidor kam, sein intimster Gegner, welcher die Voltair'sche Lasterhaftigkeit tödtlich an ihm haßte, Maximilian Robespierre, der blutige Rigorist, ward gestürzt, guillotinirt. Bei Maximilians Tode athmete Maurice wieder auf; nun war wieder Hoffnung da, das Direktorium kam an's Ruder, er schrieb eifrigst an Frau

v. Staël, und diese sprach eifrigst in Chénier hinein, für die Rücknahme des Talleyrand'schen Anklagedekrets zu wirken. Dieser that es und das Dekret ward aufgehoben. Talleyrand schiffte sich sogleich nach Hamburg ein.

Hier lernte er die Ostindierin Mad. Grandt kennen, sie war sehr schön und interessirte ihn. Er hatte immer gern mit Frauen zu thun. Diese Mad. Grandt ist's, von der er sagte: die hat keine Ahnen, aber ein Herz, und sie wird mich nie des Egoismus und der Undankbarkeit beschuldigen. — Mad. Grandt ist also eine sehr seltne historische Person.

Er kam nach Paris und suchte sich wieder einzurichten: Direktor Barras, ein Lebemann, war bald durch feine, vornehme Manieren gewonnen, Rewbell bewunderte den vollendeten Diplomaten in ihm, Larévéillère, der Theophilanthrop, welcher gern eine deistische Kirche gestiftet hätte, nahm Interesse an dem Erzbischof, der vom Papste in den Bann gethan war, Letourneur ignorirte ihn und nur Carnot war unerbittlich. Er schilderte ihn, wie ihn heute noch Viele schildern, als er zu

Chénier sagte: Er bringt alle Laster des alten Regime mit, ohne eine von den Tugenden des neuen angenommen zu haben; er hat durchaus keine festen Grundsätze, wechselt sie vielmehr je nach Wind und Wetter. Er war Philosoph, als die Philosophie Mode war, ist jetzt Republikaner, weil man das heut seyn muß, um etwas zu werden, und morgen wird er die Tyrannei proklamiren, wenn sie ihm Nutzen bringt; ich will von ihm um keinen Preis was wissen, und so lange ich am Staatsruder bleibe, soll er gewiß nichts werden.

So sprach der eiserne Carnot, der Aristides der Franzosen, den selbst Napoleon nicht erweichen konnte — zu ihm paßte freilich Talleyrand auf keine Weise.

Das war eine fatale Zeit für Talleyrand, und er war oft sehr verstimmt, wenn er Frau v. Staël besuchte. Unbeschäftigt, unwichtig in den Salons herumzustreichen, dicht neben der Macht unmächtig zu seyn, das war hart, sehr hart für seinen Drang. Er versuchte es, sich dem Grafen

von Provence anzubieten — vor Napoleon war die Emigration immer noch mächtig, es gab noch keine eisernen Barrièren um Frankreich, der Graf von Provence war in Blankenburg, und Fouché, Cambacérès trugen sich ihm an, Talleyrand wollte nicht der letzte seyn — aber die Emigranten schrieen Zeter über ihn.

Sein feines Auge wurde indessen dabei nicht blöde. Bei der schönen, leichtsinnigen Wittwe des Generals Beauharnais fand er täglich jenen jungen, schmächtigen General, welcher am 13. Vendémiaire durch sein entschlossenes Kanonenfeuer das Direktorium gerettet hatte, und witterte etwas von Zukunft in dem kleinen, gelben Malkontenten. Der kleine Korsikaner war glühend verliebt in Josephine Beauharnais, und wenn er nicht verliebt war, so war er eben so verdrießlich wie Talleyrand, daß er nichts zu thun hatte. Frau v. Staël soll damals, oder nicht lange vorher, dem Kleinen oft mit ihrer Börse zu Hülfe gekommen seyn.

Talleyrand war der erste, welcher den Namen

Bonaparte oft nannte, und die Frau von Staël wiederholte ihn gegen Barras. Dieser hätte die Verbindung Bonapartes mit Josephine gern gesehen, und Talleyrand rieth nun dem jungen General eifrigst dazu. Dieser hatte einige Scheu vor Josephinens Unbesonnenheit, und hielt mit seinem Antrage zurück. Talleyrand trieb täglich. „Citoyen," sagte er, „Sie haben Beweise eines glühenden Patriotismus gegeben; man wirft Ihnen vielleicht etwas Ueberspannung vor, jetzt aber sind wir gemäßigter; Ihre Dienste am 13. Vendémiaire gefallen nicht allen, sie haben den Anstrich des Jakobinismus, und davon ist es gut sich rein zu waschen; Sie werden dies durch Siege thun, denn dies ist die in Frankreich einzig mögliche Art von Rehabilitation; man wird Sie dann nur mit Lorbeern bekränzt sehen. Glauben Sie mir, nehmen Sie eine Frau, die Ihnen schöne Hoffnungen zur Morgengabe bringen wird."

Talleyrand soll wirklich Barras vermocht haben, dem jungen Bonaparte die Armee in Italien anzuvertrauen.

Frau von Staël sprach übrigens unaufhörlich in Barras hinein, man möge dem Talleyrand eine Stelle im Direktorium geben. Trotz alle dem hatte dieser nie eine allzu vortheilhafte Meinung von der geistreichen Frau; er sagte einmal von ihr: Aus einem Quadratzoll webt sie hundert Ellen Stoff. Ich kenne sie so genau, daß ich ihr nur das große Geheimniß mittheile, von dem ich will, daß die ganze Welt es wisse. Trotz dieser Vorsicht läßt sie mich doch immer tausendmal mehr sagen, als ich ihr gestanden habe. Sollte sie sich Bonapartes bemächtigen, so würde sie ihn mit Himmel und Hölle entzweien, die Planeten und unsere Erde nicht zu vergessen.

Man sieht an Madame Staël recht deutlich, daß es oft wichtiger ist, gut schweigen, als gut sprechen zu können. Denn dieser Mangel verleidete sie Napoleon, und zerstörte ihr bürgerliches Leben.

Talleyrand war zu tief in der öffentlichen Meinung gesunken, er war noch nicht an's Ruder zu bringen, derselbe Chénier, welcher auf Zureden

der Frau von Staël seine Rückkehr bewirkt hatte, sagte von ihm: der Abbé Moriz will, nachdem er Monarchist, Orleanist gewesen, und Robespierrist nicht seyn konnte, weil Maximilian nichts von ihm wissen wollte, einstweilen Direktorialist werden, in der Hoffnung, das zu seyn, was die Regierung ein wenig später werden wird. Dieser — und hier brauchte er einen Ausdruck, wie er für einen Exprälaten durchaus nicht paßt — gleicht einem Schwamme, der alle Flüssigkeiten, in welche man ihn taucht, einsaugt, nur mit dem Unterschiede, daß der Schwamm wiedergiebt, was man ihm anvertraut, unser Freund aber Alles für gute Beute erklärt.

Talleyrand blieb unerschüttert höflich; es ist auch Unrecht, von einem bedeutenden Staatsmanne zu verlangen, daß er nichts weiter seyn soll als zu dieser oder jener Partei gehörig, Chénier ist nach einem kurzen Ruhme untergegangen, verdorben, verkümmert, Talleyrand regiert heut noch die Welt. Es blieb ihm später nichts übrig, als spitzige Verse im Dachstübchen auf Moriz zu machen,

welcher im goldnen Pallast wohnte, und natürlich vergessen hatte, wie ihn Chénier mit seiner lebhaften Rede von der traurigen Verbannung errettet hatte. Es war Talleyrands Talent, die Vergangenheit zu ignoriren, Dankbarkeit paßt nicht in's Staatsleben, ein guter Diplomat kann nicht verpflichtet und nicht beleidigt werden. Moriz hat später zu Chéniers schimpfenden Versen gelächelt, und er hat auch gelächelt zu den republikanischen Schlußworten:

Ich weigre mächt'gen Feinden Schmeichelei,
Und streue Weihrauch einsamen Altären. —

Armer Chénier! Es mag brav seyn, an einsamen Altären zu hungern, aber klug war es nicht, denn Talleyrand nahm keine Notiz davon.

Uebrigens war er um jene Zeit, wo Carnot ihn zu Boden hielt, auch nicht weit vom hungern, und doch war seine Gewissenhaftigkeit nicht Schuld daran. Eine Kutsche konnte der Erzbischof nicht mehr bezahlen, er fuhr in einem Miethskabriolet und zehrte an dem letzten Louis'dor. Trotz dem machte er keine beleidigenden Verse, war in allen Salons, war fein, artig, lächelte viel, führte

geistreiche Gespräche und schmachtete wie ein ergebener, nicht wie ein mürrischer Liebhaber nach Politik; kurz war liebenswürdig. Das wirkt in der Politik wie bei Damen. Im Salon der Frau v. Montesson, der verwittweten Herzogin von Orleans, wo die beste Gesellschaft von Paris sich damals versammelte, war er täglich, und eines Tags sagte dort Jemand, durch die feinen Manieren Talleyrands, sein Ahnenerbtheil, bezaubert, er sey so liebenswürdig, daß ihm eine Frau nichts versagen könne.

Ihre Gunst nicht — versetzte Frau v. Montesson — aber ihr Vertrauen.

Täglich ging er damals in das Hôtel Salm, wo sich der konstitutionelle Klub versammelte, den Benjamin Constant gestiftet hatte. Mit der eifrigsten Ergebenheit vertheidigte er hier das Direktorium, und so drang er durch, daß endlich ein Sturm auf Carnot begann.

Barras und Larévellière schlugen vor, ihn zum Minister des Auswärtigen zu machen. Carnot sprang mit einem Fluche vom Stuhle auf, und

rief: Was, dieses Spottgebild von einem Pfaffen, den Ränkeschmied, der uns allen, einen nach dem andern, auf öffentlichem Markte, für den geringsten Vortheil verkaufen würde. —

Ach, sagte Laréveillère verdrießlich, wen hat er denn schon verkauft?

Carnot. Wen? zuerst seinen Gott.

Laréveillère. Er glaubte nicht an ihn.

Car. Warum diente er ihm dann? Ferner seinen Stand.

Lar. Aus Philosophie.

Car. Aus Ehrgeiz. Endlich seinen König.

Lar. Haben wir ein Recht, ihm das zum Verbrechen anzurechnen?

Car. Höre, Laréveillère. Vergleiche mich meinetwegen mit dem Teufel, und ich werde darüber lachen; aber zürnen würde ich, wenn Du mich mit diesem Menschen in eine Linie stelltest.

Nun trat Barras dazwischen, wies die Privatleidenschaften zurück und erklärte, daß Talleyrand in der diplomatischen Welt einen ausgezeichneten Ruf besitze, von den Kabinetten Europa's sehr

gern als Minister des Auswärtigen gesehen und dadurch manches Geschäft sehr erleichtern würde.

Carnot gab nicht nach, ward aber überstimmt, und am 13. Messidor des Jahres V. (15. Juli 1797) ward Charles Maurice Talleyrand Minister des Auswärtigen.

Um diese Zeit begannen Napoleons Siege in Italien, und er erzwang den Frieden von Campo-formio. Talleyrand schrieb ihm die süßesten Briefe und Schmeicheleien; an den Fußtapfen erkannte er den Löwen. Im Jahre 1786 hatte Napoleon anonym eine Preisaufgabe bei der Akademie von Lyon gewonnen. Der feine Minister ließ das ganze Archiv der Akademie durchstöbern, bis er dem jungen Feldherrn die Aufmerksamkeit beweisen und die Abhandlung überreichen konnte. Aber Napoleon hatte nichts von der gutmüthigen Erinnerungsseligkeit langsamer Menschen, en avant, en avant hieß es bei ihm, als noch so viel zu thun übrig blieb, zum großen Aerger des Ministers warf er die schöne Abhandlung in's Feuer.

Als das Direktorium den rückkehrenden Sieger

auf das Glänzendste empfing, hielt Abbé Maurice eine pomphafte und schwülstige Rede, die zwar gewissermaaßen den 18. Brumaire prophezeihte, sonst aber bis zur Einfalt übertreibend war. Dadurch entstand zum ersten Male das Gerücht, Talleyrand ließe sich seine Arbeiten machen, er habe wohl Geist, aber keine Kenntnisse. Das Gerücht ist oft wieder erwacht, und man hat es durch mancherlei Erzählungen und Argumente zu belegen gesucht. Zur Zeit der Nationalversammlung sollte der Abbé Laubry, nach dessen Tode der Abbé Desnerauds und später der Graf v. Hauterive für ihn gearbeitet haben. Man erzählte, Talleyrand sey eines Tages plötzlich zum Direktorium berufen worden, und Rewbell habe einen Bericht über die Barbareskenstaaten auf der Stelle verlangt — Talleyrand setzt sich, aber es will nicht gehen, er schreibt ein Paar Worte, streicht sie wieder aus, bringt nichts zu Stande. Rewbell wird ungestüm und in seiner heftigen Manier ziemlich hart. Talleyrand entschuldigt sich mit dem Mangel an Sammlung, eilt nach Hause und bringt wirklich

nach einigen Stunden eine treffliche Arbeit. — Dem Grafen von Hauterive soll er immer nur den Titel diktirt und mit den Worten das Ganze überlassen haben: Fahren Sie fort, Sie kennen meine Ideen.

Er hat diese Invektiven immer wie ein großer Geist ignorirt.

1798 veranstaltete das Direktorium ein Jahresfest der Hinrichtung Ludwigs XVI., und es galt die Aufgabe, Bonaparte für die Theilnahme zu gewinnen. Dieser wollte nicht den Tod eines redlichen Mannes triumphirend begehen helfen. Talleyrand stellte ihm vor, es betreffe einen politischen Zweck und den Tod eines Tyrannen. Umsonst. „Sind Sie katholisch?“ fragte er endlich. — Ja. — „Und doch würden Sie dem Sultan in die Moschee folgen!“

Das müßte ich, wenn ich sein Soldat wäre.

„Voiçi der nämliche Fall: Frankreich feiert den Tag, und Sie stehen im Dienste Frankreichs.“

Bonaparte jagte ihn fort, aber er kam zehnmal wieder, und erreichte es endlich, daß Bona-

parte die Theilnahme zusagte, und nur nicht in Uniform erscheinen wollte.

Im Jahr 1815 war Talleyrand der erste, welcher zu Wien Sühnungsceremonien vorschlug für denselben 21. Januar. —

— Unter diesem seinem Ministerium führte er Gleichheit des Maaßes und Gewichtes ein. —

Zum Zuge Bonapartes nach Aegypten hatte er auf das Thätigste mitgewirkt; als aber die Expedition nicht nach Wunsch von Statten ging, desavouirte er seine frühere Theilnahme. Indessen war im Allgemeinen noch so viel republikanische Strenge herrschend, daß sich die öffentliche Meinung immer drohender und am Ende unwiderstehlich gegen ihn bildete. In der „Reitschule“ versammelte sich ein beachtenswerther republikanischer Klub; von dort aus erhoben sich die bedenklichsten und schwersten Anklagen gegen Talleyrand. Unter ihnen figurirte seine Verbindung mit dem Abbé de Montesquieu und andern Vertrauten Ludwigs XVIII. Man wußte, daß Barras schon vor dem 18. Fructidor mit den Agenten Ludwigs XVIII. unter=

handelt hatte, man sagt, er habe auf Talleyrands dringendes Zureden eingewilligt, Alles für die alte Familie zu thun, wenn man ihm 1,200,000 Fr. Renten oder baare 12 Millionen Fr., einen anderweitigen Jahrgehalt und die Domaine Crosne oder Chambord zusichere. Und es schien fast, als ob man das Alles dem Barras und dessen leichtem Sinne nicht so hoch anrechne, als dem verdächtigen Minister Talleyrand.

Die Journale, die Redner stürzten mit allen möglichen Invektiven über ihn her, und nöthigten ihn wirklich, am 18. Messidor sein Portefeuille niederzulegen.

Als er sich aufgab, gab er auch das Direktorium verloren, er hatte dessen geringe Lebenskraft bis in das verkohlte Herz hinein erkannt, und nun schloß er sich ganz an die Familie Bonaparte. Er war jetzt täglich in Malmaison bei Madame Josephine Bonaparte, und alle Unzufriedenen kamen dahin. Er schrieb häufig und dringend nach Aegypten.

Endlich am 17. Vendémiaire des Jahres VIII

küßte Napoleon zu ersten Male den Boden Frankreichs bei Fréjus, am 24. war er in Paris. — Talleyrand fuhr täglich zu ihm und zeitigte mit Industrie den Plan zum 18. Brumaire (10. November 1799.)

In Paris ahnte man nichts von einem bevorstehenden Staatsstreiche. Wenige Tage vorher saß Talleyrand bei Frau von Staël und sie rieth ihm, sich doch wieder enger an Barras anzuschließen und an's Direktorinm. —

„Giebt es denn noch ein Direktorium?"

Was heißt das, Talleyrand? Ist denn Frankreich ohne Regierung?

„Ich sehe fünf Minister, die auf Kosten der Republik wohnen, speisen, sich wärmen, kleiden, rasiren lassen, im Luxembourg in vollem Kostüm einherstolziren, aber die vollziehende Gewalt finde ich dort nicht, wissen Sie, Madame, wo die jetzt ist? — In der rue de la Victoire." —

Also der kleine Mann hat die Usurpation begonnen? —

Am 18. Brumaire vollendete er sie bekanntlich, Talleyrand hatte ihm Sieyes, einen der Direktoren,

Fouché, Cambacérès, Semonville gewonnen, der Rath der Alten lieh seine Hand, der Rath der Fünfhundert ward durch Grenadiere aufgehoben, welche bei Trommelschlag durch den Saal marschirten und die Deputirten zum Theil durch die Fenster nöthigten, Barras hatte frühzeitig seine Entlassung gegeben, Gohier und Moulin, die sich Anfangs sperren wollten, hinkten am Ende damit hintendrein. — Das Konsulat beginnt.

Man hat auch dies dem Talleyrand vorgeworfen, zum Sturze einer Regierung eifrigst mitgeholfen zu haben, welche sich ihm so überaus willfährig und gefällig bewiesen hatte.

Als ob die Politik in den Casino-Rücksichten und Verhältnissen eines kleinen Städtchens sich bewegen könnte!

Um die öffentliche Meinung einige Wochen zu schonen, ward Talleyrand erst am 4. Nivose (24. December) Minister des Auswärtigen.

Er sah es kommen, daß die republikanische Zeit bergab ging, und zwar, wie das bergab zu gehen pflegt, mit großer Hast, darnach gestalteten

sich auch nun seine Manieren und Ausdrücke. Bisher hatte er sich immer zu rechtfertigen, die öffentliche Meinung zu berichtigen gesucht — das hörte nun auf. Sein Sekretair Desneraudes, welcher Tribun geworden war, schlug für den Erhaltungssenat mit vieler Wärme den berühmten Arzt Portal vor. Talleyrand war nicht recht damit zufrieden, und machte einige tadelnde Bemerkungen:

Als Tribun gehorche ich meinem Gewissen — erwiderte Desneraudes.

„Was Gewissen! Nicht wegen Ihres Gewissens, sondern wegen Ihrer Stimme sind Sie zum Mitgliede des Tribunals ernannt worden.

Auf diese Antwort verließ ihn sein Sekretair und ging zur Opposition. Man muß aber zugestehn, daß Talleyrand den Bonapartischen Gang vollkommen vorausgesehn und in diesen Worten angedeutet hatte. Sich zu orientiren verstand er über die Maaßen.

Die ganze Diplomatie ward nun in strenge Formen und Regeln von ihm eingeordnet. Die frühere Beschützerin Frau von Staël ward jetzt

ganz vergessen, auch das Faible, was er früher für sie gehabt haben soll, war plötzlich verschwunden. Talleyrand ahnte vortrefflich, wie diese lebhafte, regierungslustige Frau dem neuen Herrn gar bald mißfallen würde, und auch seine Neigungen hatten sich diplomatisches Blut angewöhnen müssen. Die schöne, aber geistlose Mad. Grandt war jetzt die einzige Auserkorne. Wenn man Talleyrand fragte, was er mit einer Frau wolle, die so gar unbedeutend sei, erwiederte er: Ich liebe sie, um auszuruhn.

Frau v. Staël fragte ihn einmal sehr pikirt, was er thun würde, wenn sie und Mad. Grandt in's Wasser fielen.

„Sie besitzen so viel Geist, Madame — war seine Antwort — daß Sie sich aus jeder Gefahr zu helfen wissen; ich würde daher Madame Grandt retten."

Sein specieller Umgang mußte ihm auch gestatten, langweilig zu sein, und Mad. Grandt war allerdings dafür sehr bequem. Aber selbst dieser trieb er das Ausruhen oft zu weit, er saß

einmal so lange bei ihr auf dem Sopha, daß sie eine Ohnmacht affektirte, um ihn los zu sein. Er machte ein Fenster auf, um frische Luft einzulassen, Mad. Grand entrüstet, daß auch eine Ohnmacht nichts helfe, sprang in die Höhe, und er sah nun wohl, worauf es abgesehen sei. Lächelnd ging er von dannen, und kam lächelnd den nächsten Tag wieder.

Ein großer Theil seiner Geschicklichkeit bestand darin, nie etwas übel zu nehmen. Das sogenannte feine Ehrgefühl ist ihm stets ein phantastischer Luxus gewesen.

Es ist merkwürdig, daß er bei seiner Lust zu schwatzen nie zu viel sagte, nie Dummheiten anrichtete, und man kann sich's wohl erklären, daß er in seinen Negligéestunden mehr ausruhte und langweiliger wurde als es andere ehrliche Leute werden.

Jetzt spielte er nun wieder den maître d'esprit in Malmaison, wie einst in Versailles und in den Directorial-Salons, und der konsularische Hof lebte wie der Hof Ludwigs XVI., wie das Besuchzimmer des Bürgers Barras von Talleyrands Bon-

mots. Für Josephine war er der willkommenste Mann: sie brauchte immer viel Geld, und der Konsul war sparsam; sie machte Schulden und hatte nicht den Muth, es Bonaparte zu gestehn. Talleyrand that's für sie, und entlud das erste Toben des Konsuls auf sich.

Madame la Contemporaine erzählt viel galante Dinge aus jener Zeit Talleyrands. Es herrschte zum Aerger der Madame Grand viel Vertraulichkeit zwischen ihnen. Sie erzählt in ihren Memoiren Folgendes:

„Ich fuhr nie nach dem Ministerium, ohne dort zwei Stunden zu bleiben. Besonders zogen meine Haare die Attention Talleyrands auf sich, und waren eines Tags von seiner Seite der Gegenstand einer sehr bizarren Arbeit. Seine Finger hatten meine blonden Locken so in Unordnung gebracht, daß man kaum hätte glauben sollen, sie je wieder zurecht machen zu können. Die Hand, welche für Frankreich Friedenstraktate unterzeichnete, wollte der störrischen Laune selbst ein Ende machen, in welche mich diese Unordnung versetzt hatte,

und mich wie eine Macht behandeln, von welcher er den Frieden erkaufen mußte. Der Minister nahm eine meiner Locken nach der andern und wickelte sie in ein feines, zartes Papier, arrangirte sie unter meinem Hut und bat mich, das Gebäude unzerstört zu lassen, bis ich wieder zu Hause wäre."

„Ich trieb die Geduld so weit als er die Galanterie, und da ich bemerkte, daß die Papiere, deren er sich zu Papilloten bediente, Bankbillets zu tausend Thalern waren, so nahm ich eine Haarlocke nach der andern, und sagte: Hier ist noch eine, Monseigneur."

— „Diese Anekdote wird beweisen, mit welcher Grazie Talleyrand Kleinigkeiten zu behandeln wußte. In dem Augenblick, als ich mich so frisirt noch in seinem Kabinet befand, und die tausend geistvollen Dinge anhörte, die Seine Excellenz mit einer bezaubernden Unbekümmertheit sagte, da tritt der Kammerdiener ein, und meldet den Bürger *, Gesandten der cisalpinischen Republik. — „Schnell in dieses Kabinet," sagte Talleyrand zu mir. Ich hielt die Thür bereits halb offen —

und dieses Backwerk auf dem Kamin! setzte ich hinzu, und wollte hinspringen, um mich dessen zu bemächtigen. — „Lassen Sie es nur dort," versetzte Talleyrand mit ironischem Lächeln, „er wird deswegen doch nicht davon essen. Ich will nicht, daß es Ihnen während des Horchens zu wohl ergehe."

„Ich gehorchte; allein obschon ich beide Ohren aufspannte, vernahm ich doch weder etwas sehr Ernstes, noch etwas sehr Geheimnißvolles; nichts destoweniger bemerkte ich die Ueberlegenheit Talleyrands über den andern Diplomaten. Der französische Minister sprach von der cisalpinischen Republik, ihren Interessen, ihren Verhältnissen, ihrer Verwaltung, so daß man glauben konnte, der Gesandte höre alle diese Dinge zum ersten Male. Talleyrand kam, nachdem sich sein Besuch entfernt hatte, zu mir und sagte: „Nun haben Sie gehorcht?" — Nein, aber ich sah Sie diesen wackern Bürger mystificiren. — „Citoyen! welches Wort hat man da erfunden!"

Wie so? — „Ganz klar. Dieser Ausdruck paßte für das Forum, für das Kapitol; zu Paris

aber ist er lächerlich — Sie sind noch jung ma chere amie, und werden noch gar viele Thorheiten mit ansehn."

„Thorheiten! die mögen noch angehn, man kann über sie lachen; aber Verbrechen, Blut! Ach warum erspart man uns nicht von nun an dies schreckliche Schauspiel!"

„Es ist leichter, zu hoffen, daß Alles zu Ende sei, als es zu verbürgen. Unsere Metzelei-Politiker haben Freunde hinterlassen."

Gehörte der Mann, der Sie eben verließ, zu dieser Art von Politikern?"

„Nein, c'est une bête."

„Und dieses so oft ausgesprochene Beiwort, das alle Welt auf den Lippen führt, schien mir durch Talleyrands Ton und Blick eine neue tiefe Bedeutung zu gewinnen; wer es von ihm erhielt, der hatte sein Patent der Lächerlichkeit für ewige Zeiten." —

— Die Verhältnisse stellten sich indessen immer mehr so heraus, daß Napoleon die Kriege führte und Talleyrand die Frieden schloß; es gab eine

merkwürdige politische Ehe. Beide verstanden das auf's Trefflichste; der Salon war Talleyrands Schlachtfeld, die Feder und das kleine Wort sein Schwert. Er gehörte zu jenen eminenten Talenten, welchen der welthistorische Muth, die wagende Courage fehlt, die Ausgezeichnetes leisten, es aber nie zur Größe bringen. Er war der Genitivus eines großen Mannes. Nie hat er etwas gethan, weil ihn sein Inneres dazu zwang, wie es großen Männern ergeht, aber er war das beste Instrument, was zu finden ist.

Das bethätigte er im Jahre IX. durch den Abschluß des Friedens zu Luneville.

Napoleon war sehr mit ihm zufrieden, und von jener Zeit datirt sich Talleyrands und seines Friseurs großes Vermögen. Er hatte damals alle Schlüssel Europas im Kopfe, und die Börse sah er sicher gehen und kommen wie Ebbe und Fluth — er begründete die Börsenherrlichkeit, und sein Friseur, der ihn während des Puderns murmeln hörte: „Kaufen — Verkaufen" war sein Börsenecho. So spekulirten Beide vortrefflich.

Bonaparte mochte das nicht leiden, und fuhr ihn an: Man hat mir berichtet, daß Sie reich, sehr reich sind, Monsieur, und daß Ihnen das Geld von der Börse zugeflossen ist. Sie haben in den Renten spekulirt! — Talleyrand sah ihn ernsthaft an und erwiederte: „Ein einziges Mal.“

„Was?“

„Ich habe am Abende vor dem 18. Brumaire gekauft und am andern Tage wieder verkauft.“

Und Napoleon lachte.

Bei einer andern Gelegenheit war ihm indeß Talleyrands Börsengeschicklichkeit sehr angenehm: sein Bruder Joseph verlor bei einem plötzlichen Sinken der Fonds so viel, daß sein Vermögen nicht hinreichte, den Verlust zu decken, die Verbindlichkeiten zu erfüllen. Bonaparte selbst konnte nicht helfen. Da ward Talleyrand gerufen — „Quoi,“ rief dieser, „nichts weiter als diese Bagatelle, das ist ja nichts; man braucht die Rente nur zu heben und sie wird steigen.“ —

„Aber das Geld dazu?“

„Auch eine Kleinigkeit. Deponiren Sie im

Leihhause oder in der Amortisationskasse, und Sie werden das Geld haben, um die Rente zu heben; sie wird steigen, Joseph wird verkaufen und gewinnen, das Alles unterliegt nicht dem mindesten Zweifel."

Und das glückte Alles, wie er's gesagt. Für Joseph Bonaparte hatte er eine wirkliche Vorliebe, und er soll die Palastrevolution zu Neapel geleitet und ihm den hübschen Thron daselbst zubereitet haben. „Ich freue mich über sein Glück," hat er an Girardin geschrieben, „er wird Alles, was er anfängt, gut machen; er besitzt die Gabe, sich Liebe zu erwerben, und damit gelingt Alles."

Also auch den Punkt kannte der Abbé Maurice, wo Poesie und Politik zusammenfallen.

Talleyrand brauchte sein Geld, und lebte wie ein Pascha. Ludwig von Bourbon, dem Prinzen von Parma, welcher durch den Frieden von Luneville König von Hetrurien geworden war, gab er zu Neuilly ein Fest, worin er ganz Florenz extemporiren ließ: man saß auf dem Platze vor dem Palaste Pitti und in den Gärten tanzten und sangen Toskaneserinnen.

Nur vor dem geistlichen Stande hatte er eine unüberwindliche Scheu eingesogen — diese entschiedene Antipathie befremdet völlig an ihm, sie paßt nicht zu seinem sonstigen Indifferentismus. Als Napoleon, um leichter zu regieren, das Christenthum wieder einführte, wollte er Talleyrand zum Kardinal machen lassen — „es ist sein ursprüngliches Loos,“ sagte Napoleon, „er kehrt in den Schooß der katholischen Kirche zurück und schließt den ewigen Deklamationen gegen sich den Mund.“ —

Aber nie hatte Talleyrand so entschieden Nein gesagt. Seine Eltern hatten ihn, obgleich er der Erstgeborne war, zum geistlichen Stande genöthigt, es ist keine Frage, daß er nie Neigung dazu gehabt, aber es ist auffallend, daß er ihm so ganz und gar odiös war. Man könnte manchmal denken, es habe ein poetischer Zorn in ihm aufkommen können, daß man seine Jugend mit Kirchenschatten und Geplärr bedeckt habe. Er zog zuweilen heftig gegen eine Arie los, die in seiner Nähe gesungen ward, weil sie ihn an die Zeit erinnerte, wo er

habe den Kirchengesang lernen und im Chore singen müssen.

Es könnte ein skurilles Bild abgeben, den alten Talleyrand als kleinen Chorknaben abgemalt zu sehn.

Eines Tages saß er beim Souper in tiefen Gedanken, einer der Gesellschaft spricht im Laufe des Gesprächs die Worte: „Es ist ein komischer Kerl, es ist ein verheiratheter Priester“ — da fährt Talleyrand in die Höhe, ergreift einen Löffel, fährt damit in die Schüssel und fragt den Sprecher drohend: „Monsieur, wollen Sie Spinat?“

Der Redner erröthete, die Andern lachten, und Talleyrand lachte mit, als er zu sich gekommen war.

Napoleon ließ die Exkommunikation Talleyrands zurücknehmen, und nöthigte ihn Madame Grandt zu heirathen; auch zu dem heiligen Stande der Ehe bezeigte er wenig Lust, aber der Herr und Meister bestand darauf. Bekanntlich war Napoleon gegen jede Art bürgerlicher Unordnung sehr empfindlich, auch das Konkubinat war ihm verhaßt. Kurz, Talleyrand mußte heirathen, und war hinterdrein

außer sich, daß seine Frau nicht bei Hofe erscheinen durfte. Auch hier verläugnete er auf einen Augenblick seinen Charakter und wollte aus gekränktem Stolze seine Entlassung nehmen — Napoleon redete ihm jedoch gut zu, und Madame Grandt-Talleyrand erschien einmal bei Hofe, wenn auch nur einmal.

Napoleon hielt sie für sehr schön, aber für einfältig und grenzenlos unwissend. Wenn man von der Klugheit Talleyrands sprach, so sprach man auch von der Dummheit seiner Frau. Dénon, der berühmte Reisende, welcher Aegypten durchforscht hatte, speiste eines Tags bei Talleyrand; dieser hatte seiner Frau aufgetragen, sie möchte in Dénons Werke kucken, damit sie ihn was fragen könne, und bezeichnet ihr den Platz derselben in seiner Bibliothek. Madame Talleyrand liest aber aus Versehen Robinson Crusoe, und fragt nun Dénon nach seinem Schiffbruche, und wie sich sein treuer Freitag befände. Ein anderes Mal war von einem neuen Strafgesetzbuche die Rede und von dem Paragraphen, daß der Mann, welcher

seine Frau mit einem Buhlen ertappe, berechtigt sei, beide zu tödten. Da sagte Mad. Talleyrand: Solche Gesetze werden von Menschen gemacht, welche nicht die mindeste Erziehung haben.

Damals schloß Talleyrand den Meisterfrieden zu Amiens und stieg auf's Höchste bei Napoleon. Umsonst intriguirte Fouché, sein wahlverwandter Kamerad, gegen ihn; selbst die traurige Geschichte, daß der Herzog von Enghien erschossen wurde, brachte ihm keinen Nachtheil. Man beschuldigt nämlich Talleyrand, die meiste Schuld dabei gehabt, einen freimüthigen, passenden Brief des Prinzen an Bonaparte zwei Tage unterschlagen zu haben. Indessen war der Vorfall dem Consul schwerlich so unangenehm als er sich stellte, und die heftigen Aeußerungen Napoleons auf Helena gegen Talleyrand müssen mit der Stimmung zusammengehalten werden, welche der Abfall des Ministers erzeugt hatte. Napoleon nannte die That ein Verbrechen, das zu nichts nütze, und Fouché sagt in seiner großartigen Immoralität: es ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler.

Es ist jedenfalls sehr schwer, etwas Entscheidendes darüber zu sagen. Jener Brief des Prinzen war an den Herzog von Vicenza, Caulaincourt, gegeben worden, der Herzog von Friaul hat sich über den Brief geäußert, Caulaincourt niemals. Und so lange sich von diesem nichts vorfindet, wird die Sache zweifelhaft bleiben. Talleyrands Vertheidiger wenden natürlich ein: was hätte denn Caulaincourt veranlassen sollen, einen Brief an Napoleon bei Talleyrand abgeben zu lassen.

Wir wollen indessen nicht in Zweifel ziehen, daß Talleyrand sein gut Theil dienstfertiger Schuld dabei gehabt habe.

Bonaparte ward 1804 Kaiser Napoleon, die Republik und ihre Rechnung, bald darauf auch ihre Namen wurden begraben. Die Ehrenlegion kam auf, Talleyrand erhielt das große Band. Aber er stand auch unterdeß mit allen Souverainen gut, und in demselben Jahre gab ihm der König von Preußen den schwarzen Adlerorden, ein Paar Jahre darauf der Kaiser von Rußland den Andreasorden mit Diamanten. Napoleon brauchte ihn übrigens

damals wie eine Schreibfeder, er mußte überall bei ihm sein. Er war um Napoleon im Lager von Boulogne, er schloß nach der Austerlitzer Affaire den Presburger Frieden, und half 1806 Louis Bonaparte zum Könige von Holland machen.

Einen Monat darauf schenkte ihm der Kaiser das Fürstenthum Benevent.

Er hatte seine Carrière gemacht, der geächtete Charles Maurice war des Kaisers rechte Hand und **Duc de Benevent.** Für das Herzogthum erhielt er doch später, als die Napoleonischen Besitzungen fielen, eine angenehme Summe.

Der Krieg mit Preußen brach aus und Talleyrand fuhr mit der Armee bis Warschau, arbeitete oft Nächte hindurch mit dem Kaiser, und schloß am Ende auch wieder den Frieden von Tilsit. Vor dem Innern Rußlands hatte er eine gespenstische Furcht, eine historische Idiosynkrasie; er redete Napoleon aus allen Kräften ab, über den Niemen zu gehen, was dieser damals schon wollte. Unter Anderm sagte er: „Bedenken Sie, Sire, Oesterreich und Spanien können ja bis nach Paris

marschiren, eh' Sie in dieser heillosen Entfernung nur das Geringste davon erfahren.

Der Tilsiter Friede war der letzte, welchen er für Napoleon schloß. Champagny ward Minister des Auswärtigen, und Talleyrand Vice-Großwähler, der Zutritt zu allen Konseils hatte. Die Gründe seines Rücktritts sind nicht ganz klar, oder doch sehr mannigfaltig: es war ein Justemilieu von Gnade und Ungnade des Kaisers. Talleyrand hatte sich viel Indiskretionen zu Schulden kommen lassen, er spielte zum Nachtheil mehrerer Regierungen so ungeheuer an der Börse, daß sich namentlich deutsche Fürsten lebhaft beim Kaiser beschwert hatten; er war dreist geworden. Dennoch wollte ihn Napoleon durchaus nicht entbehren, und er war auch noch beim Erfurter Kongresse mit ihm. Später soll er dem Kaiser von Rußland vertraut haben, Napoleon spöttle hinterm Rücken über ihn. Mittheilung und Faktum sind indessen ungewiß. Es war durchaus nicht Napoleons Art, kleine Komödien zu spielen, er verschmähte es nicht immer, stolze Phrasen zu brauchen, die er nicht ehr-

lich meinte, aber persönliche Freundschaft heuchelte er nicht in dieser Weise.

Man hat vorgebracht, die spanischen Verhältnisse seyen der erste Grund gewesen zur halben Trennung Napoleon's und Talleyrand's. Der letztere habe gegen die spanischen Unternehmungen gesprochen. Dies war indessen nicht der Fall, die Intriguen mit dem Friedensfürsten waren, auch abgesehn von Allem Uebrigen, dem Geldbeutel Talleyrand's äußerst erwünscht und förderlich.

Es ist und bleibt aber auffallend, daß sich Talleyrand, von hier aus, im Jahre 1808, von Napoleon abwendet und mit größter Heimlichkeit in ein royalistisches Comité eintritt. Man muß zugestehn, daß dies auf den Gedanken bringt, seine politischen Handlungen seyen nicht immer auf große Erfolge berechnet, seyen mit unter das Bedürfniß zu intriguiren gewesen. Napoleon hatte noch nicht einmal den Gipfel seiner Laufbahn erreicht, die Räder seines Untergangs, Spanien und Rußland, wären noch nicht einmal in Bewegung gesetzt. Talleyrand war vielleicht durch den langen Glanz ein wenig ver-

wöhnt, eine ihm unnatürliche Eitelkeit mochte dadurch erregt seyn, denn er hat es nie vergeben, Mittelmäßigkeiten wie Cambacérès und Aehnliche an Rang über sich zu sehen.

Dürfte man auch hier an einen weiten historischen Vorausblick glauben, so wäre die Kassandra übertroffen, und Talleyrand wäre mehr als der große Diplomat.

Aber das Richtige für Talleyrand's Betragen dürfte wohl nur in den nächsten Gründen zu suchen seyn. Konnte auch ein feines Auge voraussehen, daß diese künstliche damalige Macht, welche an eine stählerne Persönlichkeit gefesselt war, keine zweifellose Zukunft habe, so war die Rolle, welche Talleyrand 1808 zu spielen anfing, jedenfalls seiner Klugheit unangemessen. Ein Mann wie er thut nichts Montags, was Sonnabends zu rechte kommt; seine Persönlichkeit, welcher er sich sonst immer so glücklich zu entäußern wußte, hat ihm damals einen Streich gespielt, welchen nur ein seltnes Glück unschädlich für ihn machte.

Er versöhnte sich sogar mit Fouché, und sie

intriguirten zu Napoleons Sturze mit England. Die beiden Leute erscheinen wie die Exponenten der großen Tragödie. Es stürzen um jene Zeit viele bedeutende Häuser, Talleyrand verliert beinahe sein ganzes Vermögen — Napoleon kommt ihm zu Hilfe. Dieser war bei all seinen Fehlern ein Kaiser, und kleinliche Undankbarkeit blieb ihm fremd. Er mißtraute bereits Talleyrand entschieden, nahm ihm den Gesandschaftsposten in Warschau wieder, zu dem er ihn vor der russischen Expedition bereits designirt hatte, und gab ihn dem Herrn von Pradt, aber er rächte sich nicht durch Nadelstiche.

Als er nach Rußland ging, sprach Maurice das merkwürdige Wort: Das ist der Anfang des Endes. Und hier in diesem Momente rückt er allerdings wieder in seine historische Stellung ein.

Als die ersten Unglücksnachrichten kamen, setzte er sich mit Ludwig XVIII. in Verbindung. Obwohl er alle seine Papiere verbrannte, und mit der größten Vorsicht zu Werke ging, so entdeckte doch Napoleon das Meiste. Es kam zu harten Auftritten,

Talleyrand sollte verhaftet werden, der Kaiser sagte ihm mit einem tödtlichen Blicke: „Wenn ich gefährlich krank werden sollte, so werden Sie vor mir sterben.“

Aber Charles Maurice sagte mit schönem Gleichmuthe, es bedürfe für ihn keiner solchen Mahnung, den Himmel um die Verlängerung des kaiserlichen Lebens zu flehen, beschwichtigte Alles, machte neue Versuche, in Gnade zu kommen, unterhandelte inniger mit Ludwig XVIII., entschlüpfte drei, vier Male dem wildesten Zorne Napoleons, und rettete seine Haut.

Der Feldzug in Frankreich begann, der Congreß in Chatillon bildete sich, Talleyrand trat in Unterhandlung mit ihm. Den alliirten Herren ward der Rückzug abgeschnitten, Paris mußte abfallen, um sie zu retten. Paris fiel ab, Marmont kapitulirte, und der letzte Streich blieb zu führen: die Regentschaft, die Kaiserin mit dem Könige von Rom und Joseph aus Paris zu bringen. Talleyrand führte ihn. Joseph ward von ihm in Angst gebracht, die Kaiserin übereilt — sie flohen. Talley-

rand empfing in seinem Hotel den Kaiser von Rußland, und sprach mit glühendem Eifer für Einsetzung der Bourbons, für die Nothwendigkeit der Legitimität.

Napoleon ward ein Leichnam genannt, der nur noch nicht rieche. Alexander sagte, die Alliirten würden die Gesinnungen der Nation unterstützen — „Wir sind alle Royalisten,“ sagte Talleyrand, „und ganz Frankreich ist es, wie wir es sind.“

Eh bien, erklärte der Kaiser Alexander, so werde ich mit Napoleon nicht mehr unterhandeln. Der Herzog von Piacenza, der einige Stunden später von Napoleon kam, fand dessen Sache somit verloren.

Talleyrand errichtete am 1. April eine provisorische Regierung und stellte sich an die Spitze. Das war die Regierung des ersten April. Der Senat ward gewonnen, der gesetzgebende Körper ebenfalls, die Absetzung Napoleons ward dekretirt. Napoleon dankte am 4. April 1814 in Fontainebleau zu Gunsten seiner Gemahlin und seines Sohnes ab.

Das war der gefährlichste Streich für Talleyrand. Eine Gesandtschaft von Marschällen erschien bei Alexander und sprach mit größter Wärme für Napoleons Abdikationsbedingungen. Alexander schwankte, Alles stand für Talleyrand auf dem Spiele. Er ließ Alles überfluthen mit Proklamationen zu Gunsten Ludwigs XVIII., bearbeitete Marmont, sich mit seiner Armee für die Legitimität zu erklären, führte die provisorische Regierung zu Alexander und nahm das Wort. Er sagte, sie hätten sich und ihre Familien kompromittirt, um ihm, dem Kaiser Alexander zu dienen, sie bäten um einen Zufluchtsort, wenn er den Marschällen nachgäbe. — Alexander erwiederte, daß er Männer nicht verlassen werde, die Alles für ihn auf's Spiel gesetzt, daß er sich noch nicht entschieden hätte. Da kam die Nachricht, Marmont habe sich für die provisorische Regierung erklärt, die Marschälle Ney, Oudinot, Moncey, Mortier, Jourdan, Fürst Berthier, General Nansouty, Cambacérès traten zu Talleyrand, Alexander erklärte sich noch einmal für die Bourbons, und nun ritten Archembault de Peri-

gord, Talleyrands Bruder und Sosthène de Rochefoucauld durch Paris mit der weißen Kokarde, die Nationalgarde erhielt Befehl, sie ebenfalls aufzustecken, Talleyrand gab dem Kaiser Alexander und den Senatoren ein großes Gastmahl, die Gesundheit des Königs von Frankreich Ludwigs XVIII. ward jubelnd getrunken.

So hatte Talleyrand, wie er einst die Revolution eingeleitet hatte, jetzt auch die Restauration geschaffen; nun schadete es nicht mehr, daß man ihm nachsagte er habe in Amerika und Hamburg die weiße Kokarde getragen, nun paßte mancher frühere Witz erst recht und man erzählte mit Wohlgefallen, wie er die neue Hofetikette Napoleons verspottet habe. Da waren die kurzen Kleider Mode gewesen, und Frau von Marmier, eine geborne Choiseul, hatte ein überaus kurzes getragen, weil sie aber übrigens sehr schön gewesen, hatte Talleyrand gesagt: „Ich glaube, daß sie einen gar sehr kurzen Rock trägt, um einen Schwur der Treue abzulegen.“

In diese Zeit fällt auch jene arge Beschul-

digung, Talleyrand habe den Gauner Maubreuil zu einem Mordanschlage gegen Napoleon, Joseph und Jérome gedungen, eine Beschuldigung, die nichts für sich hatte als die Aussage eines Schurken, Alles aber gegen sich.

Ein Biograph, der seinen Helden kennt, würde Talleyrand von diesem Verdacht frei sprechen, auch wenn stärkere, überzeugendere Indicien vorhanden wären. Der Mord gehörte nicht in sein System; das ist eine arme Klugheit, welche so gräuliche Verbrechen zu ihrem Gelingen nöthig hat.

Eben so ungerecht ist der Vorwurf, er habe beim Friedensschlusse Land, Festungen, Kriegsmaterial und dergleichen leichtsinnig, unnöthig Preis gegeben. Er rettete, was zu retten war, er suchte Gewinn, aber an's Ausland hat er Frankreich nie verrathen. Mit Personen und Systemen spielte und wechselte er, wie es ihm gut dünkte; was man ihm weiter aufbürdet, kommt aus dem Munde derer, die überall zu viel Konsequenzen ziehen. Frankreich mußte ihm stets verbleiben, da er seinen Personen nicht treu war,

das vorgeworfene Betragen wäre also wiederum ein unkluges gewesen, und Unkluges darf man ex thesi von ihm abweisen. Er dürfte leicht der klügste Franzose genannt werden dürfen. —

Ludwig XVIII. rüstete sich zur Abreise aus England, und Talleyrand instruirte ihn mit feinster Berücksichtigung seiner selbst über Alles, namentlich über die Art der nun zu nehmenden Schritte. Das französische Volk war wie ein ungezogenes Kind zu behandeln, was auf einen Augenblick ruhig ist, bei dem unbedeutendsten schiefen Gesichte, was ihm vorkam, aber leicht wieder sein Geschrei anheben konnte.

In dieser Art machten ihm, dem Interimsregenten, Charles Maurice Talleyrand, comte de Perigord, prince de Benevent, der Prinz von Artois, der bereits zu Paris war, viel zu schaffen.

Ludwig XVIII. kam zu Compiegne an, die Konstitution, welche der Senat entworfen, ward nicht angenommen. Der neue König, von dem man sagte, Konstitutionen wären sein Steckenpferd, wollte selbst eine geben, was man in der Kunst-

sprache oktroyiren nennt. Talleyrand wird gerufen.

Was mach' ich mit der Konstitution des Senats?

„Ah, Sire, pas beaucoup, wie ich glaube."

Eh bien?

„Das was Eurer Majestät Ihre hohe Weisheit eingeben wird."

Und was sollen wir mit der Vergangenheit anfangen?

„Man muß sie zu vergessen suchen, Sire."

Sie sind also für eine neue Konstitution?

„Ich bin ein Franzose, und als solcher glaube ich, daß wir etwas Neues haben müssen, und gäbe es in der ganzen Welt nichts mehr."

Aber unsere Voraltern würden das verabscheut haben.

„Der König, dessen Recht sich aus einem so hohen Alterthum herschreibt, regiert erst seit heute."

Seit 17 Jahren, mein Herr.

„Seit dem Jahre der Gnade 978, wenn Eure Majestät es will."

— Alexander wäre auf dem Wiener Congresse

ohne Zweifel die ergiebigste Quelle für Talleyrand gewesen, wenn er seine Stellung feil gehalten hätte. Alexander fand eine fortwährende Opposition an Talleyrand, der sich an England schloß. Das Reich Sachsen anlangend, ergriff Talleyrand die Initiative und vertheidigte seine Rechte; dies und Polen, was Rußland Anfangs ganz für sich behalten wollte, waren die Hauptsteine des Anstoßes, welche den Kongreß in ein großes Schisma aufzulösen drohten, auf dessen einer Seite Frankreich, England, Oesterreich, auf dessen andrer Rußland und Preussen standen. Es fanden wirklich schon Truppenbewegungen statt, als die Nachricht eintraf, Napoleon sey am 1. März bei Cannes an's französische Land gestiegen.

Dies erschreckte Talleyrand tödtlich, er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie einmal über das andere: Alles ist verloren — Alles ist verloren! Denn er kannte die Haltbarkeit seines Bourbon'schen Hauses am Besten. Napoleon hatte Allen, welche ihn verlassen, Amnestie bewilligt, nur dreizehn waren ausgenommen,

und in dieser ominösen Zahl fand sich auch Charles Maurice Talleyrand.

Er, Maurice nämlich, legte übrigens keineswegs die Hände in den Schooß, und erwirkte in der Angst seines Herzens unter Anderem sogleich jene Erklärung der Alliirten, welche Napoleon ausserhalb des gemeinen Rechtes hinstellt als Friedensstörer. Talleyrand ließ seinen König wieder nach Gent flüchten und blieb zu Wien, wo er allerdings am Platze war.

Hier und bei vielen andern Einzelnheiten sieht man übrigens genau, wie er niemals so vornehm über den Ereignissen stand, wie er vielmehr, ein Mann zweiten Ranges, sich auf eine geschickte Weise von ihnen tragen ließ, wie er nur geschaffene Verhältnisse zu nutzen, nicht aber im Ganzen und Großen zu schaffen wußte.

Sobald Napoleon auftritt, da schleicht er vom Markte in den Schatten der Häuser; neben dessen Gewalt fühlt er sich dem Zufall Preis gegeben, hofft Gelingen, aber erwartet's nicht. Man stößt wirklich in Talleyrands Leben auf Momente, wo

man erstaunt ausrufen möchte: Er ist doch nichts als ein kluger Intriguant, der viel Glück hatte.

Indessen ist das Zeug, was ein historischer Intriguant zu seinem Geschäfte braucht, von solcher Art und Wichtigkeit, daß es ihm eine bedeutende Stellung in der Geschichte sichert, auch wenn er weniger Resultate erreicht hat, als Talleyrand.

Hundert Tage dauern nicht viel länger als drei Monate. Die Alliirten waren wieder in Paris, und Talleyrand bot wieder Alles auf, die Tuilerieen für Ludwig **XVIII**. zu erobern. Das ward ihm diesmal nicht so leicht, man hatte die Unpopularität der Bourbons zu deutlich gesehen, und Alexander war weder auf Louis **XVIII**., noch auf Talleyrand gut zu sprechen.

Charles Maurice drang zwar noch einmal durch, ward noch einmal Präsident des Ministerrathes mit dem Portefeuille des Auswärtigen, aber er war bereits in Paris so abgenutzt, daß er von einem preussischen Piquet eskortirt, seinen Einzug möglichst incognito halten mußte, und die royalistische Partei brauchte ihn blos, um die Ka=

stanien aus der heißen Asche zu langen. In jene Zeit fällt auch das abentheuerliche Projekt der Camarilla, ein Königreich Aquitanien zu errichten mit der Hauptstadt Toulouse, und Villele, der nüchterne Villele, unterstützte diesen Plan. Talleyrand bat umsonst Ludwig XVIII., den Grafen von Artois, welcher der Mittelpunkt dieser Partei war, eine Reise nach London machen zu lassen.

Ludwig XVIII., den er gar zu wenig regieren ließ, wollte ihn selbst, Herrn Talleyrand nämlich, los seyn, als er nicht mehr unentbehrlich war, „Talleyrand hat bis jetzt gute Karten gehabt,“ pflegte er zu sagen, „ich aber habe den Trumph gegen ihn aufbewahrt“ — und er nahm ihm das Portefeuille, und gab's dem Herzoge v. Richelieu, der eine Zeit lang russischer Statthalter in Odessa gewesen war.

Was halten Sie von ihm, fragte man den abgesetzten Charles Maurice: Ich glaube, erwiederte dieser, daß er in Europa der Mann ist, welcher die Krimm am besten kennt.

Jetzt hatte er wieder Zeit, Witze zu machen, und seine nächsten Jahre werden am Richtigsten mit einigen Bonmots ausgefüllt —: eine Dame, die emigrirt gewesen war, beschuldigt Ludwig XVIII., daß er kein Royalist sey. — „Aber, Madame, sagte Talleyrand, er ist doch in Gent gewesen, und, Madame, er ist bereit, wieder dahin zurück zu kehren.“ —

Ein Unzufriedner, der kein Amt bekam, beschwert sich darüber, und beruft sich darauf, daß er doch auch in Gent gewesen sey — „In Gent! Wissen Sie das gewiß? Ganz gewiß?“ — Wie so? — „Gestehen Sie es nur offen: Sind Sie hingegangen, oder sind Sie blos von dort zurück gekehrt?“ — Ich verstehe Sie nicht. — „Eh bien, voyez, es fanden sich in Gent sieben bis achthundert Royalisten ein — zurückgekommen sind aber bereits 50000.“

Madame Grandt hatte ihm keine Kinder geboren, und er ließ seine Pair- und Fürstenschaft — Ludwig XVIII. hatte ihn zum Pair und Herzoge von Dino gemacht, — auf seinen Bruder über-

tragen. Er selbst ging, um auszuruhen, nach seinem Schlosse Valençay. Auf einer Spazierreise von dort warf ihn der Postillon um, und zwar an einem 13 Fuß hohen Abhange, aber einem Diplomaten, der das europäische Fatum ist, kann ein Postillon nichts anhaben.

Als er sich in den ersten zwanziger Jahren lebhaft für die Preßfreiheit und 1823 sehr entschieden gegen die spanische Intervention aussprach, wollte ihn Ludwig **XVIII.** aus Paris verbannen, und sagte zu ihm: Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, ich habe gehört, daß sie auf's Land gehen werden.

Nein, Sire, ausser Ew. Majestät machten eine Reise nach Fontainebleau, in welchem Falle ich um die Gnade bitten würde, Sie begleiten zu dürfen.

Nein. — Am folgenden Tage dieselbe Frage, dieselbe Antwort. Ludwig **XVIII.** hatte nicht den Muth, sich deutlicher auszudrücken. Endlich am dritten fragte er ihn: Wie weit ist's von Paris nach Valençay?

Ma foi, Sire, ich weiß es nicht genau, aber es muß wenigstens doppelt so weit seyn, als von Paris nach Gent.

Er verschmerzte es schwer, daß er nichts mehr zu regieren hatte, dies war ihm Bedürfniß, wie dem Mädchen der Strickstrumpf.

Die Bourbons haben mich verungnadet, sagte er einst in prophetischem Geiste, das Beispiel des Direktoriums und Napoleons hat ihnen nicht zur Lehre gedient. Wohlan, sie werden auch stürzen, es liegt in mir etwas, das denjenigen Unglück bringt, die mich vernachlässigen.

Im Jahr 1830 stürzten sie wirklich. Während wie früher Lafayette in den Straßen kommandirte, saß Talleyrand im Kabinet, und beschied die ab- und zugehenden Kurriere Ludwig Philipps. Die Regierung annehmen oder nicht annehmen? das war die Hamletsche Frage. An einem schönen Augustmorgen ließ er sich den Frack reichen, und fuhr nach dem Palais royal, er hielt die Revolution für reif, und sagte zu Ludwig Philipp: Sire, es ist Zeit, anzunehmen.

Und Ludwig Philipp nahm an.

Dieser respektirt übrigens das Fatum in der hinkenden Figur des Grafen v. Perigord; er sandte ihn auf das diplomatische Schlachtfeld nach London, oder mit andern Worten: machte ihn zum Minister des Auswärtigen. Das ist sein historisches Amt. Wie man Napoleon ohne Weiters den Kaiser nennt, so sollte man Talleyrand den Minister des Auswärtigen nennen. Lord Palmerston, äußerst neugierig auf den gefürchteten grauen Diplomaten, war ganz erstaunt und entzückt, einen beleibten, zuthunlichen Mann im blauen Frack und blauen Beinkleidern zu finden, dessen weißes Halstuch ganz legèr zusammengeknüpft war, der gar nicht geheimnißvoll that, zutraulich aus den kleinen, halb verschwollenen Augen lächelte, über Alles schnell und unumwunden redete, Alles als Bagatelle behandelte, immer „ça s'arrangera, ça s'arrangera facilement“ sprach, die ganze Politik wie eine Morgenkonversation behandelte. Der Engländer fand ein bon enfant — der gute Engländer! Ein alter Edelmann, ein alter Hofmann,

welcher in der Revolution aufgewachsen ist, hat alle Manieren so zur Bequemlichkeit abgeschliffen, daß man keine Ecke mehr finden konnte, wenn er das Aergste zu sagen hatte. Es ist zu glauben, wenn Talleyrand Jemand ein Todesurtheil anzukündigen hätte, der Empfänger würde es unter Lächeln wie ein gewöhnliches Kompliment hinnehmen, und erst auf der Treppe würde es ihm einfallen, daß der Spaß seinen Kopf koste. Talleyrand ist ein ächter Franzose, nur ein Franzose konnte ein Talleyrand werden: die Geselligkeit, der Umgang ist die Hauptsache, dazwischen werden Länder und Völker abgemacht, wie die Trümphe, welche man beim Whist einstreut; aber die Ruhe, die Höflichkeit braucht keinen Augenblick unterbrochen zu werden. Haß, Leidenschaft, Zorn gehören nicht in die gesellige Bildung; Talleyrand hat Niemand gehaßt, selbst Robespierre, der schlimme Maximilian, ist ihm nur fatal gewesen, und Napoleon war ihm unbequem.

Blut, Glaube, Begeisterung, Poesie, menschheitliches Streben, das Alles, in dessen Mitte er sich

bewegte, waren ihm gleichgültige Dinge, er war immer der Diplomat in der strebenden Zeit — „nur wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann,“ Theorien erschöpfen die Welt nicht, beengen den Mann, kurze Gedanken und Thaten am rechten Orte verschaffen die Siege. Er hat nie gearbeitet, oder studirt, Talleyrand und Arbeiten passen nicht zu einander, aber er war immer aufmerksam, sah sich um, kümmerte sich stets um's Nöthige, war deshalb immer au fait.

Er schrieb und schreibt auf kleine Zettel, die in großer Menge auf seinen Tischen und Stühlen herumliegen. Das ist noch heute seine Beschäftigung, wenn er sich im Bett erhebt, was ziemlich spät geschieht. Bei der Chokolade läßt er sich von den Neuigkeiten des Tags und der Politik unterrichten, dann schreibt er ein wenig an seinen Memoiren, dann fährt er aus. Er ißt mit gutem Appetite, denn er hatte von jeher einen sehr guten Magen, und seine Nerven sind stark und gesund. Selten zieht er sich dann noch zurück, um ein Paar Zettelchen zu zerknittern, immer aber macht

er Abends seinen Whist, nicht eine Revolution des ganzen Erdballs würde ihn daran stören. Er glaubt natürlich an nichts, und die Chancen der Weltgeschichte sind ihm nichts anders als die Chancen eines Rubbers — wie wird sich das entwickeln, Prinz? fragten sie ihn in London:

„Par hazard, Messieurs, par hazard.“

O, der Mann kann noch viel älter werden, wenn ihm nicht eben auch einmal ein Zufall begegnet.

III.

Karl Schall.

Karl Schall.

Es werden Viele nicht wissen, daß Karl Schall ein Schriftsteller war, und darum werden sie sich wundern, wie ich ihn zum Gegenstande eines besondern Artikels machen und insofern die Aufmerksamkeit für ihn in Anspruch nehmen kann. Er war aber ein sehr merkwürdiger Mann und starb im Spätsommer 1833 in der guten Stadt Breslau im Lande Schlesien, wo er geliebt, gelacht, gegessen und gelitten hat. Drei oder vier kleine Lustspiele sind von ihm geschrieben worden, welche noch heute Freude machen, er hat überhaupt vielen Menschen Freude gemacht, es war sein Amt, was er gewissenhaft verwaltete. Ein

großer Freudenmarschall ist in ihm verstorben, ich halte es für unsre Schuldigkeit, den schwarzen Frack und schwarze Glacé Handschuhe anzuziehen, die Citrone in die Hand zu nehmen, und ihm eine Morgenstunde der Begleitung zu widmen. Wir werden nicht kindisch bürgerlich weinen, und uns wie gefährliche Schauspieler geberden, welche um jeden Preis einen Applaus wollen; das würde Schall's fröhliche Seele schlecht erfreuen, das würde ihn bedauern lassen, uns nicht noch einmal auslachen zu können, und was nicht zu ändern ist, soll man nicht bedauern.

Aber eh ich an dies Geschäft gehe, dem lustigen Karl Schall, Breslaus Sir John Falstaff mit dem unerschöpflichen Gelächter, ein Plätzchen auf dem père la Chaise zu suchen, muß ich meine Verwunderung darüber aussprechen, daß mir seine letzten und nächsten Freunde Raum dazu lassen. Denn zu diesen gehörte ich nicht, ja ich war sogar als polemischer Schriftsteller ein schonungsloser Widersacher vom heitern Schall, es ist sehr lang her, daß ich das letzte Beefsteak

mit ihm aß auf seiner Junggesellenserviette, wie er zu sagen pflegte. Und ein Paar abgekochte Worte alltäglicher Hausmannskost abgerechnet, wie man sie jedem halbweg reputirlichen Todten spendet, der mit der halben Schule begraben wird, haben sie über den verstorbenen Freund nichts zu sagen gewußt, oder richtiger nichts zu sagen gewagt.

Und wenn ich mit Schall gesündigt hätte gegen die Gesellschaft, wie ich es nicht gethan, sondern wie ich's ihm vorgeworfen, ich hätte eine Rede aufgesetzt voll schwarz und weißer, trauriger und lustiger Worte, und hätte sie mit lauter Stimme an seinem Grabe gehalten, und hätte ein paar meiner besten Thränen auf seinen Sarg geweint, und hätte unter Schmerz und Freude und Zorn und Lachen den stummen Breslauern gesagt, daß sie den liebenswürdigsten Narren, und darum sehr viel verloren hätten an Karl Schall. Wahrlich das hätte ich gethan, wäre ich in Breslau gewesen, als man den todten, dicken Sir John von seiner alten Engelsburg zum letzen Mal hinausfuhr vor

das Thor, und ihm den ewig heitern Mund mit erstickender Erde bedeckte.

Als man sie aufforderte, ihm ein Epitaphium zu setzen, da haben sie die glatten, schwarzen Achseln gezuckt, und gemeint, er habe ja nichts für die Welt gethan, als ein paar Lustspiele geschrieben und sehr viele rosenrothe Billets — wie käme die Welt dazu, Notiz von seinem Tode zu nehmen.

Das klingt staatsbürgerlicher, als man's von Schall's Freunden hätte erwarten sollen, aber hätten sie ein wenig mehr Blut gehabt, so würden sie nicht so staatsbürgerlich gesprochen haben. Wenn man ein Mädchen vorübertrüge im schwarzen Kasten und die alten Weiber streuten Häckerling hinterdrein, und Alles wich seitab von dem todten Mädchen, und ich erkennte in ihr eine alte Geliebte, die einst mein Aug und mein Herz erfreut hätte, so würd' ich allein auf heller Straße ihren Sarg umfassen, ihr Lebewohl sagen, ja wenn ich einen alten Freund, der unterdeß ein Schuft geworden, auf dem Schaffot wieder sähe, ich würde

ihn umarmen, weil er einst meine besten Gefühle bewegt. Und Schlesiens braven, lieben Schall haben sie begraben lassen, und den Mund nicht zu öffnen gewagt, und doch hat er ausser den Lustspielen und den rosenrothen Billets ihnen so unsäglich viel Freude gemacht.

Es war Alles rosenroth an ihm, er hat aller Welt Vergnügen bereitet, und ist mit aller Welt in Berührung gekommen, und das ist sein großes Verdienst, was ihn der eifrigsten Nachrede würdig macht. Wir können nicht Alle auf gleiche Art wirken und die Menschheit hat tausend Zugänge. Ein ganzes Land voll Menschen weiß von jenem freundlich leuchtenden Sterne am Mittagshimmel nichts Nützliches, keine That zu erzählen, aber er hat tausend und wieder tausend Liebhabern geleuchtet, und sie haben in seinem Schein die Seele, das Auge ihres Liebchens gesehen und geküßt, und wenn der Stern heut untergeht, so werden sie viel von ihm erzählen, und dann nichts weiter anzugeben wissen, was er gethan, als daß er ihnen freundlich geleuchtet. Karl Schall hat durch seine

unermüdliche kleine Worte, die er in seinen Lustspielen Kontretänze, in seinen kleinen Aufsätzen die zierlichsten Pas, in seinen Vorlesungen bunte Polonaisen tanzen ließ, die als scheckige Arlequins in seinen Billets herumsprangen, so viel Lust und flüchtiges Glück geschaffen, daß er sich mit manchem guten Schriftsteller darin messen kann. Ich möchte z. B. viel lieber Schalls Nürnberger Waare als des hochseligen Knigge unverschämt lügnerischen „Umgang mit Menschen" fabricirt haben.

Für seine Lustspiele ist ihm vielleicht nur ein kleines Eckchen in einer ausführlichen Literaturgeschichte anzuweisen, aber in einem Journal, was von und mit den kommenden und fliegenden Tagen lebt, in einem Buche, was die Zeit schildert, verdient Karl Schall, die lustige Person Schlesiens, einen wichtigen Platz. Er ist eine volle historische Erscheinung zu Breslau gewesen, und er war ein breiter, umfangsreicher Mann, es ist also ein geräumiger Platz leer geworden, seit sie ihn hinaus getragen haben auf den Kirchhof.

Karl Schall war aus Breslau selbst, sein Va-

ter war ein nicht unvermögender Kaufmann und sein lustiger Sohn mußte kurze Waaren verkaufen lernen, und das lernte er so gut, daß er sich nie mit etwas Großem abgeben konnte, und bis an seinen Tod mit kurzen Waaren handelte. Aber er hatte ein weit größeres Talent zum Verschenken, als zum Verkaufen, und wenn sein Vater nicht bei Zeiten gestorben wäre, so hätte er den ganzen Laden an seine Kaffee- und Theater- und Ecken-Bekanntschaften verschenkt. Denn er hatte ein sehr weiches, empfängliches Herz, war voll sensibler Schwächen, und war von Jugend auf ein Dilettant des Schönen, der Schönen und der schönen Künste. Sobald sein Vater gestorben war und ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, verwendete er all seine Aufmerksamkeit auf das Theater, und er kannte alle Stücke, die seit jener Zeit auf den Brettern erschienen waren, und den Charakter der Aktricen, welche darin agirt hatten, bis ins Detail.

Er begann seinen Herzensdrang auszuströmen in schuldlosen Charaden, hinter denen süße Worte

und Namen steckten, in schwärmerisch appetitlichen kleinen Gedichten, in empfindsamen Recensionen, mit denen er dem Lessing und seinen Lampengöttinnen huldigte. Dabei studirte er Dramaturgie, las den Goethe und die romantische Naubert, las und lernte Englisch und Französisch, durchritt alle Geschichtswerke, und lernte Jahrszahlen und verspeis'te dabei Windbeutel, machte Verse früh und spat, fuhr Schlittschuh, tanzte wie ein Gott, war beweglich, manierlich, generös, galant, liebenswürdig, fleißig, lustig — Alles in einem Athem, Alles binnen 24 Stunden. Wo er ein schönes Mädchen sah, oder nur einen hübschen Fuß, eine zierliche Wade, eine artige Hand, da eilte er hinzu und sagte Süßigkeiten und war unerschöpflich in Galanterien; wo eine bedeutende Schauspielerin oder Sängerin sich zeigte, da erschien er hinter der Kulisse, schrieb sogleich ein Lobgedicht mit der englischen Bleifeder auf seine Pergamenttafel, überreichte es, arrangirte Partieen, ließ Champagner und Toaste sprühen, kurz war ein Tausendsappermenter.

Wenn er von diesem Thema erzählte, so war er unerschöpflich, und ersann mit poetischer Freiheit Geschichten, gegen welche die losen Dinge des Boccaccio, jungfräuliche Versuche waren. Der Mittelpunkt dieser Geschichten war immer das kleine, gebückte Breslauer Theater mit seinen Winkeln und dunkeln Stellen, und der Mittelpunkt des Theaters die verstorbene Bethmann, der zu Liebe er ganze Bändchen hochgeschürzter, munterer Begebenheiten komponirte. Wenn seine Komposition den Gipfel der Dreistigkeit erstiegen hatte, dann schloß er sie mit der kühnsten Farce, wie er einst in der Zauberflöte einen Bären gespielt, und aufgelöst im Entzücken und Liebe zur Kunst die Bethmann als Königin der Nacht gesucht, und hinter dem halb deckenden Vorhange zwischen Wasser und Feuer in der letzten Scene der Zauberflöte gefunden, und umarmt und geküßt und wieder umarmt und geküßt habe. Dazwischen hätte von ihnen nur durch eine halbe gemalte Wand getrennt, Tamino und Pamina sehr erbaulich gesungen, von den Feuersgluthen und den Wasserfluthen, und

die Breslauer hätten sehr andächtig Bravo gerufen, die Bethmann aber, ein geniales Weib — wie er sie nannte — habe fortwährend gelacht, und ihn erst fortgejagt, als ihr Stichwort gekommen, und darauf gesungen wie ein Engel.

Und wenn er das erzählte, so lief er erschütterlich lachend auf Händen und Füßen um den Tisch, und sagte: so sey er in die Kulissen gelaufen, als die nächtliche Königin an's Licht getreten.

Er war einer der besten Schauspieler unter den Schriftstellern, die ich gesehen habe, obwohl ihm Alles Aeussere dazu fehlte. Ich habe ihn zwar erst in seinen spätern Jahren kennen gelernt, wo die Dicke seines Leibes und Gesichtes allen Ausdruck mit einem auglosen Schwamme überzogen hatte, aber es ist wahrscheinlich, daß er immer häßlich war. Davon ist nur ein feiner, zierlicher Fuß und eine durchaus vornehme Haltung des Körpers und eine mäßig hübsche Hand auszunehmen. Ob er Jenes, die Notiz von der Häßlichkeit, wußte, weiß ich nicht, denn wenn er auch spottend davon sprach, so war es doch jener Spott, der

auf Widerlegung harrt, dies Letztere, seine Vorzüge, kannte er fürtrefflich, und er fing noch oft an, eine Gavotte zu tanzen, die Arme auszubreiten, und einen Fandango zu singen. Dabei wußte man immer nicht, welchem Eindrucke man sich hingeben sollte, denn es war unglaublich komisch, wenn der erregte Sturm auf dem Meer seines Leibes durch die schlotternden Backen bis an die dicken Thränensäcke, die letzten Dünen, brandete, und es war rührend, wie viel verborgene Grazie aus den unfügsamen Formen schüchtern heraussah. Seine äussere Erscheinung war bis in all ihre Thätigkeiten der kolossalste Materialismus, den man sich denken konnte, und es ist nicht zu leugnen, daß er einen Theil seiner Renommée diesen argen Kontrasten an sich zu verdanken hatte. Seine Mannesgröße war ganz stattlich, und der Umfang seines Leibes und die in kurzen Sätzen entschlossen stapfenden Beine gaben ihm ein ganz nachdrückliches, honorables, gesättigtes Ansehn. Aber auf einem kurzen, dicken Halse saß nun ein Ausbund von Kopf, der durchaus nicht zu rangiren war,

eine verworrene, dumpfe Fleischmasse, in welcher sich höchst zufällig ein Paar kleine Augen befanden, die auf jeden Fall nur zum Heraussehen und gar nicht zum Hineinsehen eingerichtet waren. Wollte man sich seiner schnell entledigen, und ihn einem feisten Pater Superior aufsetzen, der das durchsichtige Christenthum populär zu machen trachtet und die Gaben Gottes mit Andacht und Industrie genießt, so widersprachen einzelne kultivirte Partieen, modern kultivirte Partieen seines Gesichts, die sich bei der oder jener Wendung des Gesprächs aus dem Tohuwabohu seines Antlitzes entwickelten. Nur wenn er schwieg, war sein Gesicht das unerfreuliche Chaos der ungeschaffenen Erde, das wußte er aber vortrefflich und schwieg nie. Schall und Sprechen waren so verwandte Begriffe, wie Mädchen und Liebe. Das breite Fleischterrain seines Gesichts benutzte er auch wie ein Feldherr, der die verschiedenartigsten Truppenmassen entwickelt, ich habe die merkwürdigsten Parteienschlachten von Gefühlen und Regungen auf diesem Schlachtfelde, dem Antlitze Karl Schall's,

schlagen sehen. Und doch erinnerte das glatzenartige Haupt, auf welchem nur malkontentes, kurzes Gestrüpp von einer unersprießlicheu grauen Farbe wuchs, doch erinnerte dies wieder an den Prälaten, dem nur einiges dürre Gras über das Grab der Tonsur gewachsen sey. Ein Moslem hätte es mit dem weichen Turban bedeckt, ein Hindu hätte so lang gesalbt und gebadet, bis es weich und schön geworden wäre. Namentlich wenn ich mit ihm aß, und seinen Coelibatszustand in der Nähe sah, da ist es mir oft eingefallen, ob nicht Schall irgend solch ein alter verschollner Kirchenvater sey, der sich am Christenthum vergangen habe mit einem hübschen Mädchen, und nicht eher sterben dürfe, als bis das tausendjährige Reich eintrete. Und als ich auf der Moldaubrücke in Prag die Nachricht seines Todes hörte, da fing es fürchterlich an zu regnen und zu stürmen, und Kaiser Franz machte oben auf dem Hradczin, wo er sich seit Jahren wieder einmal befand, sein Fenster zu, neben mir sprach ein Pfaff als Erwiederung des Grußes „Gelobt sey Jesus Christ“ „In Ewigkeit.

Amen" und ich dachte an den Eintritt des tausendjährigen Reiches, ich dachte an Schall's christlichen Kopf und unsre kirchenhistorische Mittagessen. Nur einem Christen konnte die Dogmatik das Antlitz so bis zu den stumpfsten Linien maltraitirt haben, nur ein Christ konnte sich durch ein so reelles Mittagessen also entschädigen, wie Schall es that. Dieses Mittagessen gehört zu seinem Charakter, ich schildere damit eine Rarität in unsrer gewöhnlichen Zeit; sein Lever hab ich nie belauschen können, ich muß mich an sein Diner halten.

Unsere Freundschaft blühte am üppigsten in einem heißen Sommer, und ich fand ihn immer sehr aufgelöst in einem leichten griechischen Negligée, das heißt er trug nichts als ein leichtsinniges Hemd und ein Paar verführerische Leinwandhosen, südliche Inexpressibles. Sonst steuerte er ledig aller Bande, Luft suchend im Zimmer umher, und klagte über Mangel an Appetit. Ein halber Bäckerladen an Semmel und Brot war aufgehäuft, kaum konnten zwei Flaschen Roth- und zwei dito Weiß-Wein

ihre Hälse darüber herausstrecken. Und nun erschien der kleine Bediente, welcher des Morgens die Liebes= und Klatschgeschichten in den Billets forttrug nach den Breslauer Boudoirs und die Weltgeschichte, die Zeituugen von der Post holte. Jetzt brachte er die Suppe, einen Archipelagus von Fleischinseln und Kraftbrühe. Schall band sich die Serviette feierlich um den Hals, und man sah's an diesem ersten Aktus, daß es auf eine ernsthafte Expedition abgesehen sei, er ging nicht unbedachtsam gleich einem schlanken Hungerleider wie ich, der die Serviette nur halb entfaltet auf's Knie legte, an dies wichtige Werk. Dann überzeugte er sich durch einiges Ausholen und Renken mit Armen und Hals, ob alle nöthigen Hilfsorgane in Ordnung seien, warf einen zweifelhaften Vorpostenblick in die dampfende Schüssel, und nun begann die Schlacht. Es begab sich ein Schlürfen und Brodeln, als wenn das Meer sich zum Sturme zurecht legte, und der Archipel war plötzlich wie das lateinische Kaiserthum vom Erdboden verschwunden. Thränen des Dankes perlten

dem Kämpfer aus den Augen, er strich sich mit der Serviette die Anstrengung von Mund und Wangen und athmete tief auf. Jetzt kam das Rindfleisch — eine fruchtbare Familie konnte einige Tage davon leben — es kamen hohe Gemüseschüsseln, man sah immer deutlicher, es handelte sich hier um einen ganz soliden Familienappetit, es war nichts Flatterhaftes, Windbeuteliges, es war eine gründliche Schulbildung. Nur bei der Suppe schwieg Schall völlig, sie bezeichnete die romantische Stimmung seines Mittagessens, die er durch kein Geschwätz entweihte; war er erst durch den Anblick des Rindfleisches vergewissert, daß an kein ernstliches Unglück zu denken sei, so überließ er dem Munde neben dem Geschäfte der gewissenhaften Administration auch wieder das Amt auf der Tribüne. Er erzählte zwischen Rindfleisch und Gemüse historische Data, ernsthaft, feierlich; bei Rindfleisch und Gemüse war er durchdrungen von der Güte Gottes, die alles Thier und Geflügel unter dem Himmel mit seiner Leibes-Nahrung und Nothdurft versieht, bei Rindfleisch und

Gemüse war er andächtig. Von jenen feierlichen Momenten her kenne ich seine Ansichten über Kunst, Goethe, die Klostersteuer, das Christenthum, den Adel und die Poesie. Alles das liebte er, denn seinen Verstand hatte er nur zum Spaß, und bei wichtigen Parlamentsdebatten seines Inneren suspendirte er ihn, und ergab sich völlig seinen Sympathieen.

Jene lustige Theaterzeit, wo er in der Zauberflöte mitwirkte, und wo die Bethmann seine Favorite war und hundert Andere sich seines demokratischen Bonbonherzens zu erfreuen hatten, dauerte ziemlich lang. Als sein Vermögen dabei, wie alles Irdische zu Ende ging, machte er Anleihen; er war nicht blöde, und sein Herz neigte sich eigentlich zur Gütergemeinschaft. Er studirte die Geschichte von der englischen Schuld, die nie bezahlt werden kann, und doch unschädlich ist, weil alles Geld im Lande bleibt, das englische the debt gefiel ihm und er kam dabei auf den Shakespeare, und je weniger er Geld hatte, desto eifriger las er Shakespeare. Als er noch schlanker war, hielt

er sich an den Romeo, ja in schwachen Stunden las er unaufhaltsam die Julia, und in den verständigsten erklärte er sich für den Mercutio, den Fähndrich Pistol, für den Junker Tobias. — Shakespeare übte eine große Gewalt über ihn. Je bedrängter seine äußeren Umstände wurden, desto mehr kroch er in die Poeten hinein. Es war alles Müßiggang, der liebenswürdigste, geschäftigste Müßiggang an ihm, natürlich erklärte er sich immer mehr, und am Ende rücksichtslos für den kontemplativen Goethe, der die Zustände des inneren geselligen Lebens, wie er sie eben mit unbefangenem Auge vorfand, mit größter Kunst verarbeitete. Es ging Niemand so human auf's Proselytenmachen für Wolfgang Goethe aus, als Schall. Vielleicht hätte er auch etwas Bleibendes, einen Roman, ein richtiges Konterfei seiner ihn umgebenden Verhältnisse geschaffen, wenn nicht einzelne Glücksschläge ihn immer wieder auf die schäumende Oberfläche des Lebens geworfen hätten. Und er ließ sich gar zu gern ohne Zweck und Ziel und Rücksicht, wie ein harmloser Poet, hin- und her-

schaukeln. Seine geselligen Talente hatten seinen Umgang sehr erweitert; ich glaube, es war schade, daß er die Nachricht vom Tode seines Bruders, und damit noch einmal sein früheres Vermögen erhielt. Denn nun begann das Tändeln von Neuem, das Naschen und Kosten bildete sich immer mehr und mehr an ihm aus, er ward ein kompleter französischer Abbé aus den Zeiten der Pompadour.

Es ist Niemand so geneigt als ich, ein leichtes, fliegendes Leben und Streben zu vertheidigen, ich hasse sogar die schwerfälligen Dogmatiker wie die Zuchtmeister, die überall eine altkluge, wohl ausgerechnete Absicht haben, die nichts anfangen, ehe sie wissen, wie es zu Ende geht; die sogenannten ordentlichen Leute, die wohlerzogenen Telemachs, welche nie einen dummen Streich machen, sind mir langweilig. Ich liebe mitunter die Naturphilosophen, weil sie selbst noch nicht wissen, wo sie hin kommen werden, und vor Hegels Logik zurück schaudern, ich halte es oft für das Schönste auf unsrer Erde, daß wir eigentlich gar nichts

von ihr, noch weniger von dem wissen, was darüber hinaus ist, ich halte die Leute für die komischsten, welche Alles wissen wollen, ich sehe die Philosophie und alles systematische Streben für eine Kurzweil an, die uns für die schwachen Stunden nothwendig ist — dennoch mag ich Karl Schall nicht vertheidigen, ich geb' ein großes Stück von ihm den Rigoristen preis. Aber er war liebenswürdig über und über, auch inmitten all seiner Fehler und Schwächen, inmitten seines zwecklosen Geschwätzes, inmitten seiner thatlosen Harlekinaden — und die Liebe überwindet Alles. Er hat viele, sehr viele Menschen beglückt, und was will man mehr? Im tiefsten Kern ist ja doch am Ende das Glück der eigentliche Zweck alles Strebens, weil es das Geheimniß unsers ganzen Wesens ist. Er hat nichts gesucht, das darf man Schall vorwerfen, aber er hat am Ende mehr gefunden, als tausend Andere, die mit gefesseltem Auge darauf ausgehen.

Er war der beste General des kleinen Lust- und Vergnügungskrieges, als solcher verdient er

sogar eine glänzende historische Stelle. Und giebt denn bloß das Verdienst, und eine gewisse Art von Verdienst das Recht, von der Geschichte genannt zu werden? Haben wir nicht viele Figuren, welche es nur ihrer Stellung verdanken, daß sie historisch geworden sind? Wollen wir den Krösus aus der Geschichte verbannen, weil er nichts Großes gethan, den Vater Gleim, weil er nur mittelmäßige Gedichte geschrieben, Kunz von der Rosen, Kaiser Maxens Hofnarren, der gar nichts geschrieben und nur seinen Kaiser mit Späßen amüsirt hat? Nun, Karl Schall war der gutmüthige Narr eines ganzen Landes, er war Jedem desselben mit einer Handvoll Spaß zu Willen, er war an Gefälligkeit und Laune so reich wie Krösus, er war an Gutmüthigkeit, dem Talent zu Hilfe zu kommen, so bereitwillig wie Papa Gleim. —

— Aber wir waren noch beim Rindfleisch, und da erzählte Schall nur ernsthafte Dinge. Es begab sich in seinem Leben das Entsetzliche, daß er das Nichtgestorbensein eines geliebten Bruders mit Entsetzen erfahren mußte. Denn das Vermögen,

was nun nicht mehr ihm gehörte, war bereits durch die beweglichen Finger ausgewandert in die Putzläden, Konditoreien, die Bilder- und Bücherläden, auf die Landstraßen, zu den Weinhändlern und Speisewirthen, die zweite Auflage der Schall-schen Hinterlassenschaft war vergriffen.

Ich habe nie einen noblern, feiner fühlenden Mann in Geldangelegenheiten gesehn, als Karl Schall; ich kann mir seine damalige Verzweiflung denken, die seine früheren Bekannten mit den grellsten Farben schildern. Er hat sich das Leben nehmen wollen, und das wollte Viel sagen bei ihm. Denn das Leben war ihm das Höchste, und damals war er sicher nicht eben eilig, an irgend eine Zukunft nach dem Tode zu denken. Er faßte den Entschluß, aufzuhören, und das war für einen Mann, der sonst eben nichts wollte, als existiren, ein Ungeheurer.

In späterer Zeit ging ihm allerlei moderne poetische Philosophie durch den Kopf und bevölkerte sein Herz mit bunten Zukünften, er hatte sich eine Art von christlicher Sterbepoesie zusammenge-

setzt, mit der er gegen das Ende seines Lebens wohl auszukommen schien.

Aber auch jene Verzweiflung und unser Rindfleisch mit den ernsten Gesprächen ging vorüber, er ließ nicht ab von seinem fleischlichen Lebenswandel, es erschien Beefsteak auf dem Tisch, und seine Stimmung steigerte sich. Die bürgerliche Besorgniß des gemeinen Hungers war nun überwunden, und Mercutio erzählte jetzt seine bunten Geschichten von der Fee Mab. Seine Reisen kamen an die Reihe; er war nun einmal ein Detailhändler und seine Wanderungen schlossen denn auch nichts weiter in sich als das so mittelmäßige Dreieck: Breslau, Berlin, Weimar, Breslau. Aber dahinein erzählte er alle mathematischen Figuren der Welt. In Berlin hatte er Hardenberg gesprochen, in Weimar Goethe, in Dresden Tieck, da gab's Geschichten, da schmeckte das Beefsteak, da arbeitete die Serviette, da drückte er mir die Hand, und lös'te mit einem fröhlichen Seufzer den Körper vom Stuhle und schloß einen großen Schrank auf, und brachte ein großes Papier.

Das war sein Diplom, sein Adelsbrief, seine Magna charta, es war die Koncession zur neuen Breslauer Zeitung, welche ihm Hardenberg auf das Schmeichelhafteste gegeben hatte. Er liebte sie wie sein Weib, und vergaß es immer, daß er mir sie schon oft gezeigt hatte, und jedesmal, wenn ich bei ihm aß, da zeigte er mir beim Beefsteak diese Hardenberg'sche Magna charta, und erzählte eine lange Geschichte, wie er mit Hardenberg über das Glück Europa's gesprochen und ihm Vorschläge gemacht habe. Aber auch seine Eitelkeit war liebenswürdig, sie ging immer in seidnen Strümpfen, und er trat nie vor den Spiegel, um sich anzulächeln, ohne vorher um Erlaubniß gebeten zu haben.

Mit dieser Zeitung begann nun sein allgemeines Vergnügungswirken, sein schlesisches Consulat des Amüsements. Die Provinz besaß nur eine Zeitung, welche der Herausgeber nach Bequemlichkeit entstehen ließ, da er keine Konkurrenz zu fürchten hatte. Sie brachte nur trockne Politika und Marktpreise. Schall brachte moderne Formen,

wie er denn überhaupt Schlesien vielfach modernisirt hat, ohne es oft zu wissen und wollen. Er war vom Scheitel bis zur Zeh aus Paris, und die Mode, Alles was neu ist, interessirte ihn, er war von Jugend auf ein prädestinirter Zeitungsredakteur. Es wurde das Theater, die nächste Literatur, Alles, was irgendwo auf der Oberfläche erschien, in seiner Zeitung besprochen, sie war eine der ersten in Teutschland, welche ein treues Abbild des Tages wurde. Und wo er irgend eine Lücke, irgend einen Wink, ein offnes Auge, ein herausforderndes Lächeln sah, da warf er einen Vers, eine artige Galanterie hin, es kam die bunteste Konversation in sein Blatt. Er war einer von denjenigen Geistern, welche das bewundernswerthste Gedächtniß der menus plaisirs haben, der kleinste Pulcinello-Wunsch des kleinsten Wesens ging bei ihm nicht verloren, er war eine der gewandtesten Kammerfrauen der Weltgeschichte. Alles in ihm war konservativ, und — so wunderlich das klingen mag — Alles war Ordnung. Diejenigen, welche seiner zerrütteten Finanzen gedenken, und hiebei

lachen, mögen mir in sein Zimmer folgen, wie er dasitzt in seinem grauen Napoleonsrocke, mit dem grau, braun und rothen Gesichte, was zusammengezogen ist wie ein Regenmantel, unerquicklich wie ein bedeckter Novemberhimmel, so lange Schall nicht spricht, in welches aber bei Eurem Anblick die leuchtenden Sonnenstrahlen fallen. Seht Euch um: es wimmelt von Büchern, neuen Papieren, Zeitungen, verbrauchten Briefen, Kästchen, Souvenirs, Bilderchen, Effekten aller Art, und es webt doch eine saubre Ordnung durch das ganze Zimmer, Alles ist in's Richtmaaß der geraden Linie gefügt, nichts liegt queer dem Auge im Wege. Das kleinste Zettelchen auf seinem Arbeitstische, all seine Federmesser, seine kurzstämmigen, aber spitzen Federn — Alles liegt in Schlachtordnung neben einander, des Winks gewärtig, drüben am Fenster steht immer sein Schreibtisch offen; die kleine Thür seines Allerheiligsten schließt sich nur, wenn bedenkliche, verlangende Schritte nahen — da liegt seine Baarschaft so zierlich aufgehäuft, wie es zeitreiche Kanoniere in

müßigen Festungen mit Kanonenkugeln und Kartätschen thun. Vom doppelten Goldstück bis auf den einfachsten Pfennig herunter steht jedes Röllchen zierlich gesondert da. Und in der größten Unordnung mit seinen Gläubigern herrschte die größte Ordnung, sie erhielten die gemessenste Notiz von Tag und Stunde, wann ihnen Trost oder Zuspruch werden könnte. Schall wußte, wem er vor Jahren das kleinste Buch geliehen, Schall ließ nie einen Brief unbeantwortet, er schrieb nie einen Brief ohne äusserliche Zierlichkeit, es kann Niemand ein Papier von ihm aufweisen, was einen Tintenklecks gehabt hätte.

Dies sind die saubern Memoirenmenschen, die gebornen Royalisten, die Festungsbesatzung der Weltgeschichte, die reproduktiven Talente, die Haushofmeister der Literatur, die dafür sorgen, daß nichts verloren gehe — unbezahlbare Menschen, die Detailhändler aller Dinge.

Schall war der erste, der größte, der uneigennützigste und der liebenswürdigste in Schlesien. Liebenswürdig sind sie aber nicht immer.

Er hat seine Zeitung wie ein Staats-Amt gewissenhaft verwaltet, und die Schlesier modernisirt; — das ist ein historisches Verdienst. Ich weiß nicht genau, in welche Zeit seine erste Bekanntschaft mit Holtei fiel, ich bemerke überhaupt hierbei, daß es mir nicht darum zu thun ist, einen Konversationslexikon-Artikel zu schreiben, der zum Nachschlagen eingerichtet wäre; ich will nur Dies und Jenes über den todten Karl Schall sprechen. — Mit diesem — Holtei — unternahm er die Herausgabe der „deutschen Blätter.“ Aber selbst er versuchte es umsonst, in Schlesien ein Journal zu gründen; dafür sind die Schlesier taub. Er setzte einiges Geld dabei zu, und beschloß nun, ein mündliches Journal zu werden, und das hat er redlich gehalten, und als solches ist sein späteres Leben anzusehen. — —

— Er war der literarische, politische, gesellige Mittelpunkt Breslaus: Kaum waren die ersten Morgenstunden vorüber, so kamen die Besuche. Schall hatte kaum Zeit gehabt, seine dringendsten Geschäfte zu besorgen. Diese Geschäfte bestanden

aber darin, fünf bis zehn Billets zu schreiben, sich bei der Frau v. R., bei Madame M., bei Fräulein W. zu erkundigen, wovon sie geträumt, jeder ein Verslein, und der, welche eben Favorite war, ein Sonett zu dichten, ihnen drei Worte über ein neues französisches oder teutsches Buch zu sagen, eine Neuigkeit mit „Sollte man's glauben" hinzuzufügen, und das Billet mit feinem gelben oder grünen Siegellack sauber zu verschließen. Außerdem schrieb er an seinen jeweiligen Amanuensis: ich habe ein halbes Jahr fast regelmäßig jeden Tag ein Billet von ihm bekommen, in dem gewöhnlich nichts weiter als ein paar Notizen über Neuigkeiten standen, was aber immer mit den Worten schloß „Kommen Sie bald zu Ihrem Ihrigsten Karl Schall." Er hatte seine Bekannten dergestalt an diese Morgenvisiten gewöhnt, daß sie ihnen zum lebendigsten Bedürfniß geworden waren, und ich habe die unglücklichsten Personen gesehen, als Schall in den letzten Jahren nach Berlin gereis't war. Sie konnten sich nicht von ihrer Nüchternheit erholen, weil ihnen das Schall-

ische Frühstück fehlte, sie wußten nicht, ob denn die Welt noch stünde und ginge; die Breslauer, die Leute aus der Provinz kamen und fragten: Was ist denn vorgegangen, was fehlt uns denn, wir sind aus den Fugen der laufenden Dinge, woran liegt es denn; es paßt nichts mehr, es ist so leer geworden.

Schall war nach Berlin gegangen, die Leute wußten nicht, welche Zeit es war, sie sahen die Uhr des Tages nicht mehr.

Die ersten Besuche, welche nach jenen Geschäften kamen, waren meist ernster Art, solche, die seinem Gedächtniß zu Hilfe kommen wollten, und denen er bald bewies, daß sein Gedächtniß vortrefflich sey. Oder es waren ernsthafte Zeitungsleser, ein Professor, der eine Stunde offen hatte zwischen seinen Collegien, und neue fremde Bücher und Journale bei Schall ansehen wollte. Dann kam dieser und jener Offizier, eh er zur Parade ging, ließ sich etwas erzählen, erkundigte sich über Krieg und Frieden, eh er zur Parade ging. Selbiger unterrichtete dann die Herrn Collegen, wie die Actien

der Weltgeschichte stünden, und ob auf Avancement zu rechnen sey. — Es kam im Frack und Karbonari ein merkantilischer Fashionable, der nicht selbst handelte, sondern seinen Freunden und Verwandten nur mit gutem Rath an die Hand ging; auch er sprach über die neueste Weltgeschichte, und was für Urtheile eingeschickt seyen über das gestrige Theater. Es lag ihm eigentlich an dem Allen nichts, aber er fragte viel und ging dann nach Hause, und gab den Verwandten und Freunden Fingerzeige, wie man spekuliren müsse, und beim Frühstück im Weinhause skizzirte er vornehm mit einigen Strichen, wie das gestrige Stück recensirt werden müsse. Er selbst las öffentlich keine Recension, und wenn man ihm davon erzählte, so griff er nach einem Zahnstocher, und sagte: Natürlich — Sie werden sich erinnern, daß ich ꝛc.

Nun kam im Vorübergehn der Landedelmann mit angeschnallten Sporen und langer Reitgerte, er mußte dem alten fidelen Schall sagen, wie das letzte verblümte Gedicht in der Zeitung bei ihm

zu Hause eingeschlagen, er mußte sich nach den Getraidepreisen erkundigen.

Unterdeß bringt Karl die Antworten auf die Billets, der Landedelmann spricht, Schall geht mit ihm auf und ab, und öffnet eins nach dem andern und nascht, flüchtig hineinkuckend.

Eine Schauspielerin wird gemeldet, sie will gastiren, und Schall um Protektion und dramaturgische Winke bitten. Bedeutsam lächelnd entweicht der Landedelmann, blöde tritt die Künstlerin ein, und unter vielen Entschuldigungen nimmt sie Platz auf dem Sofa. Schall spricht ihr Muth zu, er spricht so lang bis sie lächelt, er küßt ihr die Hand, wenn sie hübsch ist, er sagt ihr, daß sie ja hübsch sey, er rückt näher mit dem Stuhle — da springt die Thür des Vorzimmers auf, und die Schöngeister kommen lachend herein. Schall lacht mit ihnen, man stört ihn nie, er ist human bis zur Schwäche. Unter den tröstlichsten Versicherungen wird die Dame entlassen, die literarische Jagd beginnt, die Spässe, die Witze stürzen wie eine Koppel Hunde übereinander, das Jagdhorn

klingt, die Pferde jagen durch den ganzen Wald der Literatur. Allmählig verschwinden die lautsten Kläffer, sie müssen zu Tisch, und nur ein paar der innerlichsten und eifrigsten Literatoren bleiben, man spricht über Goethe, über den Roman, die spanische Komödie, über Shakespeare's Humor, die englische und französische Geschichte. Schall ist unerschöpflich an Wissen, an kleinen, niedlichen Gedanken, die nicht eben neu, aber auch nicht alt sind, denn sie haben muntere Gesichter. Heut iss't er allein, Karl servirt, er setzt sich zum Essen, die Freunde sprechen fort, man kommt wieder bis zum Beefsteak, wo ich stehen geblieben bin.

Ich will bald dort fortfahren, da ich einmal mit gutem Bedacht das Essen zum Mittelpunkte seines Lebens gemacht habe, und hier nur eiligst seinen Tag zu Ende bringen.

Nachmittags kamen Posten und nahmen ihn für seine Zeitung in Anspruch, oder er las, schrieb Kleinigkeiten an seinen Lustspielen, an seinen dramaturgischen Blättern. Gegen Abend erwarteten ihn eine Menge Gesellschaften. Er verkehrte größ=

tentheils mit jüdischen und adligen Familien. Oft hat er mich versichert, daß bei jenen die größte geistige Regsamkeit und Theilnahme zu finden sey. Ich rechne hierher auch die neu christlichen, da die Christen wie der Adel erst durch Ahnen zur zweifellosen Anerkennung gezwungen werden. Mit dem Adel verkehrte er aus Eitelkeit, weil der damalige schlesische einzelne, interessante, weibliche Individualitäten besaß, die ihm Herz und Geist beschäftigten, weil er Häuser machte, und zum Theil noch allein die Schatten der haute société repräsentirte, weil Schall überhaupt den schlesischen Adel für kultivirter hielt, als er es war und vielleicht ist. Er war ein Mann der Höflichkeit und des Geschwätzes, dem es nicht darauf ankam, ob er sich in Jemand irrte, wenn er ihn nur unterhielt; tiefe Menschenkenntniß war nicht seine Sache. Ich habe ihn oft vor solchen Leuten, die er sich vielfach verpflichtet hatte, die vielleicht den Schatten Bildung, welcher an ihnen zu sehen war, Schall's Gesprächen verdankten, ich habe ihn oft von den eigentlichen Junkern „den

Zeitungsschreiber" nennen hören. Und wer den schlesischen Adel kennt, weiß, was er mit diesem Worte ausdrückt. Schall besaß aber zu viel Eitelkeit, und in diesem einen Punkte zu viel Größe, um dies zu bemerken, und wenn ihm der Hauch eines Gedankens daran durch den Sinn fuhr, es zu beachten.

Da es in Schlesien und nicht nur da noch eigentlich keinen Stand der blos Gebildeten gibt, sondern nur Amt und Rang courfähig macht, da Schall nicht reich war, um sich auf den Besitz zu stützen, so fühlte er immer das Fundament seiner Stellung in dieser Gesellschaft unsicher, ja es wich ihm oft unter den Füßen fort. Daher kam's, daß er hastig und geschäftig hin- und hertrippelte, daß er nur immer in aller Eile ausgab, und was ihm zu Gebote stand, mit zappelnden Händen hinstreute. Er suchte fortwährend ein Geschäft, um seine Gegenwart zu rechtfertigen, er kämpfte fortwährend um sein Dasein, wie ein armer Theaterrecensent seine verdammte Schuldigkeit thun muß, um sein Freibillet zu verdienen. Schall hatte

nicht den Muth, zu herrschen. Er las den Leuten vor, er erzählte fortwährend geistreiche Dinge, er kaufte neue Bücher — denn diese haute société kauft nichts — er arrangirte Spiele, Maskenzüge, er besang Alles, was ihm unter die Augen kam, er machte sich zum Geist- und Witz-Domestiken.

Schall ist für einen Theil des Breslauer Adels ein unersetzlicher Verlust, er war dessen Universität der freien Künste und Wissenschaften; sein Tod ist bei jenen Theilen entweder dem Buchhandel oder der Reaktion zur Unkultur günstig.

Seine Schwäche diesen Leuten gegenüber bestand in jenem Mangel an Stolz, welcher die Arroganz der Bornirtheit zurückweis't; er war — wie schon gesagt — human bis zur Schwäche.

Aus dem Verlauf seines Tages ersieht man aber, wie seine Stellung zu Breslau ihre Radien in alle Theile der Gesellschaft sandte, welch eine einflußreiche Person er war. Er war ein Bedürfniß der Stadt; man bedurfte seiner, wie man der Lectüre bedarf.

Und wenn ich's dem Publikum nicht deutlich

machen kann, so möge man meiner Versicherung glauben, die aus dem innersten Gusse meines Herzens kommt; es ist ein großer Reichthum mit Schall gestorben, und ich würde mich der Thränen nicht enthalten können, wenn ich heut in sein großes, gelehrt ordentliches Zimmer träte, und es läge Staub auf dem eichnen Tische und den Federmessern, und der graue Rock hinge verlassen an der Thür, und der Stuhl stünde leer, und Karl sagte mir weinend, sein guter, lieber Herr wäre ausgegangen und komme nicht mehr wieder, und die Gläubiger hätten die schönen Bücher fortgeschleppt, von den reichen Freunden des seligen Herrn habe er aber Niemand mehr gesehen. —

— Nach dem Beefsteak erschienen bei Schall's Mittagessen Cotelettes oder eine ähnliche, gründliche Fleischspeise. Er hatte vorher angefangen, Wein zu trinken, und nun spielte er den Sir John Falstaff mit unwiderstehlicher Laune; die Späße und Possen und Witze purzelten sprudelnd wie Springbrunnen aus seinem Munde, und er lachte dabei selbst so gutmüthig, leiberschütternd,

daß man sich ergeben und rücksichtslos mitlachen mußte. Kam nun aber, um dies homerische Mittagessen zu krönen, auch noch der stolze Braten, da ward er weich und sentimental. Mit Rührung schnitt er die besten Stücke davon ab, und sprach dankbar von dem vielen Guten und Schönen, was ihm schon zu Theil geworden. Er zählte all seine Freunde auf, und drückte mir für jeden die Hand; da gab es Händedrücken für Hardenberg, Goethe, Tieck, für die alte Klosen, seine brave Haushälterin, welche treu sey und das Fleisch mit Erfahrung behandle, für Witte, Steffens, für seinen besten Freund, den Dr. Frank in Paris, zu dem er „Sie" sage, für seinen Karl, der ihn liebe. Bei Steffens dachte er an die Naturphilosophie, und erzählte im Vertrauen, daß er zwar mit vielem Vergnügen 46 Bände Voltaire gelesen, daß er aber doch immer viel auf Religion gehalten habe. Und die Naturphilosophie führe doch auf viele tiefe Mysterien, und eine Religion ohne Mysterien mache ihm keinen Spaß. Er sey für die Unsterblichkeit, und halte ein Quantum

Mystik für nothwendig. Bei Gelegenheit der Mystik kam er auf den Magnetismus, und ward sehr bewegt, und hielt einen Augenblick inne. „Da drüben auf der Büttnergasse“ — fuhr er mit weicher Stimme fort — „wohnte ein Mädchen, das fühlte einen angenehmen Schmerz im Kopfe und in der Nähe des Herzens, wenn ich mich von fern ihrem Hause näherte. Sie saß mitten in ihrem Zimmer, und ich ging oft nur am Hause vorüber, aber sie wußte es, und sagte mir's immer auf die Minute, wenn ich später zu ihr kam. Sie hat mich geliebt bis an ihren Tod, und ich habe sterben wollen, als sie starb.“

Schall ist mit sehr viel Frauen in näherer oder fernerer Verbindung gewesen, und er hat mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit auf diese Weise Kenntnisse und Bildung verbreitet. Der Druck hat seine unbedeutendsten Sachen veröffentlicht, seine besten Kräfte ruhen in seinen unzählbaren Briefen. Er stand oft zu gleicher Zeit mit drei bis vier interessanten Damen in brieflicher Verbindung, und schrieb nie anders, als sein gan-

zes Herz und seinen ganzen Geist erschöpfend; er hat seinen Freunden und der ihn umgebenden Geselligkeit seine besten Kräfte gewidmet, und sie müßen ihn vertreten, wenn ihm die Welt vorwirft, er habe nicht genug gewuchert mit seinem Pfunde. Oekonomie hat er nie verstanden: er versplitterte sein Geld und seinen Geist.

Im vorigen Jahre ließ er zu Berlin seine neuesten Stücke „Schwert und Spindel“ und „der Knopf am Flausrocke“ aufführen. Sie machten kein Glück, und der Grund davon lag nahe. Die Utilitätsmenschen waren ihm hie und da nahe getreten, und hatten von tieferen Zwecken und Absichten gesprochen, welche in den Schriften weben müßten, dadurch ward er aus seiner Sphäre gerückt. Zwecklos und absichtslos konnte er die ergötzlichsten Zustände als Lustspiele dichten, er konnte einer unsrer besten Komödiendichter werden, denn er hatte alles Zeug dazu. Wäre er nicht gestört worden, hätte man ihn bestärkt, daß es genügend, daß es etwas Schönes sey, darzustellen, was an ihm vorüberginge, wir hätten alle umher Freude

an seinem heitern Talente gehabt. Durch jene Zweckritte ist es auf einen kleinen Kreis beschränkt worden. Er hat nun zuletzt spintisirt, und künstlich gebaut, und tiefe Dinge ausdrücken wollen in seinem Lustspiele; — damit hat er das Herz seines Wesens getödtet.

Ich hatte nur noch sein Mittagessen mit einem mannigfachen Nachtische zu schließen. Sein Diner prägt seinen Materialismus in ganzer Größe aus, aber es zeigt auch, wie Schall eigentlich der personifizirte Triumph des Geistes über die Materie war. Er unterlag ihr nie, so schwer er sie oft auch über seine Sinne wälzte.

Nach seinem Desert zu Berlin kam er kränker nach Breslau zurück. Das schmerzhafteste Asthma folterte seinen Muth auf das Grausamste, und der Mann, der als Geck gelebt, starb wie ein Held.

Und jetzt am Schluß, da die Tafel aufgehoben ist, darf ich es sagen, was ihm fehlte, und was ihm mangelte, um auf die hohen Wogen seines Volks sich zu heben und zu diesem zu sprechen —

es war der Charakter. Karl Schall war schwach wie ein Mädchen. Darum kannt' ich ihn nicht, wenn ich ihm im Kampfe unserer Tage begegnete, denn sein Unstern trieb sein Leben in eine Zeit herüber, wo es vor allen Dingen galt, ein Mann zu sein, in eine Zeit des Krieges. Und in solcher Zeit wird es sich oft begeben, daß sich gute Freunde begegnen, und weil sie verschied'nen Bannern folgen, das Schwert gegen einander ziehn. Und sie fallen gegeneinander aus mit tödtlichen Streichen, während die Herzen einander lieben. Sie stoßen schonungslos den Stahl in das warme liebende Herz, und werfen sich dann auf den erkaltenden Freund und waschen das starrende Blut von der Wunde, und küssen die erblassende Wunde und weinen heiße Thränen darauf.

Lopez de Vega hat ein schönes Trauerspiel geschrieben, es heißt „der Stern von Sevilla," und mein lieber, todter Frund Schall kannte es wohl und liebte es sehr. Da fällt Sancho Ortiz auf höheren, unabweislichen Befehl seinen Freund Bustos an, den er liebt, und er kämpft ihn zu

Tode, und küßt dann die liebe Leiche und weint und weint.

Ich habe Schall angegriffen und ihm mit dem Degen zu Leibe gegangen, weil er im aristokratischen Geschwätz verweichlicht war, und sich erlaubt hatte, die besten Männer unsrer jungen Welt mit klatschhaftem Munde zu berühren. Somit war er selbst hereingetreten in den Bereich des Schlachtfeldes, und das ist kein Ort zur Pietät.

Ich muß es auch offen erwähnen, daß er zu jener müßiggängerisch ästhetisirenden Schule gehörte, welcher zum Theil Tieck präsidirt, zu jenen Gourmands der Literatur, welche nur an Allem herumlecken, lauter kleine Gedanken völlig aufzuputzen verstehn, nichts wollen als liebäugeln, eine charakterlose Kastratenwirthschaft einführen möchten, die keine Männer, sondern nur Aesthetiker sind, die oft am Ende selbst nicht einmal ehrlich etwas empfinden, an denen Alles Lüge, Alles gemacht ist. Von diesem letzten Vorwurfe ist indeß Schall frei zu sprechen, und er unterschied sich darin von den Ultraisten.

Sonst soll man die Leute vergangner Tage nicht geflissentlich mit Groll im Herzen aufsuchen, um ihnen mit dem Lichte unsrer Zeit grell in's Antlitz zu leuchten. Man soll sogar von der Vergangenheit so viel als möglich zu retten suchen, wenn ein Zeitkampf entbrennt, in welchem der Fanatismus nie ausbleibt. Sie soll nicht verloren gehen, jene historische Humanität, die als Atmosphäre der Bildung über den Schlachtfeldern schwebt.

Als Napoleon im Jahr 1813 nach Bunzlau kam, wo Kutusow, sein schlimmster Feind, im schlimmsten Rußland verschieden war, da fragte er, ob man dem Kutusow noch kein Denkmal gesetzt habe, und sagte, es müsse vergessen worden seyn von den Seinen, und ordnete selbst eins an.

Eine Kriegszeit wie die unsre bringt ohnedies so viel widerwärtige Elemente in die Literatur, und nothwendige Feindschaften und Schmerz die Fülle, und man sieht in stillen Stunden mit Besorgniß hinaus in die Zukunft, wie viel vorübergehende Kampfsnamen einst werden ausgelöscht werden, wie viel Schmach von alten guten Namen wird

abgewaschen werden müssen. Es kommt ein natürliches Bangen, daß die Geschichte nicht Alles genau behalten werde. Soll ich daran erinnern, daß ich an Goethe und Aehnliches denke, was in die nothwendigen Heeresbewegungen verwickelt wurde!

Und eine von den Goethe'schen Schattirungen war Karl Schall. Mußt' ich nicht mithin die Waffen wegwerfen, als er dem allgemeinen Feinde, dem Tode, erlegen war. Nun stand er ja wieder unbetheiligt da, der schwache, aber liebe und gute Sir John von Schlesien, und ich durfte zeigen, daß die vervehmten Gegner der schriftstellerischen Tändelei keine Barbaren seyen, welche die Geschichte verunstalten möchten.

Ueber den todten Karl Schall durfte ich sagen, wie viel Liebes und Gutes er gethan. Er war ein aufopfernder Freund, und gab, so lange er hatte, und wenn er die Literatur um ein Blatt bereichern konnte, so gab er seine letzte preussische Kassenanweisung dafür. Daß es ihm seine Freunde übel nahmen, wenn er dasselbe von ihnen ver-

langte — war das seine Schuld? Daß sie nicht auffinden konnten, warum er troz all seiner Schwäche eine wichtige Figur gewesen sey — war das seine Schuld.

Und sie haben's wirklich nicht ergründen können, daß es auch ein Verdienst in der trocknen schlesischen Geschichte sey, merkwürdig zu seyn, wie Schall es war. Nicht einmal in einer Zeit wie die jetzige, wie das Jahr 1833, wo lauter Mittelmäßigkeiten in der Weltgeschichte agiren, wo aber gar nichts Großes, Glänzendes geschieht; was die Aufmerksamkeit straff in Anspruch nehmen könnte, nicht einmal in solcher Zeit wagten sie es, ihm eine Leichenrede zu halten, ihn wenigstens am schlesischen Pantheon vorüber zu tragen.

O, Ihr undankbaren Schlesier, kürzlich kam einst die Schall'sche Zeitung, und brachte Euch neues, liebenswürdiges, dummes Zeug, und Ihr sagt nicht einmal was Dummes, viel weniger etwas Liebenswürdiges über den verstorbenen Schall.

Und wenn Ihr nicht ehrt, was er Euch gewährte, so staunt ob dem, was er Euch hätte

gewähren können, was in ihm zu Grunde ging, — was Schlesien, und namentlich Breslau, mit Thee und Biscuit zu Grunde richten half. Friede sey mit ihm, und nicht nur Friede, denn das dürfte ihm langweilig werden, auch Freude sey mit ihm. Und wenn ich einst Schall auf einem andern Planeten wieder finden sollte mit einem schlanken ätherischen Leib und ohne Fleischappetit, von Licht und Schönheit lebend, so will ich's ihm abbitten, daß ich ihn nicht überall habe loben können. Er würde es auch herausfühlen, was manchem schwerfälligen Ritter entgehen wird, daß diese Skizze trotz einzelner harten Worte von lauter Liebe eingegeben ist, von Liebe für Karl Schall.

IV.

Das Theater.

I.

Die Opernsängerin.

Wir wollen den Weg zum Ganzen vom Einzelnen aus versuchen. Um zur Oper zu kommen, wollen wir Mad. Schröder-Devrient betrachten.

Ich habe immer gesagt, daß Niemand mehr Glück gehabt hat, als Napoleon und die Sonntag: beide wurden zu rechter Zeit geboren, und hatten zu rechter Zeit ausstudirt. Hatte Napoleon vor seinem ersten Hauptdebüt am 18. Brumaire noch einige Paragraphen zu lernen, so starb ein obskurer Mann mehr, und nur das Conversationslexikon gäbe Auskunft über den bescheidenen Namen „Bonaparte;“ sein Glück bestand darin,

daß er zu jener rechten Zeit gerade genug wußte, um den Napoleon anzufangen; hätte die Sonntag noch langsamer singen gelernt, als es ihr zu Prag passirte, und hätte sich vielleicht bis zum Jahre 1830 damit verspätet, so wären wir um viel Enthusiasmus und Ueberschwenglichkeit, die Sängerin wäre aber sicherlich um ihre Weltrenomée gekommen. Denn — und darin liegt das verschiedenartige „zu rechter Zeit kommen“ — Napoleon kam, als es unendlich viel, die Sonntag, als es gar nichts zu thun gab. Eine Sängerin kann sich ihren Geburtstag durchaus nicht glücklicher bestellen. In den letzten Jahren vor 1830 gab es keine Geschichte, als die der Demoiselle Sonntag, der Nachtigall Europa's; es war dunkel und still, man hörte jeden kleinen Triller, man hörte das leiseste, schüchternste Klatschen. Die Welt hatte gar nichts zu thun, und der größte Müßiggänger sucht eine Beschäftigung — Klatschen und Applaudiren kam äusserst erwünscht. Die Welt braucht einen Gott für's Haus — die Laren der Alten sind unsre Sympathieen — und da ihr

letzter vor Kurzem einsam verstorben und der neue ungezogene Ideenbube noch nicht ausgewachsen war, da machte man sich eine kleine Göttin, und da man auf dem Theater am Leichtesten getäuscht, und in Illusion gebracht wird, so suchte und fand man die Göttin hinter den Lampen des Königstädter Theaters. Und nun jubelten die Leute und freuten sich ausschweifend, wie die Kinder sich mehr über den flackernden Christbaum ergötzen als über die soliden Geschenke, die darunter liegen.

Die Welt bewundert immer lauter das Schöne und Reizende, als das Große. Für tausend Kleine ist das Große zu groß, aber das Schöne, und sey's das Schönste, gefällt Allen. Gibt's eben nichts Großes, so wird das Schöne groß, denn alle Dimensionen müssen ausgefüllt seyn, sonst besteht die Welt im Raume nicht fort. Gibt's eben nichts Schönes, so erhebt man das Reizende dazu.

Die Sonntag war jenes Reizende, und so wurde sie groß, namentlich weil sie einzig war, wie man den großen Friedrich auch den einzigen

nennt; so wurde die Sonntag, weil sie in einen leeren Raum trat, ein Stück Geschichte. Und so hatte jener Mann in Berlin Recht, welcher sagte: sie ist nicht blos eine Erscheinung, sondern ein Ereigniß.

Anders ist es mit unsrer Heldin, der Madame Schröder-Devrient; sie ist mehr als reizend, sie ist eine große Künstlerin. Die Sonntag war eine Conversationssängerin, die sehr vergnügte und erfreute — Lust, Freude ist allerdings das Endziel aller Kunst, aber eine große, erhebende Freude, eine Freude, die zu Großem anregt, ist ihre höhere Potenz.

Madame Schröder-Devrient erschien erst auf dem großen Marktplatze, als das Volk schon Helden und Lieder hatte. Noch dröhnte Paris vom krachenden Donner eines umgestürzten Throns, noch zitterten die Fenster von den Geschützschlägen, noch wankten die Häuser vom Erdbeben einer Revolution, als sie auftrat. Mitten in das Geräusch hinein schritt sie und forderte Ruhe und Theilnahme, und erhielt Bewunderung. Jener

brachte man den Purpur des Ruhms entgegen, wie einer in Purpur Gebornen, diese errang, erstritt, erkämpfte sich ihn. Man hatte von wichtigeren, drängenderen Dingen zu reden, als von der Oper, größere Opera lagen vor, und doch wurde sie berühmt. Zur Zeit der Sonntag waren an manchen Orten die Triller Staatsaktionen; damals wollte die Welt amüsirt seyn, sie schmachte, wie ein reifes Mädchen nach Liebe, nach Vergnügen, und wer tanzlustig ist, dem wird leicht aufgespielt — jetzt war die Zeit stockernsthaft, sie hatte kaum Muse für so etwas, und der Sinn mußte erst geweckt werden.

Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von der berühmten Schröder-Devrient rede, und vom Napoleon als Kaiser, nicht von seiner Generals- und Consulszeit; sie war vor 1830 eine gute Sängerin, aber die Schröder-Devrient war sie erst, als sie 1830 aus Paris kam.

Jenes waren die Verhältnisse, unter welchen diese Heldinnen des dramatischen Gesanges ihre Thaten verrichteten. Nun will ich von den Tha-

ten selbst reden und darzuthun versuchen, wie die meiner Heldin eben so größer sind, als das Verdienst ihres Ruhms größer war.

Wenn etwa alte Leute den Spruch citiren sollten: „Nur der Lebende hat Recht," so schadet's auch nichts; ich bin bei der Oper nicht fanatisch gegen den Polytheismus.

Es hat Niemand die Stellung der Sonntag richtiger bezeichnet, als die erste Gesangreisende, die Catalani. Sie sagte von ihr: **Elle est grande dans son genre, mais son genre est petit** — und hier ist der Siegesplatz für unsre Heldin; denn „sie ist nicht nur groß in ihrem Genre, auch ihr Genre ist groß, ist das größte." —

Die Art, wie sie singt, wirft die Oper auf eine ganz neue Bahn, und bringt ein ganz neues Verhältniß zwischen Schauspiel und Oper hervor — ihr Genre öffnet eine weite Aussicht auf große, fortschreitende Veränderungen, ihr Genre regt wie das Gedicht alle höheren Thätigkeiten an.

Die Sonntag und Schröder-Devrient verhalten sich zu einander wie ein allerliebstes, das beste

Wort ist: charmantes Gedicht leichter, spielender Art zu einem schönen Gedichte — jenes erfreut, ergötzt, dieses rührt und entzückt, jenes schwebt kräuselnd wie ein Zephyr über die Neigungen des Menschen hin und bewegt sie leise und sanft Minuten lang, dieses bewegt des Menschen Inneres in seinen Tiefen, schafft einen neuen Menschen.

Die Sonntag gewährte den schönsten Reiz des Augenblicks, die Schröder-Devrient gewährt den Reiz einer ahnungsreichen Gegenwart, deren Zukunftspforten sich klingend aufthun, und eine schimmernde Fernsicht enthalten. Dort abgeschlossener Reiz, also auch Ende des Reizes, hier unübersehbare Fülle poetischer Spekulation, also endlose Herrlichkeit.

Die Sonntag schmeichelte mehr den Salonneigungen, den konversationellen Annehmlichkeiten, ja der Eitelkeit, es war nichts einzeln Ueberwältigendes an ihr: Liebenswürdigkeit kam dem Gesange, Spiel der Liebenswürdigkeit zu Hilfe, Einzelnes glaubte jeder eben auch erwerben, erreichen

zu können, man glaubte, die Dame mit sich nivelliren zu können, und das that wohl.

Die Schröder-Devrient hat die Leidenschaft, die alte klassische, ewige Leidenschaft wieder heraufbeschworen, in unser blasses Leben, und diese durch die Kunst zur Schönheit und Harmonie gebändigt, sie appellirt an nichts zufälliges, sie vindicirt der Kunst die alten höchsten Rechte, sie bringt den Olymp mit seinen welterschütternden Affekten wieder auf unsre modernen Bretter. Sie ist von der größten Bedeutsamkeit für die Kunst, was jene nicht werden konnte, da ihre Größe nur in zufälligen persönlichen Reizen bestand nicht aber in wichtigen, geistigen Momenten.

Als Bavarini 1640 die erste Oper, „Pauli Bekehrung zu Rom" aufführen ließ, da hat er sicher nicht daran gedacht, daß man 1832 zu Leipzig im Lande Deutschland das kecke Wort aussprechen würde, Operntalents wie das der Madame Schröder-Devrient könnten in einiger Zeit einen Theil unsrer Schauspielgattungen verdrängen. Und doch könnte es so kommen.

Man hat bis jetzt immer geglaubt, es seyen zwei Dinge, die eine Oper machten: Text und Musik, und leider haben die meisten unsrer Componisten und Textdichter diesen Glauben getheilt. Es ist aber nur ein Ding zu einer Oper nöthig, dies Ding heißt Poesie — Worte und Töne sind nur ihr Ausdruck, je einiger dieser Ausdruck ist, desto besser die Oper. Jenem Irrthume danken wir die große Anzahl platter Opern, wo auf die trivialsten Dinge Arien und Musikstücke gepfropft wurden, ihm danken wir die deutsche Zwittergattung, wo das prosaische Mühlengeklapper eines Dialogs zwischen die Musikstücke stapft, wo Wasser in den Wein gegossen wird. Unsere Opern sind größtentheils nur eine Menge Musiknummern, unsere Sänger Leierkasten, die auf viele Stücke gesetzt sind, auf die Bühne gebracht und gedreht werden, sobald der Kapellmeister den Taktirstock erhebt. Wir haben sehr wenig Opern und sehr wenig Sänger. Die Oper soll vermöge des so tief eindringenden Mediums der Musik die Poesie eines Stücks den Zuhörern entgegenbringen, sie ist ein

potenzirtes Schauspiel — unsre Opernmusik ist meist nur eine unterbrochene Reihe von Musiknummern, und das Schauspiel ist nichts als der Präsentirteller derselben. Jeder Concertsänger, sobald er auf den Brettern gehen und stehen kann, heißt ein Opernsänger.

Die sogenannten Bravoursänger, welche Arien einlegen, sind die Hauptparodisten der Oper, sie verhöhnen in ihrer künstlerischen Unschuld den Komponisten auf's Aergste. Aus irgend einer komischen Oper eine Arie in die seriöse Oper einlegen, oder umgekehrt, das ist ihnen eine Kleinigkeit, ein griechisches Fürstenmädchen, für welche die Partie geschrieben ist, in ein nordisches Bettelweib umzuwandeln, das macht ihnen kein Bedenken, und was schlimmer ist, es fällt gar nicht auf, weil die Musik nirgends charakteristisch ist, Pamina singt eben so wie Emmy. —

Madame Schröder-Devrient ist eine Opernsängerin, und sie zeigt, was man mit der Oper wollen und ausrichten kann. Sie singt nicht einen Gesang, sie singt eine Rolle, sie singt nicht die

einzelnen Nummern, sie singt die ganze Partie — sie gibt uns nicht blos Musik, sondern sie gibt uns durch die Musik das, was wir immer vermißten, und was die Opern trotz des vielen Klingklangs leer und hohl machte, sie gibt uns die Poesie. Hätte der keifende Weißenfelser Opernrhadamantus Müllner sie gehört, er würde anders über die Oper geschrieben, nimmer sie verdammt und verworfen haben. Ach nein, „wer nicht Musik hat in sich selbst,“ dem hilft Niemand zu Ohren.

Was wir meisthin von Opern sehen, das sind gemalte Bäume, auf welche man wirkliche Aepfel steckt — das Stück ist die bemalte Leinwand, die Gesangsnummern sind die Aepfel — jetzt aber haben wir gesehen, daß aus dem Boden der poetischen Empfindung ein lebendiger Baum sprossen und aus sich heraus Aeste, Zweige, Blätter und Früchte treiben kann. Da ist der Schluß der Oper ein erhebender Anblick, und das Finale rauscht in den vollen Zweigen, und das grünende Bild was auf unserer Seele sich abspiegelt, geht mit uns von dannen.

Das ist die neue Oper der Madame Schröder-Devrient, und weil sie diesen Typus einer neuen Gattung in höchster Vollkommenheit hingestellt, und somit der Oper eine ganz neue Stellung angewiesen hat, darum ist sie, wie man fälschlich, pretiös von der Sonntag sagte, ein Ereigniß.

Ihr Fidelio, ihr Romeo sind die reizende Brautnacht, wo der alte Gott der Poesie in seiner ewigen Jugend die klingende Lotosblume-Musik in seine unsterblichen Arme drückt.

Der ist ein Narr, der mit Engelszungen reden hören kann, und zufrieden ist, wenn er trocken deutsch schwatzen hört. Sollen wir Philister bleiben und die Engelszungen einer wirklichen Oper von der Hand weisen, oder doch nebenher ein prosaisches Schauspiel von Iffland oder Ziegler anhören, voll der spießbürgerlichen Rücksichten unter denen einfältige Menschen seufzen und bluten. Sollen wir uns gefallen lassen, daß uns das Bischen Zeug trocken hergesagt werde, wie ein Gerichtsschreiber ein Protokoll abfaßt, wenn ein altes Weib Kartoffeln gestohlen? Daß wir Narren wären!

Wer die Schröder-Devrient einmal gehört hat, der weiß, daß ein neuer Welttheil der Kunst zu suchen und zu finden ist, und die Welt wird wie Kolumbus bei allen Potentaten nach ein paar Entdeckungsschiffen herumreisen, und die Welt wird endlich das neue Kunstamerika finden.

Es ist der Augenblick da, Räume und Wirkungskreise der Oper und des Schauspiels genau kennen zu lernen, zu sondern, der Oper das weit und laut klingende Element unserer Stücke zuzuweisen, damit sie dies mit ihren größeren, gewaltigern Mitteln glänzend und siegreich herausstelle — dem Schauspiel alle die feinen Nüancen des Gedankens, der Geselligkeit, des kleinen Verhältnisses zu vindiciren, welche in der Oper verloren gingen, zertreten wurden.

Eine gesungene Raserei wirkt mehr, als eine gesprochene, einer gesungenen Besonnenheit wird man das Abgeschmackte ansehen. Das musikalische Element der Tragödie, was durch die Franzosen in Pathos und Deklamatian aufgelöst worden war, wird von der Oper der Madame Schröder-Devrient

wieder in Anspruch genommen. Die Leidenschaft, das Gewaltigste des Menschen, was übertrieben genannt wird, wenn es bloß in Worten und Sprache erscheint, findet seine Heimath wieder im gesungenen Tone, findet die Schönheit wieder in der begleitenden, sänftigenden Musik. Denn die Musik ist von Hause aus dergestalt der Form, dem Gesetze unterworfen, daß sie nirgends ungeregelt erscheinen kann, ihre ganze künstlerische Existenz an sich bewahrt sie schon vor der Rohheit.

Die Deklamation, der Pathos findet ein tönendes, blühendes Grab in der Oper, das Heldenthum der Affekte findet seinen schönen Kulminationspunkt in der hinzugetretenen Hilfsmacht der Musik. Vielleicht werden unsere guten Dichter künftig Operngedichte — nicht Texte — schreiben. Es wird eine Reform eintreten wie in der Kriegskunst, seit das Schießgewehr erfunden worden. Seit man mit Kanonen so gewaltig wirken kann, ist die alte Ritterschlacht verschwunden.

Das ist eine Perspektive, welche unsre Theaterkritik völlig unbeachtet gelassen hat: es ist guter

literarischer Ton, die Oper über die Achsel anzusehn, zu klagen, daß die Oper das Schauspiel verdränge, von den Klassikern zu reden, zu seufzen über den Geschmack. Und das thun dieselben Leute, welche am Liebsten zur modernen Schriftstellerei gerechnet wären!

Wer neue Erscheinungen nach alten Gründen beurtheilt, hat immer Unrecht, er taxirt die Reize eines jungen Mädchens nach seinen alten stumpfen Sinnen. Wer unsere Theaterverhältnisse mit alten Mitteln heilen will, verfällt in denselben Fehler — jeder kommende Tag ist ein neuer, keiner ist da gewesen. Für das Neuste civilisirende Gesetze finden, heißt modern sein. Jede große Umwandlung in Ansichten und Thätigkeiten der Welt bedroht die bestehende Bildung in so fern, als man eine Möglichkeit zu sehen glaubt, die erworbene Civilisation könne einmal plötzlich dabei verloren gehen, oder doch auf eine Zeitlang abhanden kommen. Ich halte diese Furcht, soweit sie das Ganze betrifft, für unnöthig, ich glaube, die Kultur geht nicht verloren, weil ich sie für den göttlichen

Gedanken der Welt halte, welcher aufsteigt und aufsteigt, um sich zu erfüllen. Aber die Wendepunkte der Geschichte können allerdings oft für ein Menschenleben besorgt machen, es kann Einem doch nicht gleichgültig sein, ob man gerade in solch eine Gebärungsepoche fiele, wo die Barbaren Alles bedeckten und nur unter der Oberfläche die Vollkommenheit und Schönheit reifte. Wir haben allerdings die Beispiele: Die indische und ägyptische Bildung zerfiel in asiatische Barbarei, es dauerte lange, eh sich eine jüdische Kultur daraus entwickelte, und eine griechische, die griechische fiel, die jüdische fiel, das Römerthum erholte sich nie ganz vom Barbarismus, und es dauerte sehr lange, eh das christliche Element eine neue Sittigung verbreitete — und so gings mit Völkerwanderung, Reformations- und Revolutionszeit herab, neue Lebenselemente bedrohten immer das früher Gewonnene, und so wird es fortgehn, aber nur die Bornirtheit mag den Unterschied von Jetzt und Sonst verkennen. Die neuen Gestalten entwickeln sich in so viel Jahren als sie einst Jahrhunderte brauch-

ten, und das oft unverstanden genannte moderne Moment ist erfunden worden. Es diktirt die Bülletins während der Civilisationsschlachten, es benutzt jeden Fußbreit gewonnenen Terrains, es schiebt sich ein zwischen die rohen materiellen Massen der Kämpfe und garantirt jederzeit die Kultur. Es muß seiner Natur nach unvollständig seyn, weil es anticipirt, und so schnell als möglich die Hauptgedanken des neuen Kampfes und somit der neuen Geschichte in tausend kleine Kanäle leitet. Aber wichtig, nöthig und darum segensreich ist es sehr.

Ein völliges Mißverstehen muß es genannt werden, wenn die alten, absterbenden, fallenden Größen einer Kultur die junge Generation der Barbarei anklagen, weil diese die alten Fußtapfen verläßt. Es geschieht dies niemals aus Muthwillen und zum Zeitvertreib; die Nacheiferung, die Pietät für die Größen der Nation ist im Gegentheil der Jugend natürlich, es geschieht dies unter Schmerzen, unter nicht abzuweisendem historischem Zwange. Diese geschmähte Jugend, welche bei wichtigen Kri-

sen der Kulturgeschichte neue Wege, neue Manifestationen des menschlichen Geistes sucht, sollte just von den Alten gepriesen werden, denn sie stürzt sich in einen Kampf, der oft ein ganzes Leben mit Geringschätzung, Nasenrümpfen, Achselzucken, ja wohl gar mit Staupbesen füllt. Nichts stirbt gern und ohne Widerstand, auch die schlechteste Literatur nicht, und wie viel weniger eine gute.

Ist es denn nicht bequemer und leichter zu verehren, als zu erobern? Hält man es für so schwer, Schiller'sche Trauerspiele zu deklamiren und zu paraphrasiren?

Aber es wird wohl noch lange so gehen, daß man das Moderne einer Zeit für Modetand einer müßigen Jugend ansieht, daß man ihm die Märtyrerleiden zuerkennt, daß man nicht dahinter kommt, in diesem modernen Punkte die Civilisationsbrücke zu entdecken, welche den Zwischenraum von Barbarei ausfüllt. Denn ein solcher entsteht immer, wenn ein Altes stirbt.

Statt uns zu danken, schmäht man uns, wenn wir ihnen sagen, auch das Theater sey altmodisch

geblieben. Sie schieben's auf die Schauspieler und auf sonstige Zufälligkeiten, wenn ihre klassischen Stücke Niemand locken — der Mensch gesteht sich ungern das, was ihm nicht gefällt. Um das zu vermeiden erklärten sie lieber das Positive, Wirkliche, das was sich alle Tage ereignete für einen Irrthum; damit sie nicht selbst Unrecht hätten, sagten sie, die Zeit habe Unrecht, sie schlugen auf die Einzelnen los, welche nicht ihrer Meinung waren. So prügeln die kleinen Kinder die Wärterin, weil es regnet.

Die Zeit hat ihre Stimmungen und Launen wie der Mensch, denn die historische Zeit ist ein Ergebniß der Menschen — deshalb kann das Theater, die lebendigste Kunst, die Leute zu beschäftigen, das Theater kann nicht lange mit alten Sachen auskommen. So ist es nicht zu verkennen, daß das tragische Interesse in unserm Publikum vorüber ist. Sonst war es ungemein stark — ein philosophisches Volk mit festen Nerven sieht ruhig und mit Interesse dem Unglück zu, was sich vor seinen Augen entwickelt, vielleicht wohnt noch von

unsern Urwäldern jener schwere Ernst in uns, welcher so lange hervorstechend in unserm Volkscharakter war. Darin hat sich sehr vieles geändert: machen es die vielerlei fremden Berührungen, machen es die steigenden und fallenden historischen Hoffnungen: der Zug, welcher jetzt durch unsere Generation weht, ist Heiterkeit.

Man darf sich nicht durch ältere Leute irr' machen lassen, wenn diese zuweilen sagen, es sey kein Leben mehr in der Welt, in ihrer Jugend sey Alles lustiger, frischer gewesen — das ist die Illusion des Vergangenen; Alles Dagewesene taucht in das schimmernde Roth der untergehenden Sonne, alles Gestern ist uns schön. Unsere Tage sind viel lustiger als die früheren waren, wir hoffen und lachen bis in die Gefängnisse hinab. Der Witz ist etwas modernes: unsre Klassik ist gar nicht witzig, man hat die Bemerkung gemacht, daß in sechs Bänden Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe nicht ein einziger Witz zum Vorschein kommt, und man möchte behaupten, daß an Matthisson und Consorten jeder Witz lächerlich gewesen sey. Nur

Kämpfe, Scheidungen gebären den Witz, er ist ein natürlicher Sohn der Trennung. Darum neigte Lessing bis dicht in seine Nähe, denn Lessing war ein moderner Mann.

Mit den vielen Wechseln der letzten Zeiten ist auch die Laune eingekehrt, par insouciance, die sich zum Lachen entschließt, da sie begreift, der Einzelne sey ein Spielball, der über schlechte und gute Geschicke lachen müße.

Passen zu dieser durchweg heitern Stimmung unsre sauerernsten alten Stücke?

Ferner: Die Geschichte mit ihren manigfachen Experimenten ist seit langer Zeit viel umgänglicher geworden, wo früher zehn Menschen nach ihr sahen, da sind jetzt Tausende mit ihr in ganz intimer Verbindung. All die neuen Bekannten sind noch im ernsten Anlaufe des Interesses, ihr Gemüth und Geist ist lebhaftest beschäftigt. Nun gehen diese Leute in's Theater und sehen diese Stückchen Winkelrührung, diese Schritt- und Minutenverhältnisse, was Wunder, daß sie sich langweilten, was Wunder, daß sie nach stärkeren Er-

regungsmitteln griffen; sie brauchten émotions fortes.

Die Franzosen, in allen Dingen das dreisteste Volk, die allen Gelüsten helfen wollen, waren gleich bei der Hand mit ihren Melodramen, mit den Scharfrichtern und den ultra romantischen Skandälern; Leichnam und Schändung war ihnen eine Bagatelle.

Aber diese französische Theaterkrankheit ist bis jetzt nur eine akute gewesen, der Rückschlag von der früheren Steifheit; das eigentliche Leiden ward bedeckt durch die Skandalerscheinungen, und unter dem Paroxismus bildet sich ein neuer organischer Zustand, das Uebertriebene wird sich in die Boulevardstheater flüchten, und der Bodensatz der ganzen wilden Wirthschaft wird nicht so übel seyn. Ein menschlicheres, natürlicheres Wesen im Verhältniß zu den früheren Puppen. Man möchte sagen, die Franzosen wären durch Sprache und Talent auf die Prosa angewiesen, und ihre poetischen Ideen reichten nicht weiter als bis zur rhetorischen Ueberraschung, aber auch die Prosa hat ihre Poesie,

und da die Franzosen alle Eindrücke durch die Prosa erhalten, sie aber bei ihrer jetzigen, tollen Wirthschaft Elemente von allen Nationen zu verbrauchen trachten, so kann sich wohl ein reicheres Etwas für sie aus dem Getümmel entwickeln.

Vielleicht umgehen wir diese wilde Gährungszeit und machen sie nur lesend mit dem Nachbarsvolke durch, wie denn überhaupt all unsre Abhäutungen und Umwandlungen mehr im Stillen und Verborgenen, unter der Oberfläche vorgehn — das alte Gewand haben wir im Grunde schon abgeworfen, und an einem schönen Morgen, wo sich unsre Dichter wieder zur Bühne wenden, und die Handwerksleute bei Seite schieben, werden wir mit jungem, neuem Geweih zum Vorschein kommen. Wir werden aber alles, feste und gute, Alte wieder mitbringen und nur die Auswüchse abgeworfen haben.

Das kann sehr bald einmal geschehen, denn das Bedürfniß mahnt. Die früheren, harmlosen Kindlein, die nichts gesehen und erfahren haben, denen das nächste Städtchen neu war — die sitzen

nicht mehr im Parterre. Man hat Schnellposten, Eisenbahnen, Dampfschiffe erfunden, die Menschen reisen faktisch schneller als die Phantasie eines Dichters vom Hainbunde, sie sehen unendlich Viel, wenigstens leicht werden sie nicht mehr überrascht und Ueberraschung unterhält am Besten, sie haben gestählte Nerven, einige Ohnmachten irritiren sie nicht — können wir wirklich das ganze alte Theater mit seiner matt gewordenen Limonade noch brauchen?

Ich glaube, kaum. Je breiter das Leben wird, desto höher muß die Kunst werden, das Leben ist die Basis, das Fundament; ein weit umfassendes Fundament verlangt eine hohe Statue, sonst sind die Schönheitsverhältnisse zerstört. Wenn es vor den Thüren des Theaters interessanter hergeht als auf den Brettern, so geht man nicht hinein. Weil die Griechen im großen, öffentlichen Leben große Menschen genug hatten, so brachten sie die Götter mit auf die Bühne — das sollten wir auch thun, wir haben auch unsre Götter, die Götter sind unsterblich, le Jupiter est mort, vive le Jupiter

neuf! — und der wahre Künstler ist eben der, welcher die rechten, ewigen Götter erkennt.

Es ist hier der Ort, sich gegen natürliche und gerechte Vorwürfe zu verwahren. Nicht die Uebertreibung, nicht der bloße Lärm, der bloße Eklat soll gepredigt werden, nicht Mord und Todtschlag sollen auf der Bühne die alten welkenden Interessen ersetzen, das menschliche Herz soll nicht aufhören, der Mittelpunkt zu seyn, nicht die Schrecklichkeit soll die Schönheit werden. Nein, die Wahrheit in schöner Form — das Schöne ist nichts anders, als das Wahre in der ihm gemäßen Form.

Aber bringt man denn das Wahre? Sind es nicht alte Kulissen — Konvenienzien, welche sich in ihrer gähnenden, langweiligen Lüge spreizen. Sind die Gefühle trotz ihrer Ewigkeit nicht den tausend Modifikationen gesellschaftlicher Zustände, neuer Bildungsphasen unterworfen, ist die moderne Welt auf unsern Brettern vertreten? Nicht einmal im Lustspiel.

Haben wir doch bis jetzt noch nicht einmal eine Form erfunden für das Heut. Nicht die Tra-

gödie mit dem unwandelbaren Ernst ist uns angemessen: wir lachen zu viel, wir haben das finstre, unnahbare Unglück aufgelös't in Worte welche die Ironie und den Humor im Schooße tragen, nicht bloß die Studenten reden mehr vom „Pech," nicht bloß die Marquis, die Abbés, die Hofräthe gebrauchen mehr das Wort „Malheur." Nicht das Lustspiel füllt uns aus: Schmerzhafte Ahnungen reicherer Welten flattern durch unsre Scherze, nöthiger Kampf und Tod drückt unsre liebende, hüpfende Seele — das Lustspiel ist zu einfarbig. Ein deutsches, weinerliches Schauspiel, wie es Schröder und Iffland erfunden, ist uns Prosa blank und baar — was bleibt vor der Hand übrig, bis unsre Dichter auftreten, als das oberflächliche Vaudeville, das verzerrte Melodram. Wenn auch viele solcher Stücke nach gefährlichen Waffen greifen, so sind sie doch selten oder nur in der Uebertreibung unwahr, und nur weil sie die rechten Motive nicht immer ausfinden, greifen sie fehl. Aber ihre ursprüngliche Intention ist ächter und wahrer als die künstliche Lüge besserer Stücke. Vaudeville und

Melodram hätten aber schon zur Werkstatt Vulkans führen können, wo dem neuen Achill die siegreichen Waffen geschmiedet werden. Sie tasteten wie Blinde und Taube herum, und erkannten die Musik noch immer nicht.

Die Musik, dieser undefinirte Ausdruck für Gefühle, tritt hilfreich ein, so lange nicht das bestimmte, erschöpfende Wort gefunden ist. Die Musik ist die moderne Kunst, welche sich in ihrer poetischen Unbestimmtheit der Interessen bemächtigt, die noch keiuen Namen haben. Die Töne sprechen die Wünsche unsers Herzens aus, welche wir selbst noch nicht kennen, sie ist die Mystik einer sich formenden Zeit. Sie weckt.

Und Madame Schröder-Devrient ist einer ihrer mächtigsten Propheten.

O, die Zeit ist klug wie ein Nachtvogel, darum machten die Hellenen zum Vogel der Weisheit die Eule: es mag noch so finster seyn, sie findet sich einen Weg.

Die Musik hat sich der Leidenschaften, der Wünsche bemächtigt, welche uns von der Bühne

bewegen, das Schauspiel an sich ist nur durch eine bestimmte Richtung zu retten, welche Iffland, als Schauspieler, begann, die Wolf verfolgte, die Seydelmann jetzt so anschaulich und glänzend repräsentirt. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Richtung in mittelmäßigen Händen leicht in die Prosa, in die Nüchternheit verfallen kann, aber so lange uns kein ächtes, neues Drama geboren wird, was alle unsere poetischen Interessen in sich faßt, und der Oper jene Herrschaft entreißt, so lange wird alles Poetische als homogen-musikalischer Theil von dieser verschlungen werden, so lange muß das Schauspiel seine kleine, sparsame Wirthschaft führen. Möchte sie nur allgemein so mit Verstand und Geschmack ausgerüstet seyn, wie beim jetzigen Choregen dieser Epoche. Ihr Angriffspunkt ist der Geist des Menschen, ihre Waffe der Gedanke und das Wort. Dort stürmt man direkt auf den innern fühlenden Menschen, man reißt ihm mit Tönen die Brust auf, damit er Alles, Alles aufnehme und empfinde — hier geht man Schritt für Schritt auf den verständigen

Menschen ein, man räumt vorsichtig aber emsig alle kleine Hindernisse aus dem Weg, bis man am innersten Marke des menschlichen Geistes angekommen ist, dann verlangt man plötzlich Ergebung, und der so auf die geistigste Weise erstürmte besiegte Zuschauer ergibt sich freudig zitternd, denn er fühlt, daß man seinen besten innern Menschen aufgesucht hat. Das ist die Schauspielkunst, welche sich vor dem überwältigenden Einflusse der Oper retten kann, weil sie — nur mit andern Waffen — ebenfalls Großes vermag. Sie verlangt allerdings immer ein besseres Publikum als jene, und würde vielleicht darum kein so großes haben, aber sie hat, wie jene den Rausch, ein eben so großes Bestechungsmittel: die Schmeichelei. Der Zuschauer fühlt sich gehoben, daß man so edle Organe in Bewegung setzt, ihn zu gewinnen, von Geist zu Geist will man mit ihm verhandeln — schon das gewinnt ihn, denn Vielen wird dadurch erst Geist zugestanden. —

Wenn sich aber unsere Schauspieler nicht eifrig diesem Genre zuwenden, wenn sich unsre Dicht-

kunst nicht bald zur objektiven dramatischen Form durchklärt, so weiß ich nicht, was das Schauspiel von dem völligen Untergange, von dem gänzlichen Siege der Oper erretten soll. Es sind ausser Seydelmann nur sehr wenige Schauspieler in Deutschland, welche zur bessern, einfachen Schule neigen, die man die Goethe'sche nennen möchte, denn sie findet nirgends so ihre wohlthuende Erfüllung als im Goethe'schen Wort. Korn, Löwe, die **Peché** in Wien, Haaxe in Breslau, Madame Wolf, im Einzelnen Rott in Berlin, wenn er seinem hastigen Wesen die nöthige Ruhe abgewinnt, gehören theilweise hierher, Marr in Braunschweig schlug den Weg ein, ging aber darüber hinaus, und setzt sich in die Gefahr, Karrikatur zu werden.

Das ist ein kleines Häuflein, und wird stark werben müssen, um das Schauspiel zu retten. Die Einfachheit des Vortrags, ganz abgeschält vom Bombaste der auf- und abspringenden Töne, des Geheuls und Gewinsels im früher so beliebten Pathos, die bestimmte scharfe Darlegung des Ge-

dankens, die Darlegung des Gefühls in wohlthuender, künstlerischer Begrenzung, das sind die nüchternen Instrumente, womit diese Gattung siegen muß und kann.

Es ist für die nächste Zukunft zu befürchten, daß ein kühles Wesen, hervortreten wird, was die Intensität des Gefühls nicht eben verräth; das muß indessen durchgemacht werden, es ist die natürliche Erscheinung nach dem bisherigen Spektakel und wird sich allmählig schon erwärmen.

Der Kampf mit der Oper ist ein gewaltiger. Mit dem bloßen Blicke, mit der Macht des Auges muß dasselbe in die Schranken treten mit einem Gegner, welcher die Zuschauer stürmisch und heiß umarmt.

Wenn ich die Devrient oft sähe, würde mir um mein verständiges Schauspiel sehr bange. Sie ist nicht eine Sängerin, welche spielt — sie ist eine Schauspielerin, die singt. Darin liegt das Gefährliche. Unsern gewöhnlichen Sängerinnen glaube ich nichts, denn ich weiß, daß sie mir nur was vorsingen, aber die Schröder-Devrient spricht

mir den Gesang in's Herz hinein, ich kann nicht anders, ich muß, mein Herz muß ihr antworten, ich muß mit fort in den Strudel der Empfindungen, und wenn sie aufhört, habe ich so eifrig mitgesungen und gespielt, daß mir die Brust schlägt, und mein Herz hoch geht wie Meeresfluth. Gesang und Spiel sind nicht zweierlei bei ihr, wie bei den meisten, man kann nicht sagen: hier hört jener auf, hier fängt dieses an — sie ist fortlaufend Eins, nicht ein Lichtstrahl kann sich dazwischen drängen. Das ist uns aber, die wir immer zu zweien, das heißt als Zuschauer und Zuhörer in die Oper kommen, so neu, daß wir uns nicht zu rathen und zu helfen wissen, wir gerathen kopfüber in den Enthusiasmus, wir lachen schluchzend, oder schluchzen vor überraschender Wonne. Es ist nicht die absonderlich schöne Stimme der Frau, welche so absonderlich wirkt, ich habe die Stimme nicht einmal ausgezeichnet gefunden, es ist die Seele, welche singt, es ist das Herz, welches spielt, es ist die ganze Frau, welche als ganzes, neues Kunstwerk erscheint.

Von dem gewöhnlichen Unrathe der Sängerinnen, von todthetzenden Trillern und Mordanten kann natürlich bei einer durch und durch dramatischen Sängerin nicht die Rede seyn. Das bleibt den Püppchrn, welche Spielzeug und Flitter brauchen. Dagegen erzählt die Devrient in einem lang gehaltenen, anschwellenden Tone eine ganze Liebesgeschichte mit ihrer Fluth und Höhe — sie hat singen, reden gelernt.

II.

Romeo — Schröder-Devrient.

Es war an einem schönen Augustmorgen des Jahres 1833, als ich von den Höhen des Garda-see's hinabfuhr in das veronesische Thal. Ein italienischer Sonntag flog mit weichem Flügelschlage über die lombardische Ebene — Alles war geputzt: das Land in dunkelgrünem nnd blauem Sammet mit den üppigen Wein- und Maisfeldern, die römischen Menschen mit den vornehmen Nasen und reinen weißen Hemden, der Himmel feierlicher, als ich ihn zu Hause gesehen, die Sonne selbst stolzer, strotzender golden als an ordinären Wochentagen im blassen deutschen Vaterlande.

Dabei mochte viel Täuschung im Spiele seyn; aber das war mir eben recht. Gerade um ein Stück rother und grüner Illusion war mir's zu thun in dem bleichen Jahre 1833; deßhalb war ich auf Reisen gegangen. Kluge Leute sagen, es sey viel Herkommen dabei, Italien schön zu finden; kluge Leute haben oft recht, ich hatte aber auch recht, daß ich in die frische Luft hineinjauchzte und meinen Begleiter, den würdigen Starosten, aus Uebermuth am Backenbart zupfte und auf meinen Sitz trommelte, wie ein kleiner Bube. Kann man denn etwas Besseres thun, als die Welt so hübsch finden, daß man vor Vergnügen nicht weiß, wo ein noch aus!

Der Wagen flog bergab, es ging hinein ins Land, als wollten wir erst bei Jerusalem still halten, und ehe ich mich dessen versah, waren wir mitten auf dem Corso in Verona, links und rechts flogen die weißen, winkenden Schleier, links und rechts schossen die heißen lombardischen Augen. Es wurde meinem Herzen des Sehnens und Verlangens zu viel, ich wußte mich des Reichthums und

Ungestüms nicht zu bemächtigen, und ich beschloß, mich vor der Hand zu beruhigen. Es ist eine der schönsten Erfindungen des Herrgotts, jene Erwartung unsäglicher Glückseligkeit, wenn man noch gar nicht weiß, wo sie herkommen, wie sich das Alles zutragen soll, was uns entzücken wird. Das ist die Romantik der Freude, es sind die Wehen des Glücks.

Ich wußte absolut nicht, was mir in Verona Vergnügtes passiren sollte, aber ich wußte, es müßte mir etwas passiren, und in dieser weichen, streichelnden Gewißheit erwartete ich den Abend. Da wollte ich ausgehen, und da würde sich's schon zeigen, dachte ich.

Geduldig stand ich am Fenster und sah die Blüthe Verona's, unter mir den Corso entlang auf- und niederrollen — tollkühne, liebeskühne Augen, kecke schwarze Locken, volle zuverlässige Gestalten flogen vorüber — das war alles sehr schön, aber mein Herz lachte vornehm und flüsterte: das ist Alles nur Vorspiel, nur Exposition, das ist Alles noch nicht das Absonderliche, was dich erwartet.

Weich wie schwarzer Sammet fiel langsam der Abend über die alte Stadt, eine Geschichtsepoche nach der andern bedeckend.

Die alten Römer mit den kurzen Schwertern und den kurzen Worten schlossen die stolzen Augen, die Barbaren, welche heruntergerutscht waren auf ihren Schildern über die beschneiten Alpen, herabgestiegen durch die veroneser Clause in das Land, wo Milch und Honig floß, wo die goldnen Schätze des Erdkreises beisammenlagen, die Barbaren streckten sich zum Schlummer auf die Bärenhäute, König Theodorich, der lange Ostgothe, schlug den Mantel um seine müden Glieder, die üppige, wollüstige katholische Zeit kroch unter den weichen Purpur — es ward völlig Abend über dem antiken Verona, und der Mond kam herauf über die steilen Häuser. Jetzt ist es Zeit, dachte ich, zog meinen Ueberrock an, und ging hinaus in die weite Stadt, mein erwartetes Glück zu suchen. Ich war wie verzaubert, und zweifelte keinen Augenblick, daß ich Alles finden würde, was nur Sublimes existire in Verona, wie ein Ritter der Tafelrunde,

der in die Welt zog, irgendwo sein Glück zu finden.

Bei einer altrömischen Porta blieb ich stehen und lehnte mich in den Winkel des Pfeilers. Es dauerte auch nicht lange, so kam eine hohe Frauengestalt in dunkel seidenem Gewande auf mich zu, schlug ihren wallenden Schleier zurück, sagte mit unendlichem Wohllaute: „**Buona sera, Romeo,**“ und reichte mir ihre Hand.

Ich fand das Alles ganz in der Ordnung, küßte mit Eifer die volle, warme Hand, und wollte die Dame eben fragen, ob es ihr gefällig wäre, bei diesem schönen Mondschein ein wenig mit mir zu promeniren, da fiel des Mondes Glanz plötzlich zwischen uns, sie erblickte das slavische Gesicht eines nordischen Barbaren, sie hörte die harten Töne von jenseit der Alpen, sie zog erschrocken die Hand zurück, rief, schnell wie der Blitz herabfährt: „**Oh Dio!**“ und trat zurück.

Giulietta — mia Giulietta! flüsterte es in demselben Augenblicke drüben am andern Pfeiler der Porta, der weiße Schleier flog davon, zwei

Gestalten schlüpften durch den römischen Bogen, Alles war still und vorüber.

Giulietta — mia Giulietta! O, daß ich den Ton auf das Papier singen könnte, damit die Leser ahneten, welch eine geflügelte Schaar plötzlich durch mein Herz flog. Ich wußt' es plötzlich, ach, meine ganze Seele war erfüllt davon, daß ich auf dem classischen Boden Romeo's und Julia's stände. Ach! ich bedeckte meine Augen mit beiden Händen! Hier, hier war jenes Grundthema aller Liebesgeschichten aufgeblüht zur blendenden, wollüstigen Blume, durch diese Porta war Romeo, war Julia gegangen. Es war mir, als sprosse der Quell aller Liebschaft auf dem weiten Erdboden aus diesen marmornen Quadern zu meinen Füßen. Hier war der Born alles poetischen Entzückens, ich war am Ziel aller Reise. Das war derselbe Mondschein, der ihm geleuchtet hatte, als er hinausging in den Garten der Capuleti, das waren dieselben Häuser, an denen er vorüberstrich — hier war Liebesheimath. Von hier aus sind all jene Küsse und Liebesscenen über Europa geflattert,

denn von hier hatte William Shakespeare, der Poesie eingeborener Sohn, sein Herz erfüllt mit jener göttlichen Zärtlichkeit, die wir mit einem Worte Liebespoesie nennen.

Damals setzte ich mich auf jene Quadersteine an der römischen Porta in den veronesischen Mondschein und knöpfte meine Weste auf, und holte tief Athem, und wenn mir's die vernünftigen Deutschen glauben wollen. und ich mich recht erinnere — es quollen mir deutsche Thränen aus den Augen, ich war erweicht, aufgelöset von unendlicher, unsäglicher Liebespoesie.

Oh, mia Giulietta!

Ach, es ist so weich, so schön, zu lieben und über die Liebe zu weinen, über das Stück Himmel, das uns ins Auge und Herz hereinhängt. Die Thräne ist das Gedicht des Körpers.

Hier war Romeo vorübergebraust, mit klingendem Sporn und Schwerte; es war mir als säh' ich seine langen Locken zürnend fliegen und die seidene Feldbinde der Ghibellinen, zu denen er gehörte. Sein Tritt flog hinter dem langen Tybalt

her, der ihm den fröhlichen Odem seines Herzens im Blut erstickt, der ihm seinen lebensübermüthigen Freund Mercutio erschlagen, der die lange harte Guelfenhand ausstreckte nach seiner Giulietta. Ich hörte in der Ferne den schallenden Ruf der Jugendstimme: Steh Tybalt, du Ratzenfänger! ich hörte Schwertergeklirr, ich hörte einen dumpfen Fall und sah Romeo mit schwerem, gesättigtem Auge an mir vorüber nach jenem Platze eilen, der zur Etsch führt, zur raschen, grünen Adiga. Ich sprang auf und folgte Romeo, hinter mir klang das dumpfe Wehgeheul der Capuleti, welche ihren Tybalt röchelnd im Blute gefunden hatten.

Drüben an der Etsch sprang ich hinter ihm her, über die Gartenmauer, oben vom Balkon wehte Giulietta's veronesischer Schleier, und herniederstiegen wie Engel ihre rosenrothen Worte. In der Hecke und dem Weingeländer verschwand Romeo, nur das Barett mit der langen weißen Feder sah ich langsam herunterschwanken: an einem Cypressenbaum blieb es hängen.

Nun ging ich hinaus in das Begräbnißhaus

der Capuleti — es ist nicht weit von jenem Garten — und lehnte mich an das Gitter und stand still und lauschte. Da kamen auf einem langsamen Lüftchen jene Worte wieder: „Oh, mia Giulietta!“ aber sie kamen nur geflüstert und klangen wie der Inbegriff einer ganzen menschlichen Seele, wie ein kleiner Vers, der alles Weh und Glück der Menschheit in sich schließt.

Und ich ging heim in meinen Gasthof — meine Stimmung ging hoch wie das Weltmeer nach einem Sturme, der sich bis in den Grund gebohrt hat, aber sie war groß, unendlich wie das Weltmeer. Zerstiebt war auch der üppige Schmerz, aufgelöst in poetische Atome. Alles hatte sich erfüllt in Verona, ich sah mit offenem Auge über den weiten Himmel und erkannte Gott bis ins innerste Herze. —

Es war ein stürmischer Märztag des Jahres 1834, als ich an meinem Fenster zu Leipzig saß und hinabblickte auf den Markt, den kleinen deut-

schen Markusplatz, dem nur die Lagunen und die Säulen der drei orientalischen Königreiche und einige andere Kleinigkeiten zur vollkommnen Aehnlichkeit fehlen. Der Wind und die Sonne und der Schatten jagten sich wie muthwillige Kinder auf dem Platze umher, es war bald licht, bald finster, und die Röcke und Mäntel der Frauen fielen aus einer Gefahr und Verlegenheit in die andere — es war ein richtiger deutscher Nachmittag. Die Bücher schmeckten mir nicht, des Abends sollte Mad. Schröder-Devrient singen, und ich dachte über Deutschlands Glück und Unglück und seine Poeten nach. Mad. Schröder-Devrient halte ich nämlich für einen der bedeutendsten Poeten Deutschlands, für unsern jetzigen dramatischen Classiker. Es ist nur ein Nebenvorzug an ihr, daß sie ihre Rollen vortrefflich spielt und singt, und das könnte sie lange nicht so vortrefflich, wenn sie die Rollen nicht immer selbst dichtete. Es ist diese Frau ein unsäglicher Trost in unserer dürren dramatischen Zeit, wo es Niemand wagt, Herz, Blut, Leidenschaft auf die Bühne zu bringen, wo das Drama

ein Jambenleierkasten geworden ist, mit alten abgenutzten Arien, welche wir in unserer Jugend auswendig lernten.

Ich traf einmal auf Wolfsberger's Caffeehause zu Wien mit einem Franzosen zusammen, welcher des Theaters und der Oper wegen Frankreich, England und Deutschland durchreist hatte. Die wunderliche pathetische Declamation seiner Landsleute, jene tremulirende Tragödienmanier war ihm frühzeitung nicht nur unnatürlich, sondern auch unschön vorgekommen, in England hatte er Kean und die ihm zunächst Stehenden gesehen, und ebenfalls eine bis zur Fratze ausgebildete Manier, ja oft noch weniger als diese gefunden. Es liegt etwas ursprünglich demokratisches in Sprache und Charakter des Engländers, was in der Kunst leicht in Plebejismus ausartet; und das soll denn auch nicht ausbleiben. Italien hat gar kein Theater mehr, so wenig als Spanien, denn die alten Mittelmäßigkeiten Alfieris und die neuen Pellico's dort, und die das Martinez de la Rosa hier sind für nichts zu achten. Die italienischen Schauspieler dürften

indeß leicht das meiste Talent haben. Der deutsche Weg des Schauspiels sey vielleicht der beste, wenn man die besten Schauspieler vor Augen habe, denn die mittelmäßigen seyen schlechter als anderswo die schlechten. Die französische Manier sei wenigstens imponirend, die englische mannichfaltig, die deutsche Mittelmäßigkeit sei aber absolut langweilig.

Den guten deutschen Schauspielern fehlte nur zumeist Phantasie, und jene schöne, feurige und doch schöne, flammende Begeisterung, welche allein das göttliche Leben in der Kunst entzünde. Er habe sich deshalb an die Oper gehalten, die ihm natürlich bei größerem, äußerem Reichthum mehr Entschädigung geboten habe. Da bedeckten die Töne jene Schwäche der Acteurs, und alle Poesie könne in der schlechtesten Opernvorstellung niemals so sehr ausgehen als bei einem gutgespielten deutschen Iffland'schen Stücke, wo die Leute einander die Hemden und das Geld stehlen, und Beides am Schlusse mit einigen Thränen zurückgeben.

Und nun fragte ich begierig jenen Franzosen,

wo er die besten Operisten gefunden habe. Er schwieg eine Weile und lächelte.

In Italien — hub er endlich an, und seine feinen musikalisch-lustigen Augen sprachen mit — in Italien ist die Heimath der Oper, noch heut' verstehen's nur die Italiener für menschliche Stimmen zu schreiben; ich weiß nicht, ob es die Deutschen je lernen werden. Diese Deutschen kommen vor lauter Kunst und Wissenschaft zu keiner Freiheit; und das ist noch obenein ihr Stolz. Es ist ihr Unglück, daß der fürtreffliche Mozart aus Deutschland war, denn er machte sie, wie sie's in allen Dingen sind, innerlich hochmüthig.

Aber jene Heimath der Oper hat ihr Kind verzogen; die Oper ist in Italien ein Concert mit dramatischen Piecen, die volle Kunstform einer Oper ist verloren, weil das Bedürfniß einer solchen fehlt. Die dramatische Wesenheit einer Oper ist in Italien die geringste, die dortigen Componisten schreiben, das Publikum sieht und hört nur Scenen und Nummern, Pamyra ersticht sich mit derselben Melodie, nach welcher Figaro seine Kniffe vorträgt.

Der Gesang kommt aus Italien, aber nicht die Oper. So muß man auch die berühmte Pasta ansehen, von welcher Talma sagte, sie sey die größte Tragikerin. Talma war ein französischer Schauspieler, obwohl der beste, und die Pasta ist eine träge, starke Figur, welche einzelne Scenen singt und darstellt, daß Sie glauben, es habe eine griechische Marmorstatue schönes, langsames Leben und schöne Action bekommen. — Die Pasta ist jetzt reich und singt schon lange. Sie ist das treue Abbild einer italienischen Opera seria, sie ist eine großartige Scenensängerin.

England ist unmusikalisch von seinem yes bis zu seinem Plumpudding, es kann nicht in Betracht kommen bei der Oper.

Die eigentlich dramatische Oper, das durch Musik erhöhte Drama, ist jetzt am meisten in Frankreich zu Hause. Der Franzose handelt schnell uud viel, seine Thaten folgen am schnellsten und gehorsamsten seinen Affecten. Das verleugnet er auch keinen Augenblick in der Oper. Die Stumme von Portici war mit all ihren musikalischen

Schwächen der glänzendste Ausdruck, was der Franzos mit seiner Oper will, ein erhöhtes Drama.

Die Völkerstämme müßten von neuem durcheinander geworfen werden, wenn die Franzosen einmal im Lustspiel von einem andern Volke übertroffen werden sollten, denn das Lustspiel agiren sie von den höchsten Regierungsangelegenheiten herunter bis in's Misere des pariser Gäßchen-Elends. Ihr ganzes Leben, ihre Revolution, ihr Gottesdienst, ihr Tod ist eine Komödie, und die Guillotine sogar war ein revolutionaires Bonmot, das allen Streit auf das schnellste entschied. In diesem lustigen Wesen beruht es aber auch, daß sie schwerlich jemals große Dramata und Opern schaffen werden. Sie sehen Alles zu gleichmäßig an. Neuerdings sind sie etwas ernster geworden und haben das Vaudeville erfunden, wohinein sie manche sentimentale Melodie streuen, weil sie seit einiger Zeit deutsche Philosophie studiren, und Monsieur Gisquet sie ein wenig maltraitirt, aber es soll mich freuen, wenn es meine Landsleute

jemals bis zu einer classischen komischen Oper bringen.

Sie haben den Weg gezeigt, was man mit der Oper ausrichten könne, aber die ruhigeren, objectiveren Völker werden uns vielleicht an's Ziel führen.

Die französischen Sänger siud französische Schauspieler. Weil sie Schauspieler sind, so operiren sie wirklich. Das eigentliche Gros der deutschen Sänger, welche nur Noten singen, steht wie ein Wachsfigurencabinet neben ihnen, das seine Drehorgeln spielt. — Und die französische Oper hat Madame Malibran, die zwar keine eigentliche Französin, aber acclimatisirt ist.

Madame Malibran ist eine kleine, schlanke Dame mit dem ausdruckvollsten, lebendigsten, interessantesten Mulattengesicht. Sie spielt und singt mit einem blitzenden Feuer, mit einer hinreißenden Leidenschaft und Begeisterung, sie hat Scenen, bei denen man nicht einen Augenblick anstehen darf, sie die beste dramatische Sängerin Europas zu nennen — aber es sind ebenfalls nur Scenen. Es fehlt

ihr jene Charakterschwere, welche die Figuren zu vollen, ganzen Figuren stempelt, welche die vollendeten, abgeschlossenen Kunstwerke hervorbringt. Ich habe die Malibran gesehen, wenn sie mit ihrer africanischen Leidenschaft alle Schönheit erwürgte, mit den Nägeln in die Coulissen grub und Miene machte, an der Wand hinauf zu laufen. Ich habe die schönsten Momente von ihr gesehen, aber niemals die schönste Rolle.

Enfin, Monsr., Sie haben in Deutschland die vollendetste dramatische Sängerin — Madame Schröder=Devrient. Sie kann in einzelnen Dingen nimmer die Pasta und Malibran erreichen, aber sie übertrifft beide in Darstellung eines Kunstwerk's. Ich glaub' es, daß sie Viel von der Malibran gelernt hat, denn ich habe sie damals in Paris gesehen, wo man ihren Fidelio mit Blumen überschüttete, und ich habe sie vor kurzem in Dresden gesehen und gestehe gern, daß sie seit ihrem Aufenthalt in Paris um eines Kopfes Länge höher gewachsen ist. Aber was thut das? Hat Napoleon nicht von Cäsar gelernt? Madame Schröder=Devri=

ent mußte eine eben so große Begeisterung und Phantasie besitzen, um den Mittelpunkt der Malibran'schen Kunst zu erkennen, und sie besitzt eine schönere, edlere Begeisterung, denn sie stellt edler und schöner dar als jene, sie schafft ganze, um und um vollendete Kunstwerke. So sprach der Franzos in Wien, und all diese Worte fielen mir wieder ein, als ich an jenem schillernden Herbsttage in Leipzig am Fenster saß, und ungeduldig nach dem Rathsthurme sah, der die Zeit in Leipzig macht und für jenen Tag zu langsam mir agirte. —

Es war noch nicht fünf Uhr, um welche Stunde die Casse geöffnet wird, und schon liefen die Leute hurtig über den Markt nach der Hainstraße zu, um Plätze im Theater zu finden. Sie hatten Billets in der Hand, ihre Sitze waren ihnen verbrieft wie die der Zehnmänner in Venedig, aber sie trauten nicht. Wenn viel auf dem Spiele steht, so verläßt man sich auf keinen Contract, sondern nur auf die eigene Person. Es war, als wenn St. Petrus den Himmel geöffnet hätte;

er versicherte der herbeiströmenden Menschheit, daß die Thorflügel eine volle Stunde und darüber geöffnet blieben, es könne sich Jedermann Zeit nehmen. Bei solchen Gelegenheiten nimmt sich aber Niemand Zeit. Kann es nicht finster werden in der nächsten Stunde, so daß man nicht drei Schritte Weges finden kann, so daß man in Verzweiflung nach der Himmelsthür tappt und am Ende nach der entgegengesetzten Seite marschirt, kann Einem nicht irgend ein plötzliches Unglück in die Beine schlagen, daß man nicht von der Stelle kommt?!

Und es waren so staubwürdige alte Perücken dabei, die heute um das Rathhaus herum nach dem Theater stapften. Im Frühjahre 1833 waren sie's letzte Mal diesen Weg gegangen; ein ganzes Jahr lang hatten sie bei stillen Thee- und Caffeestunden von jenen drei Abenden gelebt, welche drei blanke Thaler gekostet hatten. Sie hatten immer versichert, es sey ein schönes Geld gewesen, was die Devrient gekostet, aber es hätte sie nicht gereut. Und siehe da, sie wendeten's wieder dran. Es ist eine hohe Gabe, die Philister zu begeistern. Das

ist die höchste Kunst, welche überall hin dringt, die nicht besonders befähigte Menschen zum Verständnisse und Genusse braucht — das ist die ächte Kunst, die unmittelbar wie das Licht der Sonne in die Herzen fällt.

Mitten auf dem Markte ruhte da unten ein dicker, langsamer Rechtsgelehrter aus, er nahm eine Prise, stärkte sich zum weitern Marsche hinab nach dem Schauspielhause, warf einen ernsthaften, fragenden Blick auf das Zifferblatt des Rathsseigers, und schritt alsdann fürbaß. Es führt dieser Mann eine orthodoxe rothe Nase, zwei kleine schlüpfrige Augen, in welchen eine große Sehnsucht nach Austern und Caviar schwimmt, und aus seinem geräumigen Munde habe ich nie etwas anders, als Betrachtungen über das französische Château Lafitte gehört. Und auch er hielt ein gelbes Billet fest in der fleischigen Hand, auch er änderte seine sonst so felsenfeste Tagesordnung.

Wer ist diese Schröder-Devrient, welche wie Orpheus Steine und Bäume von ihren alten, festen Plätzen bewegt?

Sie ist die Tochter jener berühmten Mutter, Madame Schröder, welche ihren geliebten Sohn den Manuel verloren hat, und jene markerschütternden Worte ruft: „Allmächtige Götter, es ist mein Sohn!" Der Name Schröder ist ein Stück der deutschen Theatergeschichte.

Jene Wilhelmine Schröder, von welcher dieser Aufsatz spricht, ist auf den Brettern groß geworden in doppelter Bedeutung des Wortes. Schon mit neun Jahren agirte sie erste Rollen in Wien. Sie spielte nämlich die ersten Liebhaber im Kinderballet auf dem Theater an der Wien. Auch Herkules erdrückte schon in der Wiege Schlangen. Ihre sentimentale Epoche verlebte sie mit fünfzehn und sechzehn Jahren als Louise Miller, Thekla, Helene Zriny und in Gesellschaft ähnlicher wohlrenommirter, zarter Damen. Bald aber begann sie ihre eigentliche Gesangscarriere wiederum in Wien, und hier war's, wo sie noch einmal vor dem grauen, taubgewordenen Ludwig van Beethoven den Fidelio sang.

Es war das letzte Mal, daß Beethoven es ver-

suchen wollte, die Oper selbst zu dirigiren, und es soll ein äußerst tragischer Anblick gewesen seyn, wie er zur Probe gekommen, den Taktirstock ergriffen, und wie ein Luftfechter, der seinen Gegenstand nicht sieht, darauf losgeschlagen hat. Wie ein blinder König, der mit seinem Volke zu sprechen glaubt und in das leere Feld hinaus redet, so hat der alte des Gehörs beraubte Mann dagestanden mit den buschigen graugefleckten Haaren, dem grauen Gesichte und den kleinen grauen Augen. Nur diese stechenden kleinen Augen waren ächt geblieben, alles Andre war Irrthum, das Zeitmaß war ihm entwichen gewesen, der eigne Schöpfer hatte die Tempi chaotisch durcheinander geworfen.

Es kann nichts Tragischeres geben, als einen Vater zu sehen, der sein Kind liebkosen will und ihm statt dessen Schmerz anthut — der Musikdirektor Umlauf hat hinter ihm stehen und den richtigen Takt angeben müßen, der alte, eigentliche Held glaubte sein altes gewichtiges Schwert zu schwingen und schwenkte nur einen Galanteriedegen.

Mit Schmerz ist er noch vor der wirklichen

Aufführung der Oper seiner Unmacht inne geworden und hat das musikalische Scepter mit gebrochenem Herzen abgegeben. Aber der Vorstellung seines Fidelio wohnte er bei, und Ludwig van Beethoven war der erste, welcher zu Wilhelmine Schröder kam und ihr sagte, welch ein vortrefflicher Fidelio sie wäre. In Wien hörte sie damals jene welthistorische italienische Oper, in welcher Lablache und Rubini sangen. Ums Jahr 30 ist sie das erste Mal nach Paris gekommen, und von da und ihren Reisen nach England datirt eine neue glänzende Epoche ihre Kunst. Die neue lebhafte Welt in und außer den Theatern hat tausend neue Kräfte in ihr geweckt. Sie hat alle Größen der Bühne gesehen und gehört, die stolze Pasta, die brennende Malibran, die zappelnde Nourrit, den englischen Kean als Macbeth, Richard und Othello. — Ich halte diese Wilhelmine Schröder für eine Tochter William Shakspeare's und bin der Meinung, daß diese ganze Familie von den alten griechischen Göttern abstammt. Wenn man sie in ihren hochtragischen Rollen über die Bretter daher wandeln sieht, so

erkennt man auf den ersten Blick jenen altclassischen Zug des Schmerzes in ihrem Gesicht, womit die Griechen das göttliche Weh ausdrückten. Wer je eine Niobe, eine Melpomene gesehen, eine Pallas Athene, die um ihren Helden trauert, der wird erfüllt davon werden, ein olympischer Ausdruck ruhe auf dieses deutschen Weibes Zügen. Auf diesem Antlitz liegt jener poetische Schmerz, in welchem man schwelgen kann, jener Schmerz, der ein Glück ist, weil er erhebt. Auf diesem Gesicht können die Deutschen lesen, daß Ifflandisches Greinen unschön ist. Sie ist eine volle, hohe Figur, wie's einer aus olympischem Blut entsprossenen zukommt, und blondes Haar und blaue Augen beweisen, daß sie zu Deutschlands Freude geboren ist. — Jetzt machte auch ich mich auf, mein mühsam errungenes Plätzchen auf einer hohen Galerie einzunehmen, es war noch lange nicht sechs Uhr, mein Platz war mir sicher, so lange nicht alle königlich sächsischen Landesinstitutionen aufgehoben wurden, aber wer hat solch felsenfestes Vertrauen auf Contract und Uebereinkommen! Konnte nicht die Wuth, jenes olym-

pische Weib zu sehen, alle gesetzlichen Bande sprengen — was ist ein menschliches Gesetz, wenn sich's um übermenschliche Dinge handelt, konnte nicht eine anarchische Volkswanderung über die Plätze sich ergießen — kurz ich stellte mich sicher und setzte mich still in meinen Winkel und sah in die Kehrseite des Hauses, wo die Zuschauer wogten, Kopf an Kopf, wenigstens Haupt an Haupt.

Ich wollte mich nicht umwenden, bis ich Romeo's Stimme hörte, so wie Jean Paul nie aus dem Wagen heraus sah, wenn er auf hohe Berge fuhr, als bis er auf dem Gipfel war. — Es begann die Ouvertüre, ich hörte es, wie die Capuleti's kamen und ihren Zorn herausschrien gegen die Ghibellinen und die mit diesen verbündeten Montechi — da — es kam ein langer Geigenstrich, eine Bewegung flog wie ein Windstoß durch das Haus — ein Herold der Ghibellinen wird angesagt, im rothen Sammetmantel kommt er schnellen ritterlichen Schritts herein — er ist's, es ist Romeo. Er bestürmt den alten Capulet, Frieden zu schließen, seine Tochter dem Romeo zu geben.

Umsonst: Tebaldo steht daneben, er soll sie heut noch besitzen, der Herold wird schnöde abgewiesen. Da braust ihm zürnend das Blut über, und es kommen jene in Zorn und Versöhnungslust auf- und niederwogenden Worte:

Vor Romeo's Rächerarmen
Soll kein Gott — kein Gott Euch schützen,
Und von seines Schwertes Blitzen
Stürz' der Tod auf Euch herab.

Ein Gesang voll jungen, ritterlichen Zorns, wo die Rhythmen wie im Sporentanze auf- und niederfliegen. —

Im Hause der Capulets sitzt traurig Julia auf ihrem Zimmer, sie soll sich schmücken zur Hochzeit mit Tebaldo, den sie nicht liebt, und Romeo, der ungestüme, süße Romeo ist ihr verloren. Da öffnet sich die Seitenthür, der junge, übermüthige Ghibelline ist im Hause des Todfeindes, Romeo, der kecke, fliegt über die Schwelle, reißt sie in seine Arme, beschwört sie, mit ihm zu fliehen. — O, daß ich's beschreiben könnte, wie viel Gefühle in mir hin- und hersprangen, sich die Hände drück-

ten, weiter eilten, wieder kamen, keine Ruhe fanden. Es waren lauter alte Bekannte, aber es lag noch ein Dämmernebel auf meiner Welt, ich konnte noch nicht deutlich sehen, woher sie alle kamen, wie sie genannt worden waren in früheren Zeiten. Wie die leibhaftige Romantik schreitet jener Romeo hin und her, lag er zu Julia's Füßen, sang er der Zaudernden: „Nein, nein, Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe.“ Ich war in einem verzauberten Zustande — war's ein Gedicht, welches in meinem Herzen geschlafen hatte, was ich da vor mir sah, oder war ich jenem Romeo schon begegnet! Glich er nicht einem jungen, blonden Hohenstaufen in seinem dunkelgrünen mit Gold verbrämten Sammetrocke, in jenem dunklen Barett mit langer Feder, das er von sich warf, um sein Haupt in Juliens Locken zu drücken, einem schwäbischen Kaisersohne mit weißer deutscher Haut und blondem Flaum auf der schwellenden, trotzigen Lippe.! —

Ich blieb im Dunkel, in einem süßen, mystischen Dunkel, das wie das weiche Geheimniß der Poesie auf meinen Schläfen lag. Julia floh nicht

mit ihm, der Vorhang fiel. Und als er wieder aufging, sah ich den Garten den Capuleti, hinten im Palazzo brannten die Lichter, da war ein Fest, vorn im Dunkel der Bäume erschien Romeo mit der Feldbinde der Guelphen, mitten unter den Feinden, um sein Mädchen zu entführen. Dieser Garten, diese Bäume, jener Palazzo, diese Nacht, es wurde immer stürmischer, aber immer glücklicher in mir, ich fühlt' es bereits, die Dinge sind schon einmal in meinem Herzen gewesen; vielleicht in meiner frühesten Kindheit, wo die Gedichte ohne Titel in uns herumirren, vielleicht gar vor der Kindheit.

Als Romeo fliehen will mit seiner Geliebten, stürzen die Capuleti vom Palaste herunter, und halten ihn auf; man erkennt den Herold in ihm, er aber spricht stolz wie ein Kaiserssohn: Ich bin Romeo. Und es kommen die Montechi herbei zu seiner Hülfe, geharnischt und waffenklirrend stehen sich die Parteien gegenüber, und ziehen die Schwerter gegeneinander. Aber inmitten zwischen des Krieges Dräun stürzen sich die Liebenden in die Arme

und beginnen unisono eine stürmische Jubelarie, daß das Publikum von den Sitzen auffährt, wie von einem göttlichem Strahle getroffen, daß die Stimmen von allerlei Volk, das eine Sprache hat, einfallen in den unendlichen Liebesjubel.

Ach, — die Thränen und die Seufzer
die kommen hinten nach.

Es ist eine unvollkommene Welt, in der es für alle Dinge ein Ende giebt, wo das Leben an einer tödtlichen Ausnahme, dem Tode, stirbt. Julia's Leichenzug geht bei Fackelschein hinten über die Bühne. Romeo und Tebaldo, welche eben wieder im Garten der Capuleti ihre Schwerter kreuzen, halten inne, hören mit Entsetzen die Litanei, welche um Julien's entflohene Seele wimmert.

Wie ein Löwe mit tödtlichen Klauen stürzt der Schmerz über Romeo her. Und als der Vorhang zum letzten Male aufgeht, da ist das Erbbegräbniß der Capuleti, Julien's Sarg im Vordergrunde. Romeo, der rosenrothe, ritterliche Jüngling kommt bleich und wankend die Treppe herunter, schwarz ist er angethan von der Schulter bis zur Zehe.

Die Zeiten des goldverbrämten grünen Sammetrocks sind vorüber, jener Schmerz der altgriechischen Tragödie ruht mit verschlungenen Armen todesschweigsam auf Auge und Wange. Jener Nimbus thränenloser, seelenzermalmender, poetischer Trauer geht wie ein classischer Hauch von ihm aus und legt sich wie eine Wolke über den ganzen Saal.

Er befiehlt seinem getreuen Montechi, den Deckel vom Sarge zu heben, und ihn dann allein zu lassen; er will Julien noch einmal sehen. Der Deckel knarrt, der Ton bebt an seinem Körper in die Höhe, abgewendet steht er da und schöpft sich Muth, sein verlorenes Glück noch einmal zu erblicken — er wendet sich — oh mia Giulietta! stürzt der wimmernde Schmerz aus seiner Brust. Mit diesem Todesrufe des zerschnittenen Herzens flog der Schleier von meinen Augen wie von einem Sturmstoße; das war jener Ton, den ich, am Gitter des Erbbegräbnisses lehnend, in Verona gehört hatte, das war er ganz und gar. Mein ganzes Herz zitterte, es war Alles erfüllt, jene veronesische Nacht mit ihrem weißen Mondschein lag

vor mir ausgebreitet. Das war dein Werk, Romeo; ich mußte zum zweiten Male mit Dir leiden und sterben. Große deutsche Thränen quollen mir wie damals aus den Augen und vertrockneten im heißen, hohen Schmerze.

Ach, jetzt wußt' ich Alles, Alles, was da kommen mußte, wie er den Mann in's Grab legt zu ihr und gleich einem Weibe auf ihrem Sarge klagt, wie er das Gift nimmt, um zu ihr zu kommen. Dann lehnt er sich an einen Grabstein und erwartet seinen Tod. Es tritt eine Pause ein, todeslächelnd zogen die blassen veronesische Straßen, der Capuleti-Garten, das Todtenhaus an mir vorüber, und in meinem Herzen bebte jener ermordete Liebeston „oh, mia Giulietta!“

Da erwachte Giulietta von ihrem Scheintode, fällt aus dem Sarge, lispelt „Romeo!“ Und er horcht auf, sein todesschwangerer Geist wird irre, ob er schon drüben sey bei ihr. „Romeo!“ — er kehrt sich um nach dem Sarge, mit dem Todtenkranze erhebt sie sich, schwankt auf ihn zu, das Entsetzen stürzt wie eine blitzende Wetterwolke über

seinen Leib herab, er fliegt wie ein unsichrer Windstoß zu ihr, die Hände fahren fieberisch über ihr Antlitz, der Todtenkranz fliegt an die Erde, „Giulietta" schreit es wie sterbendes Entsetzen aus seinem Munde. — Sie lebt, sie will fort mit ihm. Wie dumpfe Posaunen des Weltgerichts kommen tief aus seiner zerschlagenen Seele die Worte: „Ich muß hier ewig weilen." — Der Tod tritt ihm in die Augen. — „Ich kann Dich nicht mehr sehen, Giulietta, leg' Dich an mein Herz!"

Das ist die große Tragödie der Liebe aus Verona, welche Wilhelmine Schröder, unser neuer Poet, neu geschaffen hat. Ich kann es bezeugen, daß Alles richtig war, denn ich habe es im Augustmonat 1833 an Ort und Stelle gesehen.

Nachdem Alles erfüllt war, hab' ich keine Thräne mehr geweint, ja es war kein Schmerz in mir, hoch und in großartiger Harmonie wogten die Wellen der menschlichen Poesie in meinem Herzen. Ich ging stumm hinaus auf's leipziger Schlachtfeld, wo so viel tausend Todte schlafen, und wenn sie Worte von mir gehört haben, so sind es nur

die Namen jenes Liebespaars gewesen: Romeo und Minna Schröder. Es schien kein Mond, aber hoch oben unter den Sternen flog der Frühling des Jahres 1834 über das Feld und schickte kleine, schlanke Lüfte als Boten hie und da herunter. Das that er Romeo's wegen, und damit er vollkommen würde, mein schönster Abend in Leipzig. Es mochte spät seyn, als ich nach Hause kam, und ich hatte mit keinem Menschen gesprochen; denn man muß nicht mit Menschen reden, wenn man eben im Olymp gewesen ist und mit Göttern verkehrt hat.

III.

Olimpia.

Es war ein heißer Tag in Berlin, und ein heißer Tag in Berlin ist doppelt heiß. Die großen vornehmen Häuser der Friedrichsstadt sahen so öde und durstig aus wie arme, vornehme Leute, welche einsam in ihren Palästen sitzen und Niemand Ebenbürtiges haben, der sie unterhalten und lieben könnte. Ich stieg langsam wie ein Wüstenreisender über die Schloßbrücke; auf dem Zeughause, dem Palais, den Linden lag jener dicke, deutsche Sonnennebel, ich wagte es gar nicht aufzublicken, ein Schildwacht stehender Soldat, an dem ich vorüberstrich, hatte sich auf Gnade und Ungnade dem

Tage ergeben, sein Gesicht flehte still schwitzend um Pardon; der blanke Säbel verhöhnte ihn noch obein, die Sonne hat ihn glühend in Beschlag genommen.

Mein Weg ging nach einer hintern Thür des Opernhauses, dürrem, trostlosem Bauschutt entgegen; man baut in der Nähe einen neuen Palast — es kostet viel Ungemach, eh ein Mensch und ein Haus groß und schön werden. Ich glaube immer, daß die Maurer im Süden klüger sind, und daß der Dianentempel in Ephesus nicht Angesichts der mittäglichen Sonne aufgeführt worden ist. Die Zunftkrankheit der Maurer, welche wir Faulheit zu nennen belieben, kommt von einer falschen Zeiteintheilung.

Es war nicht mehr weit bis zu jener kleinen Thür, aber wegen der zudringlichen Sonne in dem breiten Berlin war es noch sehr weit. Dort in jenem dunklen, ernsthaft schwarzgrauen Hause sollte ich eine Probe von Spontini's Olimpia ansehen und anhören. — Spontini und sein Dichter sind der Meinung, Olimpia sey die Tochter des großen

Alexanders gewesen. Zum Nachdenken über meine sonstige Lectüre der Herren Curtius und Arrian war in diesem Augenblicke nicht Ort, Zeit und Gelegenheit, die Hitze ist nicht für die kritischen Gedanken da, die Kritik ist eine Wissenschaft der kälteren Zone, wie ihre Schwestern die Philologie und die Hypochondrie; im Süden hat man sich immer mit besseren Dingen beschäftigt als mit dem Denken. Ich ließ es also auf sich beruhen, ob Curtius und Arrian etwas erzählen von einer Tochter Alexanders, welche Olimpia geheißen habe. Es war mir nun sehr einleuchtend, daß Alexander ein äußerst großer Mann gewesen seyn müsse, denn ich erinnerte mich jenes Zuges nach Indien, der in historischen Kinderbüchern abgebildet ist, und namentlich des einen Bildes: Alexander zieht durch die Wüsten von Geodosien und Karamanien, es ist Alles grau und traurig, die Krieger und Alexander sehen sehr vertrocknet aus, sehr durstig; da kommt ein Soldat, der einen Helm voll Wasser aufgefunden hat, und bietet diesen dem Alexander an — Alexander ist, wie gesagt, sehr durstig, er

möchte für's Leben gern trinken, aber er will nichts voraus haben vor seinen Kriegern, stürzt den Helm um und läßt das Wasser verschlingen vom brennenden Sande.

Ich fühlte es, daß ich kein Alexander sey, obwohl ich nur durch Berlin, nicht durch die ganze Wüste Geodosiens steuerte, hätte mir ein Preuße einen frischen Trunk geboten, ich hätte keine Umstände gemacht — und mit diesem kleinen Gedanken trat ich ins kühle Opernhaus. Der Weg ging durch Hinterthüren und Hintertreppen zu jener stolzen Dame, die ich immer nur in großem Putz gesehen hatte, zur berliner Oper; ich sollte sie heute im Négligé erblicken. Es roch etwas nach ordinairem Lampenöl, ich stolperte über einige Stangen, welche später zu Kassander's Triumphzuge nöthig waren, ich hörte jenen prosaischen Spectakel, welcher in einer Opernprobe nie ausbleibt. Es beginnen nämlich mit großem Pompe Musikstücke, man wird hineingehoben in eine Illusion, und plötzlich pafft's und schwirrt's „klipp, klapp, klipp, klapp — pst — pst" — der Capell-

meister unterbricht den Schwung, es ist etwas falsch gewesen, wie verirrte Liebende faseln noch einige Instrumente ohne Zusammenhang weiter, ein plattes didaktisches Hin- und Herreden beginnt vom Orchester nach der Scene, von der Scene nach dem Orchester. Solche Fälle in Opernproben haben zu der genialkünstlerischen Idee in deutschen Opern Veranlassung gegeben, Dialoge zwischen die Musikstücke einzustreuen.

Ich gelangte an eine halbe Compagnie preussischen Linienmilitärs, welche in leinenen Hosen und blauen Jacken mit rothen Kragen eine alte Veteranenschaar von Alexander's Truppen vorstellte; sie hatten eben eine Pause und redeten zur Abwechselung und Erholung statt des harten dorischen Dialekts den weichen berlinischen, sie sprachen „von's jute Weißbier in der Kanonierstraße bei der unnadürlichen Hitze.“

Ueber einige kleine Treppen, durch mehrere Thüren drang ich endlich bis in's Parterre. Das war nicht erleuchtet, und ich konnte in der ersten Viertelstunde nicht unterscheiden, was mit den Au-

gen unterschieden werden muß. Aber ich hörte ein Kichern, ein Wispern, ein Lachen, ein leises Schwatzen und Flüstern, als ob das ganze Parterre bevölkert wäre. Mitunter schien es mir auch, als wollte Jemand leise um Hülfe rufen, aber es geschah doch eigentlich nicht, und so wurde dies mysterieuse Geräusch immer mysterieuser.

Aus diesem Tumult unbestimmter Dinge flüchtete ich meine Augen nach der halberleuchteten Bühne. Dort hing eine prachtvolle asiatische Stadt im Hintergrunde, und kleine Menschen in europäischen Nankinghosen und modernen Ueberröcken bewegten sich vorn, schrieen ein wenig und warfen die Arme links und rechts, einige Damen saßen an der Seite und verspeisten rosenrothes Eis. — „Kassander, Kassander, Monsieur Bader, kommen Sie her an diese Seite, und mag sie kommen das Mensch, die junge Dame, von die andre Seit," das waren die ersten Worte, die ich von ihm hörte, er hob den Taktirstock, und es flog eine unglaubliche Leidenschaft durch das Haus, Alles gerieth in Bewegung, ein junges, heißes Mädchen nach dem

andern drängte sich an mir vorüber; die Schuppen fielen mir allmählig von den Augen, ich erkannte, daß das Parterre angefüllt war von eitel jungen Dämchen, welche sich der edlen Spring- und Tanzkunst befleißigten.

Wenn das Orchester ein Balletstück begann, da schwirrten sie zum Theil wie ein Schwarm Frühlingsvögel, die auf dem grünen Felde sitzen, in die Höhe, hinauf zum Kassander, und wenn der störende Lärm vorüber war, da kamen sie wieder herabgeflogen, und gleichgestimmte Seelen, affectvolle Referendare, kampfbegierige Söhne des Mars empfingen sie mit asiatischen Ceremonien und unzweideutigen Complimenten.

Mir gingen die Augen auf wie Noah, als er zum ersten Male merkte, daß er den Wein erfunden habe. Neben mir saß eine blonde Dianenjungfrau, das Auge voll heißer Mondesstrahlen, ein blöder junger Mann, dem Anschein nach ein beginnender Student, machte ihr die Cur mit zarten mythologischen Redensarten. Dianens Jungfrau lächelte spöttisch, als wollte sie sagen, die

Mythologie genüge heutiges Tags nicht mehr, und Diana existire nur noch bei jungen Dichtern auf der Bühne. Vor mir saß eine volle Cilicierin von der spandauer Straße, links neben ihr der alte Liebhaber, der vor acht Tagen neu gewesen war, rechts der neue. Aber da war nichts von Eifersucht zu sehen, wie denn eine solche bei classischen Leuten nicht gefunden wird, welche sich in das unvermeidliche Fatum fügen. Der alte Liebhaber richtete seine liebkosenden Worte so gut, daß meine Nachbarin, die Dianenjungfrau, darüber nicht im Zweifel blieb. Der eigentlich Betrogene war nur der romantische Student, welcher trotz seiner philologischen Studien die classische Zeit Alexander's nicht begriff. Vielleicht hat Göthe jene Stellen im Faust, wo das küssende Mädchen „mit Aeugeln schon dem Nachbar sich verbündet," in einer Oper- und Ballet-Probe geschrieben. Es ist hier nicht der Ort, jenes olympische Dunkel im Parterre des Opernhauses deutlicher zu enthüllen, auch setzte sich der gefällige Recensent aus der Staatszeitung neben mich und begann mir die Olimpia zu erklären,

ich sah und hörte auf Spontini. Er taktirte und dirigirte mit einem religiösen Eifer, der Alles in Bewegung setzte. Als ich des andern Abends wieder in das völlig erleuchtete Opernhaus trat, und er eben wieder aushob zur Ouvertüre, da schien es mir, als stände er Tag und Nacht auf demselben Flecke und taktirte ununterbrochen Spontini'sche Opern. Diese Eitelkeit ist der Hauptvorwurf, welchen die Recensenten dem musikalischen Ritter Spontini machen. Aber die Eitelkeit ist der nothwendige Fehler aller großen Leute, namentlich derer, welche die Welt mit Worten oder Tönen erobern. Ein Künstler, der nicht eitel ist, gleicht einem Weibe, das nicht gefallen will — beide sind langweilig; die Eitelkeit hat ein Hauptverdienst um die Weltgeschichte; wenn auch nicht die besten, doch die meisten schönen Thaten stammen von ihr. Alexander hat aus Eitelkeit einen ganzen Welttheil erobert, Mohammed hat aus Eitelkeit eine eigene Religion erfunden.

Indessen wirft man dem Ritter Spontini wie dem Propheten Mohammed nicht ganz mit Un=

recht vor, daß er alle andern Religionen mit Feuer und Schwert verfolge, daß er keine andern Propheten neben sich aufkommen lasse, daß er insofern höchst störsam einwirke auf die berliner Oper. Das mag dahin gestellt seyn; ich glaub' es, daß die Leute recht haben, aber ich will mich hier nur mit der Olimpia und ihrem Componisten beschäftigen.

Ich laborire an einer traurigen Idee, welche mir die deutschen Componisten ihr Lebenlang nicht verzeihen, wofür sie mich eigentlich zu Tode instrumentiren, ich glaube nämlich, daß die Deutschen noch gar keine Oper gehabt haben, und daß sie keine Oper schreiben können. Mozart, das Ein und Alles unserer Opernmusik, war ein halb-italienischer Componist. Nur seine schwächsten Producte, die naive, schwatzhafte Zauberflöte, und ich glaube Einiges aus der „Entführung" sind deutsch. Don Giovanni ist innen und außen ein Sohn des Südens; es ist wirklich auffallend, daß die deutschen Componisten aus dieser Oper nicht gelernt haben, für menschliche Kehlen, für den Gesang zu schreiben. Denn das ist es eben, was unsere Lands-

leute nicht verstehen; sie componiren, sie instrumentiren mit großer Kunst und Gelehrsamkeit, es ist oft eine geschickte Verwirrniß in den Dingen, daß man nicht ein Wort versteht, aber die ewige einfache Schönheit kommt nirgends zum Vorschein und zum musikalischen Handeln, zum eigentlichen Drama ist nirgends Raum. Wir haben genug solcher Leute, wo man zugestehen kann, sie erobern etwas von der Schönheit, aber die Schönheit muß zweifellos siegen, sonst ist's keine Kunst.

Die schönen Namen Beethoven's und Spohr's gehören ganz wo anders hin, als in den Bereich der deutschen Oper; und Karl Maria v. Weber, ein braver, ehrlicher Mann, der sogar ein sehr gescheidter Mann gewesen seyn soll, das ist der baare Ausdruck all unsres Philisterthums geworden mit seinen einzelnen lyrischen Reizen und all seinem übrigen gemachten, poesielosen Wesen. Weber hat die Oper auf lange Zeit rückwärts bewegt.

Unsere Musik ist neben unserer Poesie noch sehr zurück, man kann unsere bedeutenden Componisten nicht mit unsern bedeutenden Dichtern vergleichen,

und Friedrich Schiller hatte zu viel Genialität, mit welcher er unsere schwatzhaften Nationalfehler verherrlichte, als daß ich Weber den Schiller der Musik nennen dürfte. Aber eines Schiller'schen Nachahmers Ebenbild ist er, nämlich Theodor Körner's. Es wird Alles beschrieben und beinstrumentirt: der Sonnenaufgang und das Murmeln des Baches. Alle Dinge haben aber einen Mittelpunct, einen gewissen Kern, wo ihr ganzes Wesen mit einem Griffe zu packen ist, das ist die Poesie der Dinge — jene Leute, die drum und dran herunterschreiben, sind nicht geweiht und haben sie nimmermehr gesehen.

Spontini ist ein dichterischer Componist, es wäre mehr denn Thorheit, ihm das absprechen zu wollen: er faßt die Gegenstände seiner Wahl ganz und wirft sie mitten in seine Musik hinein. Und diese Gegenstände können nicht bloßer Zufall seyn; wenn sich der Zufall dreimal hintereinander wiederholt, so verliert er seine Wesenheit, wer die Vestalin, den Cortez und die Olimpia hintereinander wählen kann, der muß einen edlen, poetischen Be-

griff von der Oper haben. Die Römerwelt in der Vestalin, eine neue fabelhafte Welt jenseit des Oceans im Cortez, die stürmische Begräbnißwelt Alexander des Großen in der Olimpia, welche drei Erdtheile erschüttert — sind es nicht Homer'sche Stoffe, welche Gesänge verdienen? Und hat er sie nicht in großem, heroischem Style behandelt, wie es seit Gluck nicht erhört worden ist? Ist ihre Leidenschaft nicht tief wie das Meer, und ihr Wille nicht hoch wie der Himmel, und bleiben die rauschenden Töne irgendwo hinter den Dingen zurück, ist die Musik nicht Herrin jener Römer-Welt, jener transatlantischen, dieser alexandrinischen, und wer ist denn ein musikalischer oder sonstiger Dichter, als wer sich eines Stoffes völlig bemächtigen und diese Macht schön und überwältigend darlegen kann?

Ich wollte, wir hätten viel solcher zweifellosen Musikpoeten wie Spontini.

Seine Opern unter seiner Direction sind eine wichtige Merkwürdigkeit Berlins, ja sie sind ein kunsthistorisches Moment in unserm Vaterlande.

Es giebt nicht leicht eine künstlerische Erscheinung, die sich mit so viel Glanz und Zusammenwirken vieler Kunstäußerungen geltend machte als die Spontinische Oper in Berlin. Nur spirituelle blasse Christen verstehen das Ballet nicht und schmähen seine Schönheit; es ist eine glänzende Rückforderung verloren gegangener, bunter Körperschöne, das Colorit der Oper, wo die Bewegungen statt der Worte reden. Und rigoristische Dramatiker haben nur hier und da mit Recht seine Ausdehnung zu tadeln.

Die tanzenden Dianenjungfrauen vollenden erst das Bild des damaligen bewegten Asiens. Er hob also aus zur Ouvertüre, und es begann jenes musikalische Getümmel, welches zu der Zeit nach Alexander's Tode einleitete. Alexander war bekanntlich zu Babylon unter den Humpen und Bechern gestorben, wie böse Zungen sagen; das Reich vom indischen Flusse Hyphasis bis diesseit des Strymon, oder deutlicher bis zum Balkan, der neuerdings mehr Renommée hat als der Strymon — dies Stück Land hatte keinen Herrn. Und der verwor-

rene Spectakel war losgegangen, der nie ausbleibt, wenn die Mittelmäßigkeiten Haupt und Stimme erheben. Die großen Thaten und Männer sind immer leichter zu behalten als die kleinen — Alexander's und Napoleon's Kopf und Schlachten werden leicht erkannt und behalten, nicht aber die Beiwörter und Maintiens ihrer Marschälle.

Diese wilde, und verworrene Zeit ist der Hintergrund der Olimpia, man hört aus den Tonmassen die verschiedenen Heerhaufen Alexander's, welche sich einen neuen Herrn suchen, welche einander drohen in allen Mundarten der Welt. Antigonus und Kassander treten hervor aus der Menge, und beide greifen mit nervigen Armen nach Alexander's Tochter, Olimpia genannt.

Olimpia liebt den Kassander, aber man war damals von dem Gedanken erfüllt, Kassander habe den dreiunddreißigjährigen Eroberer zu Babylon nächtlings ermordet. Aus dem Tempel heraus schreitet deshalb voll hohen Zornes Statira, das Weib Alexander's, welche die Olimpia geboren, und reißt sie aus Kassander's Armen. — Das Waffen-

getöse steigt auf mit der Musik, der Kampf um des Herrschers Tochter beginnt, Antigonus fällt und erzählt mit sterbender Lippe, daß er den Herrn erschlagen, triumphirend kommt Kassander hoch auf dem Elephanten mit seinen blitzenden Kriegern den Heerweg herunter, und die schmetternden asiatischen Triumphmärsche, das Jauchzen der Krieger, der Jubel des Tanzes schließt das bewegte Asien, das vor unsern Blicken lag.

Das flog Alles in Massen und Tönen an mir vorüber, das Opernhaus wimmelte von Köpfen, und wenn Madame Schröder-Devrient, Alexander's Weib, Arm und Stimme erhob, da klatschten und schrieen die Leute, und als Antigonus mit dem großen Alexandrinischen Fluche starb, da riefen sie Herrn Hammermeister Bravo. Aber die bedeutendsten Personen traten eigentlich zurück vor dem eigentlichen Opus, gingen unter in ihm, und das ist ein Verdienst des Ganzen. Draußen war's heißer europäischer Mai, innen asiatischer.

Es waren zwei wunderliche Abende, deren Mittelpunkt jener heftig dirigirende Italiener blieb.

Spontini ist auch wirklich in jenem kleinen Ländchen geboren, das so viele Jahrhunderte die Welt beherrscht hat, anfänglich durch Waffen, dann durch Bilder und Musik, in der Nähe von Rom, das man jetzt Kirchenstaat nennt. Er hat in Italien eine große Menge Opern geschrieben, und erst in Paris ist ihm die Vestalin, Cortez und Olimpia gekommen aus den Augen des alten Ritters Gluck. Dort haben ihn die Deutschen gefunden, nachdem sie den Napoleon besiegt hatten, und im Jahre 1819 ist er nach Berlin berufen worden.

IV.

Seydelmann und die deutschen Schauspieler.

„Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut."

Iphigenia auf Tauris.

Seydelmann hat vor Kurzem eine Anzahl Rollen in Berlin gegeben und außerordentlich gefallen. Die Berliner konnten sich gar nicht darin finden, daß es einen guten Schauspieler in Deutschland geben könne, der nicht bereits in Berlin gespielt habe, der nicht von den Berlinern gekannt sei. Sie haben rücksichtlich des Theaters eine Art Tradition: daß nämlich Alles über den Gensdarmen-Markt gegangen sein müsse, was in der deutschen Schauspieler-Welt Sitz und Stimme einnehmen

wolle. Frühere Zeiten und die Ahnen des Berliner Theaters Fleck, Iffland, Devrient, Wolf haben sie dazu verleitet. Aber diese Zeiten sind schon lange vorüber, einer dieser Herren war längst vor seinem Tode gestorben, und der andre hatte sich nie des ganzen Publikums, oder doch nie des eigentlichen Tons bemächtigen können, war nie Regent geworden. Weder Devrient noch Wolf haben so organisch auf die Bühne eingewirkt, daß sie eine allgemeine Richtung, eine Schule geschaffen hätten, von welcher das Theater zu Berlin noch heute Ton und Farbe trüge. Es ist nichts mehr von ihnen zu sehen, als die schönen Büsten in der Vorhalle des Concertsaals. Das ist am meisten von Wolf zu bedauern. Nicht daß er etwa ein größerer Schauspieler gewesen sey, als Devrient — o nein, er war nur ein bedeutender Mensch neben diesem Titanen. Aber dies bedeutsam Menschliche ist es eben, was dem allgemeinen Tone des Berliner Schauspiels so wohl zu statten gekommen wäre, dies bedeutsam Menschliche ist es eben, was dem Schauspiele jetzt so völlig abgeht. Das Thea-

tralische, das Gemachte hat trotz dem Vorgange Wolf's Alles bedeckt.

Devrient konnte und durfte nur sehr bedingt, nur anregend einwirken. Er war keine Gattung, er war ein Individuum, dessen Gesetze nur für die eigne Person reichten und paßten. Seine Erscheinung war die eines strahlenden Kometen, sein Verhältniß zum ganzen Sonnensysteme der Schauspielkunst war so schwer zu definiren, daß alle Bildung nach ihm auf's Leichteste und Schnellste sich zur Fratze, zur Karrikatur verkehren mußte.

So ist es gekommen, daß das Berliner Schauspiel Jahre lang ohne durchdringende Einwirkung eines bedeutenden künstlerischen Genius geblieben, daß es in den Zustand einer verworrenen Mittelmäßigkeit gerathen ist und keineswegs noch den ersten Rang in Deutschland einnimmt. Das fällt um so mehr auf und betrübt um so mehr, als vielleicht nirgends mit so großer Freigebigkeit und Liberalität Alles für die Kunst gewährt wird, wie dies in Berlin geschieht. Alle Mittel stehen zu Gebote, die reichste, ausgebreitetste Unterstützung

wird beschafft — es fehlt nur das Glück, ohne welche die Kunst ein ärmlich Machwerk bleibt, es fehlt der Grund. Und wie es denn immer zu geschehen pflegt: das Gleiche gesellt sich zum Gleichen: Publikum, Dichter und Schauspieler finden sich in genauer Wahlverwandtschaft zu einander, es vereinigt sich Alles zur Mittelmäßigkeit.

Man mag sagen, was man will, die vorgefaßten Meinungen, der Standpunkt, von welchem man ausgeht, mögen seyn, welche sie wollen, man muß zugestehen, daß sich in Berlin die meiste, die mannigfachste Intelligenz vereinigt, daß die schön gebaute Stadt an der Spree darin von keiner andern deutschen übertroffen wird. Aber das Theater wird immer weniger davon berührt, das Theaterpublikum hat immer weniger damit zu schaffen, es assimilirt sich mit den Schauspielern, es hinkt mit ihnen, wenn diese hinken, es wird ein anderes je nach der Einwirkung von den Brettern herunter. Schauspieler und Publikum schaffen und gestalten sich einander gegenseitig. Man darf deshalb gar nicht mehr daran denken, das eigentliche Berlin,

das will hier bedeuten: den eigentlichen, geschmackvollen Kern Berlins im Theater zu finden. Nein, das Interesse der besseren Geschmackswelt richtet sich nicht mehr auf das Schauspiel; das Theater füllt wohl noch hie und da einen Abend, indessen ist es ein geselliges nicht ein künstlerisches Bedürfniß, was damit abgefunden wird; man will einem leeren Theetische entrinnen, und wagt's dafür einmal mit einer leeren Vorstellung.

So bleibt ein ganz anderes stehendes Publikum, als man von einer Stadt wie Berlin erwarten sollte. Die Atmosphäre Berlins ist eine raisonnirende, eine kritische, die Berliner gehen in's Theater, sie brauchen das Theater als einen Gegenstand, ein allbekanntes Objekt des Besprechens: ob der Herr Krüger brav wie gewöhnlich, oder ungewöhnlich brav gespielt, ob Fräulein v. Hagn angenehmer gewesen sey, als vor so und so viel Jahren Mlle. Bauer. Sie wissen das nicht, und werden mir's nicht glauben: es ist ihnen eigentlich nicht so sehr um den sogenannten Genuß, um das Amüsement während der Vorstellung zu

thun — sie wollen nur dabei gewesen seyn, sie sind geborne Historiker, die Alles mitgemacht, angesehen haben wollen, um ein geltend, ein gewichtig Wort darüber zu reden. Sie haben ferner ein stark Berlinisch Herz, einen tüchtigen Stadtpatriotismus „Erst Berlin und dann wieder Berlin!“ sie lieben alle ihre Schauspieler, wie alte Kriegskameraden, wie Berliner par excellence.

Es liegt in diesen Verhältnissen, welche ein Theaterpublikum bilden, einzelnes Liebenswürdige, wie denn überhaupt die Berliner hinter einer Manchen verletzenden Schärfe viel Bravheit bewahren, aber es liegt eben auch auf der Hand, daß solche Elemente kein richtiges und bedeutendes Publikum im Schauspiel erzeugen, was fördernd und bildend auf Akteurs und Aktricen einwirken könne.

Und wie stehts? mit den Dichtern? Der Dichter schafft das Wetter des Theaters, das Wetter, welches die Stimmungen hervorbringt, die hohen oder niedrigen, die edlen oder gemeinen. Raupach und Angely sind's, welche zumeist das Repertoir füllen. Wer ist der bessere von ihnen, und wer ist von

den beiden am Ersten geeignet Schauspieler und Publikum zu heben? Es werden manche Leute die Frage dieses Amendements frivol finden, aber sie ist in Wahrheit ortgemäß und richtig.

Es ist Journalistenstyl geworden, Angely zu schmähen, ihn als den Sündenbock deutscher Theaterdichter hinzustellen. Dem Manne geschieht sicher Unrecht. Er hat das „Fest der Handwerker“ und manches Aehnliche zusammengestellt, was völlig wahr, ächt, charakteristisch und vergnüglich genannt werden muß, er macht im Grunde durch seine bloße Thätigkeit der Nachbildung keinen besondern Anspruch, übt die Schauspieler in leichten Situationen und Reden, füllt ein sonst leeres und verlassenes Lustspielrepertoir, und giebt sich im Grunde gar nicht wie eine Persönlichkeit, die Dank und Anerkennung verlangte. Er ist mehr ein bloßer Begriff der unproductiven, dramatischen Zeit, welcher die Lücken unserer Originalität mit Nachbildungen ausfüllt. Uebersetzte Angely nicht, so müßten die Bühnen zu Kotzebue flüchten. Der allgemeine Mangel an Theaterpoeten liegt freilich tie-

fer, und ist nicht mit einigen Schimpfreden abgefertigt. Es kann nur dem Unverstande die Behauptung einfallen, daß es uns an Dichtern fehle; wir sind reicher daran als je. An den Zuständen unsrer Gesellschaft, an dem historischen Momente liegt es, daß wir keine Dramatiker haben. Die modernen Dichter fühlen, daß es mit der deutschen Tragödie in Sinn und Empfängniß des Publikums vorüber ist, die ganzen, großen Leidenschaften sind aus der Gesellschaft verschwunden, die feinen Nüancen, Schattirungen sind eingekehrt, Toleranz und Humanität haben die groben, gewaltigen Aeußerungen verdrängt, der Fanatismus aller Art, selbst Fanatismus der Begeisterung ist nicht mehr an der Reihe, die kleinen Schritte sind Mode geworden, ein gewisser Zug der Heiterkeit wacht über die wichtigsten, schwersten Dinge, ein leichter Sinn hat sich über dem gewichtigen, tragischen aufgeschwungen — wo ist der poetische Heros, welcher sich all dieser Anfänge und Andeutungen zu einem modernen Drama bemächtigt? Er ist noch nicht erschienen, und wir müssen im Grunde allen De-

nen dankbar seyn, welche uns die jetzige vormessianische Zeit ausfüllen helfen; es ist sehr möglich daß die meisten unsrer guten Schriftsteller sich einmal zum Theater wenden, sobald sie einen gewissen Frieden erlebt haben, aber diese Zeit scheint noch nicht vor der Thür zu harren, und Angely sammt den Uebersetzern und Nachbildern der Franzosen dürfte uns noch eine Zeit lang nöthig seyn. Die Franzosen haben einmal ein rascheres Geselligkeitsleben, sie spielen einmal im Leben mehr Komödie als wir, warum wollen wir mit Jahn und Consorten ihre Lustspiele von der Hand weisen, solange wir nicht auf irgend eine Weise genügenden Ersatz aus uns selbst heraus dafür bieten können? Und den Schauspielern ist diese ausländische Komödienkur äußerst dienlich.

Ist es ihnen Raupach eben so? Dieser so entsetzlich fruchtbare Dichter, den seine guten Freunde den Berlin'schen Shakespeare nennen, übt den nachtheiligsten Einfluß auf die Schauspieler. Er besitzt ein ordinaires, rhetorisches Talent, und schneidet damit seinen Leuten jene Trara-Tiraden zu, wo-

bei sie die Beine spreizen, die Arme werfen, die Augen verdrehen, hin und her laufen, mit Hurrah abgehen können. Und der Mann ist leider mit seiner Fruchtbarkeit die Kartoffel des Theaters geworden, das tägliche Gericht der Armuth. Ich spreche hier nur von seinen Schau- und Trauerspielen. Seine Lustspiele sind zwar meist farcirt, grob, einseitig, sehr äußerlich, aber wir haben sie, glaube ich, mit Dank aufzunehmen; es ist nicht selten ein scharf distinguirender, ein geschickt dialektischer Geist in ihnen, und wenn auch die Komiker darin wie die Tragiker in seinen sonstigen Stücken zur Fratze getrieben werden, so hat das hierbei weniger auf sich. Die Berliner Komiker — und für diese namentlich sind die Rollen geschrieben — sind noch die frischeste, beste Seite des jetzigen Berliner Schauspiels. Ein gewisses vehementes, forcirtes Wesen liegt überhaupt in dieser Nationalkomik im Gegensatz zu der sanfteren, kindlicheren Spaßhaftigkeit der Wiener; ihr Kern ist vielleicht jene altkluge Kritik, die den ächten Berliner überhaupt charakterisirt, und das harmonirt im Grunde mit dem

Raupach'schen altklugen, dialektisirenden Wesen, dem aller jugendliche, unbefangene Genius, dem die Poesie abgeht.

Dieser Dr. Ernst Raupach ist es aber gewiß, welcher die Berliner Schauspieler immer weiter abführt von einem einfachen, natürlichen, feinen Spiele, was die edelsten Thätigkeiten des Menschen anregt. Seine Stücke wimmeln von den breiten, alltäglichen Schauspielredensarten, sogenannten Sentenzen und Abgängen, sie enthalten so wenig Nothwendigkeit in Verhältnissen und Folgen, daß sich die deklamirenden Schauspieler ganz nach ihrem penchant los und ledig aller Bande fühlen und in's Publikum hinein wirthschaften und lärmen. Und darin liegt eben die schädliche Einwirkung dieses Schriftstellers. Hohl und äußerlich reiht er Situationen aneinander, wie sie ihm eben am gelegensten in Raumers Hohenstauffen vor Augen und Hände kommen, alle die Verhältnisse und Begebenheiten seiner historischen Stücke könnten eben so gut ganz anders seyn, es würde eben auch solch ein Hohenstauffe darin herumschreiten wie

sein Barbarossa oder sein zweiter Friedrich. Die Weiber sind alle überflüssig, sie müssen nur immer mitspielen, damit Madame Crelinger eine Rolle bekommt. Ist es irgend möglich, so muß diese auch immer wahnsinnig werden, denn Madame Crelinger spielt den Wahnsinn sehr gut, oder mit andern Worten: jede Wahnsinnige auf der Bühne wird beklatscht. Eine solche Person, die aus allen Kreisen des Gewöhnlichen herausschreitet, entweicht somit auch dem Vorstellungsgange des Publikums, und was in diesen nicht gehört, ist außerordentlich. Fünf Sechstheil der Personen dieser Stücke erscheinen nur immer der Geschichte, nicht des Stückes wegen auf der Bühne. Kurz, es waltet eine so leere Aeußerlichkeit, ein solcher Mangel innerlichen, tiefen Verarbeitens dieser Heldenzeit, es gleichen die Figuren in diesen Productionen so sehr den bloßen Puppen, daß es mir immer vorgekommen ist, als hielte Herr Raupach die Drahtfäden von allen in der Hand, und als spräche er eigentlich alle Rollen mit wechselnder Stimme selber. Es ist mir oft ganz unheimlich zu Muthe geworden, wenn

ich ihn nur zwei Schritte von mir auf dem Eckplatze der dritten Parquetbank sitzen sah, mit seinem öden Gespenstergesichte, hinter der schwarzen Hornbrille entdeckte man kaum die Augen, die Schnupftabakdose und den Stock hält er fortwährend vor sich, als leiteten sie alle die Drahtfäden und Stimmen unter dem Parquet hervor in seine Hand, und Tabak stopft er in die geräumige Nase, jede Scene drei, viermal, als probirte man da oben ein neu erfundnes Kartenspiel von ihm. Friedrich der Große hat bei einer langen, schweren Bataille nicht so viel Spaniol gebraucht, als Raupach für einen Hohenstauffenabend verwendet, und der prosaische alte Dessauer hat bei Abhaltung der Wachtparade gewiß poetischer drein gesehen, als dieser bei Aufführung seiner poetischen Erzeugnisse drein sieht, die ihm aus dem Herzen gewachsen seyn sollen. Wenn man's den Stücken nicht anmerkte, so verriethe es Herr Raupach selber, daß er das sogenannte Dichten qua Geschäft betreibe, und daß er uns gelegentlich mit einer Taxe beschenken werde, wie viel Personen, wie viel Land, wie viel Welt-

geschichte, wie viel Leidenschaftsqualitäten nöthig seyen, um ein Stück mit so und so viel Akten und Abgängen zusammenzusetzen.

Wir haben es aber mit diesem Schriftsteller hier nur in Bezug auf die Schauspieler zu thun, sein größeres oder geringeres sonstiges Verdienst kann also nur auf diese Weise angedeutet werden. Und sein Einfluß auf die Berliner Schauspieler für welche er ungefähr alle acht Tage ein neues Stück schreibt, ist von außerordentlichem Nachtheil. Der größte Theil derselben neigt ohnehin zur pathetischen, deklamirenden Richtung, nun kommen die Raupach'schen Stücke mit den Phrasen, die in die Luft zu sprechen sind, mit den Interessen, die ohne Bezug und Nothwendigkeit auf innere Construktion des Stücks, sich nur an das Parterre zu wenden haben, um durch den stolzen, herausfordernden Klang irgend eine Wesenheit zu gewinnen, es kommen diese Stücke mit ihrer ganzen leeren Aeußerlichkeit, mit dem rauschgoldnen Flitterkrame — wie können sie auf Schauspieler einwirken, welche ohnedies in der bloßen Erscheinung des Wortes

und der Gestalt das Wesentliche der Schauspielkunst suchen?

Es wäre thöricht, der Intendanz des Theaters all dergleichen Inkonvenienzien aufzubürden, die zum Theil aus großen historischen Konflikten entstehen; von Berlin ist hier zufällig die Rede, und der größte Theil aller übrigen deutschen Schaubühnen ist darin eingeschlossen. Seydelmanns Auftreten in Berlin wird manchem theilnehmenden Zuschauer die Augen geöffnet haben, auf welchem längst ausgefahrnen, von der Kunst längst verlassenen Wege unsre Schauspieler sich wieder herumtummeln. Licht zeichnet den Schatten. Seydelmann ist nichts weniger als ein Genie, es ist Faselei, zu sagen, er überträfe Fleck und Devrient; er ist ein verständiger, gescheidter Mann mit einer feinen, scharfsinnigen Phantasie, der seine Rolle um und um besieht, das Antlitz derselben nach allen Seiten und Verhältnissen zukehrt, und sie dann mit allen Nüancen, die sich ihm darbieten, völlig in sein Seydelmannsches Individuum aufnimmt, und dies sein ursprüngliches Ich so lange von dem frem-

den drängen läßt, bis dies überall Platz gefunden hat, bis Seydelmann dem jedesmaligen Charakter völlig gewichen ist. So erscheint er stets ein ganzer, ein andrer Mensch auf den Brettern, jedes allgemeine Schema des Sprechens, des Agirens, die ganze Schauspielermanier wird von ihm vernichtet, er rettet das Einzelne, die Person, die Physiognomie, den besondern, individuellen Menschen aus der trostlosen Allgemeinheit unsrer Schauspieler. Und dies ist der Punkt seiner historischen Wichtigkeit in der Entwickelung des deutschen Schauspielens. Denn seine ausgezeichnete Art zu sprechen, ordnet sich diesem Hauptmomente unter, und ist nur Hilfswaffe zu dem allgemeinen Siege, der hier zu charakterisiren ist.

Man erkennt leicht, daß es ein ander Wesen, als das eines Schauspielergenies ist. Dieser Sieg Seydelmanns über die Kunstanforderungen ist kein plötzlicher, sondern ein allmähliger; darum ist er aber auch für die nächste Entwickelung unsrer Bühne um so wichtiger. Das Genie überrascht und entzückt, aber es lehrt weniger, die Mittelstufen seines Weges bleiben verborgen, es rückt in zu gro-

ßen, vehementen Bewegungen vorwärts, als daß man seinen Weg zum Muster aufzeichnen könnte, seine Fußtapfen fehlen den Suchenden auf zuweiten Zwischenräumen. Das Genie weckt allgemeine, Epochenkräfte; das überlegene, besonnene Talent mäßigt, fügt, ordnet das oft nur chaotisch Aufgeregte zu voller schöner Form, zu künstlerischer Schönheit. Auf diesem Wege kommt man zu dem eigentlichen Namen der eigentlichen Beziehung Seydelmanns: er ist ein Künstler.

Diese Begrenzung, dies Maaß, diese Fassung, Begriffe welche in diesem einen Worte ruhen, sind es vornehmlich, welche mich darauf gebracht haben, die Berliner Schauspieler hier mit in Rede zu bringen. Die Herrschaft dieser Begriffe fehlt eben den einzelnen Talenten, welche diese sonst so reich ausgestattete Bühne noch besitzt. Sie fehlt namentlich Rott, einem Schauspieler von schönen Mitteln, der sich schon so lang und so thätig um die höchsten Stufen herumbewegt. Temperament, Gewohnheiten mögen oft mit im Wege stehen, aber sie lassen sich besiegen, denn sie weichen denselben Mitteln, mit welchen man eine geläuterte Bildung er-

wirbt, und eine solche kann Jeder erwerben. Es fehlt diesem Manne nämlich nur die Concentration all seiner Fähigkeiten und Thätigkeiten, das, was die Franzosen a plomb nennen, er hat noch nicht den Schwerpunkt seines Wesens gefunden, auf welchen sich Alles stützt, der Alles trägt. Ist der Mensch und der Schauspieler so weit — denn die Bildung im Allgemeinen, und die Kunst, vollkommen darzustellen, begegnen sich hier — dann vereinzelt sich nichts mehr an ihm und stört durch seine Vereinzelung, dann schließt sich Alles zu einer erfreulichen Rundung und abgeschlossenen Figur wie die Zweige der Cypresse geschlossen, gedrängt nach dem Gipfel aufwärts streben, dann tritt auch bei den unbedeutendsten Dingen jene Harmonie hervor, welche wohlthut und beglückt, das Endziel aller Kunst.

Diese künstlerische Ruhe Seydelmanns ist der Born alles Wohlgefallens, was er erregt; sie ist das Hauptmoment, was die Schauspieler von ihm gewinnen müssen. Und, einige Veteranen, wie Beschort, Weiß und Lemm abgerechnet, ist es just dies, was der Berliner Bühne fehlt, und Lemm

vernachlässigt auf der andern Seite die eigentliche Schönheit zu sehr oder wird ihrer doch nicht in so weit Herr, als daß jenes Element bei ihm ausreichend genannt werden könnte.

Es ist auffallend, wie sich das in Wien anders gestaltet hat. Von oben herab werden der Berliner Bühne unzweifelhaft größere, weiter reichende Mittel gewährt, als der Wiener. Oper und Ballet am Kärthnerthore sind zum Beispiele dort ganz einem Pächter überlassen. Die Regierungsprincipien und der ganze Wiener Zuschnitt beschränken das Repertoir an der Burg viel mehr, als dies in Berlin geschieht, außer den strengen politischen kommen noch die religiösen, die katholischen Rücksichten dazu. Die prüden Bedenklichkeiten eines gewissen Herkommens schließen auch Manches aus: man weis't diese und jene muntere Piece zurück, weil sie zu fröhlich modern gekleidet geht, man thut noch sehr ehrbar, ernsthaft, sieht den Verfall des Theaters im Vaudeville und ähnlichen Leichtsinnigkeiten, und — man hat bei alle dem viel bessere Schauspieler. Es ist gar nicht zu läugnen, daß ein Schauspiel

an der Burg, in welchem der klassisch feine Korn, der weiche, Alles gewinnende Ludwig Löwe, die überaus liebliche, einfache Peche, die kecke, muntre Caroline Müller, der gewandte, liebenswürdige Fichtner, der auf das Feinste Maaßhaltende Herzfeld, der gediegne, geschlossen darstellende Wilhelmi und Laroche, der kaustisch ruhige Costenoble zusammenspielen, der größte Genuß ist, welchen man dieser Art in Deutschland haben kann. Ton, Färbung, Alles ist in den Grenzen der wohlthuendsten Kunst, Alles verhält sich harmonisch zum Ganzen, zum Stück, auf der Bühne ist nichts, was daran erinnern könnte, unten sitzen Leute, die zusehn und klatschen wollen, jede Individualität schmiegt sich der Rolle, Niemand tritt ungebührlich hervor, die Schauspieler werden nirgends Hauptsache, das Stück nur tritt als ganze, geschlossene Gestalt hervor.

Und wie eben schon gesagt ist, Publikum und Schauspieler schaffen einander gegenseitig. Das Publikum in der Burg ist das beste, was man finden kann: die störenden, alle höhere Harmonie

des Stücks vernichtenden Abgänge, Bravaden an's Parterre gehen erfolglos vorüber, wenn ein Gast oder ein Neuling den Versuch damit macht, nicht das äußerliche Deklamiren, sondern das richtige Wort, was in das innerste Wesen des Stücks gehört und dies heraus stellt, nicht die grobe, auffallende Erscheinung, sondern der feine, wesentliche Zug werden beklatscht. Die Damen, welche die zarten Beziehungen der Geselligkeit am Zartesten herausfühlen, sind nicht so blöde oder vornehm wie in Norddeutschland: sie klatschen, wenn der Schauspieler einen glücklichen Moment gewinnt.

Dort in der Burg war es auch, wo Seydelmann mit offenen Armen empfangen wurde, wo man ihm sogleich ein glänzendes Engagement bot.

Wie ist diese Erscheinung eines in gewissen Grenzen so vorzüglichen Theaters in Wien zu erklären? Mit allgemeinen, nationalen und dergleichen Gründen könnte man große Irrthümer hervorbringen. Die Behauptung, in Wien sey besserer Geschmack, feinerer Kunstsinn, schönere Intelligenz zu finden, als in Berlin, müßte den gerechtesten

Widerspruch erzeugen. Berlin ist in Kunst und Wissenschaft die Hauptstadt Deutschlands. Einzelnes und Persönliches hat diesen Vorzug des Schauspiels in Wien erzeugt. Von vornherein muß als Einschränkung zugestanden werden, daß sich diese Vortrefflichkeit des Theaters an der Burg auf das eigentliche Conversationsstück bezieht, und nur die mehr oder minder dahin gehörige Poesie aufzunehmen im Stande ist. Die heroische Tragödie, das eigentliche Kothurndrama gehört nicht in diesen Bereich.

Es wäre nun aber eine wichtige Frage, ob der Verlust dieses Drama's ein großer zu nennen sey. In so weit es die Interessen höherer Poesie berührt, ist es in Goetheschen Stücken, wie Iphigenie, unsrer Bühne, und namentlich auch dem Wiener Burgtheater vindicirt worden; in so weit es Shakespeare einschließt, ist dies Theater in seiner Natürlichkeit und Einfachheit der beste Durchgang, die beste Vorschule dafür. Das Berliner Schauspiel, was viel mehr auf diesen großen Stil zugeschnitten ist, sollte also erst diese Periode durch machen,

bei seinen reichen Mitteln könnte es dann glänzend jene erste Stellung einnehmen, für welche es so viel Andeutungen enthält.

Das Einzelne und Persönliche, was in Wien mitgewirkt hat, liegt zum Theil an dem Mangel viel sonstiger Geistesinteressen, welcher die Bedürftigen an das Schauspiel verweis't. Der beste Theil des Publikums findet sich darum in der Burg ein, das Theater ist noch ein geistiger Mittelpunkt, nicht bloß ein Gesellschaftssaal, wie an vielen andern Orten. Und somit ist es auch noch Centrum des Gedanken — und Gefühlslebens. In Berlin giebt es noch gar viel andre Resourcen der Art, und das Theater spielt für Geschmacks- und Geistesbildung eine untergeordnete Rolle. Es ist so, weil es sich nicht auf der Höhe der Kultur erhalten hat, und weil es so ist, hat es sich nicht auf der Höhe der Kultur erhalten. Die breitere, mannigfachere Ausbildung ist ihm nachtheilig geworden. Die Schauspieler selbst sind immer die nächsten Erben des Schauspiels, der größere oder geringere Kredit desselben beim Publikum bestimmt ihre Erbschaft. In

Wien sind sie Millionairs, Hauptagenten der Literatur, während sie an andern Orten nur die Krämer derselben sind.

Zu dem Einzelnen in Wien, was das Schauspiel fördert, gehört auch das gesellige Leben selbst. Es ist einfacher, natürlicher, offner, wahrer und somit der Kunst günstiger als in Norddeutschland. Es gehört ferner der Besitz umsichtiger, geschmackvoller, thätiger Dramaturgen hierher, wie die Burg in Schreivogel besaß und in Deinhardstein besitzt; Schauspieler, denen die Regie überlassen ist, sind immer mehr oder minder betheiligt und befangen; ein Schwimmer kann nie einen so umfassenden Anblick der Wasserfläche gewinnen, als der, welcher unberührt von den Wogen am Strande oder auf dem Schiffe steht. Schreivogel, der in der Literatur unter dem Namen „West" bekannt ist, und uns unter Anderem mit der sauber und liebenswürdig nachgebildeten Donna Diana beschenkt hat, ist wie ein stiller Wohlthäter dem Publikum noch wenig bekannt. An der Burg verehrt man noch heute seinen Stuhl zwischen den Kulissen,

wie man den Sorgenstuhl eines abgeschiednen Vaters verehrt, von welchem aus er Jahre lang zum Segen und zur Freude der Seinigen das Regiment geführt hat.

Freilich können die klügsten Dramaturgen die trostlosen Mängel eines Repertoirs nicht heben, welches auf das Aengstlichste Alles vermeiden muß, was irgend wie dem Altherkömmlichen zu nahe treten könnte. So sind denn Iffland und Kotzebue die Hauptfaktoren dieser Bühne, und man muß sich darin finden, schlechte Stücke gut spielen zu sehen. Raupach ist neuerdings zwar auch vielfach eingedrängt worden, aber der Politik und Religion wegen ist man glücklicherweise den leeren, pomphaften Hohenstauffen entgangen, die sich am Meisten durch ungebundne, hohle Aeußerlichkeit auszeichnen, weil die vorliegenden historischen Data alle weitere Erfindung überflüssig machten. Es kommt doch immer noch ein engerer dramatischer Bezug in die Sachen, wenn man sie selbst verknüpft, als wenn man's dem Zufall überläßt, wie sie nun eben gestaltet daliegen. Und Iffland und

Kotzebue, so viel der Geschmack an ihnen aussetzen mag, sind für die Bildung des Schauspielers keineswegs nachtheilig. Daß sie Zustände ächt, treu und wahr zu schildern vermochten, spricht ihnen die strengste Kritik nicht ab, sie verwirft ihre Stücke nur, weil sie ohne künstlerische, schönheitsliebende Auswahl allerlei Unkünstlerisches, Gemeines, Triviales zum Gegenstande ihrer Scenen machten. Namentlich that dies Iffland: er hatte keinen Geschmack. Bei Kotzebue war es anders: er kümmerte sich nicht um den Geschmack, er war leichtsinnig, lüderlich in seiner Schreiberei, dies und politische Interessen erzeugten die schonungslose Polemik gegen ihn. Wenn man das Talent an sich betrachtet, so war er vielleicht das größte dramatische, was wir besessen haben. Der Mangel eines gewissen innern Adels und jeder Art höheren Charakters erzeugte die Verwahrlosung seines Wesens, welche sich am Meisten in seinen ernsteren Productionen, und namentlich in seinen renommirtesten, wie „Menschenhaß und Reue“ ꝛc. herausstellt und unangenehm belästigt. Napoleon hatte gar nicht Un-

recht, die deutsche Literatur mit Ekel zu betrachten, da er zufälligerweise „Menschenhaß und Reue“ kannte und unglücklicherweise nicht viel mehr. Es war nichts Edles in Kotzebue, er war ein triviales Talent, aber ein reiches Talent, und die trivial witzige Grabschrift „Er lebte durch Tinte und starb durch Sand“ paßte vollkommen für ihn. Aber die Nachbeterei der moralisch sich spreizenden Kritikaster hat sich eben so trivial auf ihm herumgeflegelt. Er ist wie später Clauren eine Vogelscheuche geworden, um die lebenslustigen Spatzen abzuschrecken, man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. So wie man bei den unwichtigern, geistlosern, weichlicheren, ja ekelhafteren Geschichten Claurens immer vergaß, daß ein sehr beachtenswerthes Erzählungstalent unter dem Schlamme lag, so vergaß man bei Kotzebue, daß er um und um unser gewandtester Dramatiker war, daß er den leichtesten, bequemsten Theaterdialog schrieb. Die italienischen Theater leben zum Theil noch heute von den kleinen Lustspielen des Signore Gotzebue, und die Franzosen, welche an ihrem Scribe gar viel Aehn-

liches, wie wir an Kotzebue, zu rügen hätten, denken nicht an solchen Fanatismus.

In Wien steht Kotzebue heute noch in seiner Blüthe. Freilich mag ich die Gründe sonstiger Unzulänglichkeit, welche diese Erscheinung hervorbringen, nicht in Schutz nehmen. Aber ich kann nicht in Abrede stellen, daß er durch seine gewandte Sprache sehr vortheilhaft auf die Schauspieler einwirkt.

Seit einigen Jahren hat er in dieser Rücksicht einen sehr beachtenswerthen Nachfolger in Wien gefunden. Das ist Bauernfeld. Seine einfachen, interessanten Stücke, die sich in den natürlichsten modernen Beziehungen herumbewegen, sind ein wesentlicher Gewinn für die Bühne. Sie geben auch in Berlin Gelegenheit, daß sich ein's der interessantesten Talente dieser Bühne, nämlich das der Mlle. von Hagn in seinem ganzen Schimmer entwickeln kann. Sie ist der Mittelpunkt des Berliner Lustspiels, voll modernen Reizes, voll Grazie, voll pikanten Zaubers. Hätte Herr Crüsemann ein besseres Organ und hätte die dasige

Bühne einen so gewandten Liebhaber, wie sie an Crüsemann einen gewandten Bonvivant besitzt, so könnte man dort ein sehr muntres, graziöses Lustspiel aufstellen, denn hier wirken die Herrn Rott und Lemm charakteristisch und treffend mit ein, hier vergessen die meisten Uebrigen ihren tragischen Deklamirschlendrian, hier tritt der Humor Herrn Rüthlings, Schneiders oft sehr angenehm vor's Auge und Ohr, wenn sich die Herrn dem allgemeinen Fehler des Uebertreibens und Starkauftragens nicht hingeben, hier erscheint auch Madame Crelinger des großen Rufes, den sie genießt, vollkommen würdig.

Diese Dame ist der glänzendste Ausdruck der Deklamirschule, des Effektspiels, und es ist wohl erklärlich, wie sie mit ihren wunderbar schönen Mitteln berauschen kann, sobald ihre hoch gesprochnen Worte wirklich hohe Worte, hohe, sogenannte ideale Poesie sind. Sie gehört der französischen Manier an, wie man die Phädra, die Athalie und dergleichen in Paris zu sehen gewohnt war. Es geht ihr nur für dieses rhythmisch auf- und ab-

steigende Feuer die geniale Abwechselung, Ueberraschung der besten Franzosen ab, und sie ist zu sehr Deutsche, als daß sie das extravagante Unnatürliche dieser Richtung aufgenommen hätte.

Wenn in den Worten wirklich ein hoher, ungewöhnlicher Schwung liegt, wenn Leidenschaft der gewaltigsten Art, wenn durch und durch heroische Verhältnisse vorgeführt werden, dann befremdet dieses die natürliche Ordnung und Schönheit überschreitende Maaß nicht eben. Wir werden ein gewisses Moment der Poesie immer statuiren müßen, was sich von den rellen, wirklichen Zuständen der Dinge ablös't, und eine höhere Stellung der Gedanken und Empfindungen extemporirt, sobald wir nicht Calderon, Schiller und auch Manches im Shakespeare für völlig unstatthaft erklären, sobald wir nicht die Goethesche Poesie für die Alles erschöpfende ausgeben wollen. Und in diesem Betrachte wäre auch dem eigentlichen Vertreter Goetheschen Schauspiels auf der Bühne, was Seydelmann in vieler Rücksicht ist, hie und da mehr Fähigkeit zum Schwunge anzuwünschen, wenn er einmal durch

diese oder jene Rolle in die Sphäre des Ueberschwänglichen eintritt. Aber der Geschmack unsrer Tage, welcher viel mehr nach der Aechtheit und Wahrheit des Schönen drängt, als nach den möglichen, außerordentlichen Ausdehnungen desselben, wird diesen Mangel eher verzeihen als die auf der andern Seite leicht entstehende Uebertreibung der Komödianterei. Die vom innern Verbande des Stücks abgelösten Deklamirstellen Raupachscher und ähnlicher Stücke haben Madame Crelinger mitten in diese lärmende Manier so hineingebannt, daß sie oft nur durch die außerordentliche Schönheit ihres Organs und den Adel ihrer Erscheinung von dem Vorwurfe alltäglicher Komödianterei gerettet wird. Solch ein ultra musikalisches Element des Sprechens, wie es die Hauptklippe dieser Manier ist, drängt sich am Ende auch in die klarste besonnenste Prosa, legt sich wie ein ewig gleicher Firniß über die verschiedenartigsten dramatischen Produkte, daß eine öde Gleichheit aller Figuren erzeugt, und die kompelette Langeweile geboren wird. Alles Individualisiren hört auf. Dies ist aber ein Haupt-

moment der Seydelmannschen Richtung, und man konnte dessen nicht deutlicher inne werden, als wenn man Madame Crelinger neben Herrn Seydelmann sah. Die Gräfin Orsina in Lessings Emilia Galotti ist eine ihrer renommirtesten Rollen, und sie nöthigte diese klare, besonnene Prosa Lessings, welcher vielleicht eben nichts als musikalischer Fall zur vollkommnen Schönheit abgeht, sie nöthigte diesen einfachen, natürlichen Ausdruck zum wogenden Rhythmus, und gab die Orsina mit dem prunkenden Tone und zurückgeworfenen Nacken einer Medea.

Nur wo diese Manier der reich begabten Frau nicht beikommen kann, nur im Lustspiele, entwickelt sich all die Anmuth und siegreiche Schönheit der Madame Crelinger, welche der Ruf von ihr preis't.

Es wäre nun noch eine, und vielleicht die wichtigste Figur des Berliner Theaters zu erwähnen, Madame Wolf. Ich habe sie leider nicht spielen sehen, und weiß nicht, ob sie krank, todt, oder vergessen ist. Vorigen Frühling trat sie in Wien auf, und bewies in allen Stücken, daß sie eine voll-

kommne Meisterin jener einfachen, prunklosen, ächten Darstellung sey, welche an der Burg herrscht, und als deren Hauptführer heutiges Tags Herr Seydelmann anzusehen ist.

Seydelmann ist ein Schlesier, in der wald- und bergumkränzten Grafschaft Glatz, diesem originellen, mannigfaltigen Ländchen ist er geboren. Dort in der Grafschaft, wie es die Schlesier kurzweg nennen, wuchs er auf zwischen Bergen, häuserhohen Krucifixen, Wallfahrern, Festungssoldaten, friedlichen, beschränkten Ackerbürgern. Denn diese kleine schlesische Schweiz ist noch ganz österreichisch katholisch, und wenn die jungen Gymnasiasten oder Studenten sie in den warmen Sommertagen bereisen, so finden sie ein so stilles, friedsames Ländchen, daß sie in eine weitläufige schöne Kirche zu treten glauben. Die meisten Wege sind in Stationen eingetheilt, welche zu diesem oder jenem Heiligenbilde führen, bald links, bald rechts sieht man über das Feld oder durch eine grüne Schlucht die wallfahrenden Landleute wie gejagte Schatten dahinstreichen, oder man hört im grünen, klang-

reichen Bergwalde ihre monotonen Gesänge durch die stillen Blätter ziehen. Dazwischen fährt auch einmal ein lustiger Schwarm Badegäste aus Laudeck auf modernen Wagen, mit modischen, scheinbar protestantischen Kleidern angethan.

Dies war das Terrain, auf welchem unser Held als Bube umhersprang. Das abgeschlossene Leben dieses Ländchens, was da in einem äußersten Winkel Deutschlands von Bergen zusammengedrängt wird, durch welches nur hie und da ein buntes Band, ein bunter Schleier aus der großen, modernen Welt geflogen kam, mochte frühzeitig die Phantasie, das sinnende Nachdenken des Knaben erwecken. Die einfachen Zuständen seiner Heimath prägten sich vielleicht tief in sein Wesen ein, und gaben ihm später den Typus für die charakteristische Genre-Malerei, die jetzt ein wesentlicher Theil seiner Kunst ist. Wirklich erinnert mich noch heute seine Erscheinung oft an die Grafschaft. Er ist von mittlerer Größe, sein Auftreten ist leicht, sicher, aber nicht ohne jenes Zurückhalten gewisser Ueberlegenheit, welche mehr schweigsam und lächelnd

als sprechlustig und laut die Gesellschaft beherrscht. Dies und ein klerikalisches Etwas des ganzen Kopfes und dessen Ausdrucks ruft mir oft das Bild eines klugen Weltgeistlichen vor die Augen, wie man ihn im stillen, katholischen Ländchen umher gehen sieht: er ist über die groben Formen einer unklaren Religiosität hinaus, aber er mag die Leute nicht stören, und lächelt ohne zu verlachen, aus seinen klugen Augen leuchtet die Erkenntniß, daß alle Reize und Schönheiten der Welt dem Menschen zugänglich und offen sind, aber der verschlossene Mund deutet an, man solle die Welt nicht mit Geräusch und Lärm sondern mit Sammlung und Koncentration genießen; eine leichte Ironie, aber keine mephistophelische, ich möchte sie eine humane oder gar eine konservative nennen, spielt um die Mundwinkel, und die kleinen gerundeten Worte, welche dazwischen hervorgleiten haben so etwas Unvergängliches für die schnellen, flüchtigen Laien.

Die Unterredungen mit Seydelmann prägen sich den Leuten tief ein, seine Worte erheben sich

wie Hautreliefs im Gedächtnisse, und darin liegt vielleicht das Hauptgeheimniß seiner theatralischen Macht: er deklamirt nicht, er recitirt nicht — er spricht. Das Wort selbst und den einfachen Gedanken hat er wieder zu Ehren gebracht, das Atomistische, Unklare, Durcheinandergeworfene im Vortrage unsrer meisten Schauspieler hat er zusammengefaßt, geordnet, seine Sätze, seine Worte treten einfach aber gebietend auf, sie erscheinen mit den klaren, unwiderstehlichen Augen, welche die Aufmerksamkeit erzwingen. Der Mittelpunkt des Menschen liegt in ihnen: Seydelmanns Rolle mag noch so unbedeutend seyn, man glaubt, den Mittelpunkt des Stücks in ihm zu sehen, weil er alles im Stücke webende geistige Element auf seinen Worten zu versammeln weiß. —

Seine Heimath hat er übrigens, um wieder auf die äußeren Phasen seiner Entwickelung zurück zu kommen, im frühen Jünglingsalter verlassen. Er war nämlich auf der Schule so weit ausgebildet, um die Universität zu beziehen, als die Kriege von 13 und 14 ausbrachen. Diesen schloß

er sich denn, falls ich nicht irre, zu Breslau, dem ersten Mittelpunkte der damaligen Bewegung, mit Lebhaftigkeit an, und bei den Kanonen angestellt zog er aus nach Glück und Lorbeern. Aber das Schicksal hat nicht gewollt, daß er in Böttigers Kriegs-Geschichte als Feuerwerker eine Rolle spielen sollte, ich glaube, er hat gar nicht viel Gelegenheit zu Heldenthaten gesehen, und Napoleon ist ohne seine Schuld so schnell bezwungen worden. Als dies geschehen war, fühlte er nur noch auf kurze Zeit Beruf, den Kanonen sein Leben zu widmen, sondern wendete sich direkt zu den Brettern, und tragirte in Breslau glühende Liebhaber. Die Zeit muß nicht sehr weit auseinander liegen, wo Devrient in demselben schwarzen, verrauchten Winkel der Taschengasse zu Breslau seine Vorstudien machte. Aber man sagt, Ludwig Devrient habe schon als fertiger Ludwig Devrient die schlesische Hauptstadt und ihr Theater verlassen; nicht also Carl Seydelmann. Zwar ist sein dunkelblonder Lockenkopf damals noch dichter, voller gewesen als er's jetzt ist, wo sich die Weisheit in seiner hohen

Stirn mehr und mehr ausgebreitet, und den Lockenkopf zwar nicht zerstört, aber doch wohl etwas zurückgedrängt hat. Aber die Liebhaberei auf den Brettern ist ihm gar nicht so, wie dem glücklichen Romeo gelungen. Seydelmann hat sich seine hohe Stellung erfochten, sie ist ihm nicht in den Schooß gefallen, er ist seiner Größe eigner Schmied. Man erzählt von Demosthenes, daß er Steine in den Mund genommen, und am Strande des brausenden Meeres gesprochen habe, um seine schwachen und mangelhaften Sprachorgane zu stärken und zu bilden. Seydelmann hat sich vielleicht eben so viel Mühe geben müßen, um ein widerstrebendes Organ zu kultiviren. Von einem Theater zum andern ist er gewandert, und erst nach vielen Jahren hat er in Süddeutschland Anerkennung und Ruhe gefunden.

Dort hat er denn nun die Stellung, welche ihm seine Mittel und Fähigkeiten anweisen, nach allen Seiten von Schutt und sonstig Störendem gereinigt, und schon als er im Sommer 1829 zum ersten Male wieder nach Breslau, seinem Ausgangs-

punkte, zurückkehrte, bewährte er sich unwiderleglich als den Helden, den Anführer einer neuen Manifestation der theatralischen Kräfte.

Er hat das Wort, den Gedanken, die Darstellung einer um und um fertigen künstlerischen Figur auf der Bühne emancipirt. Nur Wolf macht ihm scheinbar das Prioritätsrecht streitig. Aber nur scheinbar. Wolfs Wesenheit war ebenfalls Wort und Gedanke, aber in andrer Richtung, zu anderm Zweck. Er gehörte eben auch zu der Hauptrichtung unsrer Schauspieler, zu der rhetorischen. Sie war nur in ihm zu größter Feinheit und Grazie ausgebildet, und in dieser Richtung hin, in der Richtung hin, s c h ö n zu sprechen, hatte er die widerstrebenden Elemente seiner Persönlichkeit bezwungen. Nicht diese zunächst liegende Schönheit des Worts ist Seydelmanns Wesenheit, nicht dies nahe, kürzere Ziel erstrebt er: die Schönheit des Ganzen, das heißt die fertige, abgerundete Kunstfigur einer dramatischen Person ist es, worauf Alles Einzelne hinwirkt, zusammengeht. Darum ist er im Einzelnen mehr charakteristisch als schön, darum ist er

bei all der scheinbaren Prosa, die für den Unkundigen in diesem Mangel an Aufwande liegt, viel mehr Poet, Schöpfer, als alle die Schönredner sind.

Und in diesem Betracht ist er ein vollkommen moderner Schauspieler, wenn man Goethe in den Mittelpunkt der modernen Poesie hinstellt, und diese dahin definirt, daß sie das in der wirklichen Welt Gegebene, das Aechte zur Kunstform, zur Schönheit entfaltet ohne die Zuthat und den Aufwand fremdartiger Elemente.

Ich würde zu breit, wenn ich diesen Schauspieler, der wohl schon seit einiger Zeit der beste ist, den wir in Deutschland haben, wenn ich ihm bis zu den einzelnen Rollen folgen, und wenn ich seine Kunst daran erklären wollte. Der Leser möge alle die Attribute, welche diesem Manne im Laufe des Artikels zugekommen sind, zusammenfassen und seinen Carlos in Goethes Clavigo, die gewöhnliche Antrittsrolle Seydelmanns, damit bekleiden. Es ist sehr bezeichnend, daß Seydelmann diese Rolle gewöhnlich zum Anfange wählt: sie entwickelt in ihrer Kleinheit, in ihren engen Grenzen alle Kräfte,

die ihm zu Gebote stehn, oder richtiger: sie ist die Spitze all seiner Kräfte. Carlos, ein routinirter Hofmann tritt auf bei seinem Freunde Clavigo. Er ist fein gekleidet, und es ist ihm doch Alles bequem, er ist zu Hause in den vornehmen Kleidern, nirgends sieht man etwas vom Gecken. Seine Rede ist leicht hingeworfen, aber auch im halben Tone liegt die Schärfe, die Sonderung, jedes Wort schneidet sich — man fühlt: Carlos ist gescheidt und Seydelmann ist gescheidt. Dies klare Scheiden der kleinen Worte und Begriffe, dies Ordnen der unbedeutenden Dinge zu einer ganzen, großen Vorstellung charakterisirt beide, den gedichteten und den spielenden Carlos. —

Clavigo, der Sanguiniker, hat sich übereilen lassen, er will die schwindsüchtige Marie Beaumarchais heurathen, Carlos kommt nicht zu Worte vor dem Eifer des Freundes, welcher Tugend und alte Liebe in dieser Heurath zu finden glaubt, der sie wenigstens finden will, und dem man selbst in diesem Eifer, in dieser Hast die Furcht vor des Carlos unbestechlichen Augen ansieht. Seydelmann=

Carlos kreuzt die Hände über den Claquehut, sein stark markirtes, aber vornehmes Gesicht blickt dem Freunde nach, kein grober Wechsel rennt über die Züge, die Verwunderung, der Aerger, die ganze Einsicht in diese falsch geschobnen Zustände fliegt rasch, kaum bemerklich durch das Auge, er kommt langsam, nachdenklich vorn bis an die Lampen, und spricht — immer noch mit halber, von der plötzlichen Erscheinung und der Sorge um den Freund bedeckter Stimme: „Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich.“

In diesen wenigen Worten legt er dem Publikum den ganzen Menschen Carlos vor Augen: sein wirkliches Attachement für Clavigo, sein Nichtbegreifen eines Herzensinteresses, was gegen Vortheil, ja gegen eignes Herzensinteresse fortreißen kann, seinen Plan, mit Clarigo veruünftig und wie ein Mann, der in der Gesellschaft lebt, darüber zu sprechen.

Er beschwört und drängt den ganzen Geist seiner Rolle so mächtig auf diese wenigen Worte, daß er ein empfängliches Publikum wie mit einer unsichtbaren Macht trifft. Es schlägt ein elektrischer

Schlag aus diesen unbedeutenden Worten durch das ganze Haus, jeder fühlt die ungewöhnliche Erscheinung eines ganzen, ächten Menschen da oben hinter den Lampen, die Manifestation eines ganzen inneren, menschlichen Getriebes. Ich hab' es gesehn und gehört, daß ein Publikum nach diesen acht Worten in einen rauschenden, allgemeinen Beifall ausbrach. Und dies Publikum sah Seydelmann zum ersten Male, und es gehn, wie gesagt, diesen Worten nur ein Paar scheinbar ganz nnbedeutende Scenen des Carlos vorher.

In dieser geistigen Kraft liegt Seydelmanns Größe. Und diese Kraft verbindet sich nun mit dem vollkommensten Maaße, nicht einen Augenblick wird der feste Kreis der Rolle überschritten, nicht einen Augenblick erhält die Seele Freiheit zu dem Gedanken, es sey ein Schauspieler dieser Carlos, man sieht nirgends die Kunst, nur das Kunstwerk.

Von dieser neuen, ungewöhnlichen Größe ward denn auch das Berliner Publikum im vierten Akte, wo Carlos in der Ueberredungsscene seinen völligen Menschen entwickelt, dermaaßen überwältigt,

daß ein einstimmiger, donnernder, und zu drei Malen sich wiederholender Beifall die Vorstellung unterbrach, und Carlos zum Stillschweigen nöthigte. Die lang vermißte Wahrheit und Aechtheit machte sich plötzlich geltend, und allen späteren Rollen „Ludwig XI., Ossip, Marinelli, Advokat Wellenberger, Graf Klingsberg, Nathan ꝛc.“ erhielten die Berliner Theaterfreunde fortwährend so in Athem, daß trotz des lockenden Frühlingswetters das Haus immer gefüllt war. Seydelmann erwarb dem Schauspiele einen glänzenden Triumph: die berühmte Heinefetter, die gerühmte Vial konnten im Opernhause und in der Königsstadt nicht aufkommen neben diesem Herren des Worts und Gedankens.

Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß man sich der vielfach aufgeworfenen Vergleichung mit Devrient ganz entschlagen hätte. Seydelmann und Devrient sind Pole, die einander gar nicht berühren. Was dem Einen fehlt, das besitzt der Andere, und umgekehrt. Devrient war der Held aller Leidenschaft, das Geniale, das Ungewöhnliche, das Uebermenschliche, was aus einer andern Welt in die

unsere hineinragt, das riß er mit Titanenkraft plötzlich, erschreckend in unsre Mitte. Er war eine Gewitternacht mit all ihrer grellen Schönheit. Seydelmann besitzt nichts von diesen außerordentlichen, genialen Kräften, er ist ein heitrer, ruhiger Tag, wo die Erscheinungen nicht durch Ueberraschung interessiren, sondern durch ihre helle, um und um abgegrenzte Wirklichkeit und Wahrheit. Was ihm an Glanz und Schimmer neben jenem abgeht, das ersetzt er durch künstlerisches Maaß, künstlerische Vollendung seiner Gestalten. Wenn man ein übertreibendes Gleichniß statuiren will, so verhält er sich zu Devrient wie Goethe zu Shakespeare. Wenn man aber solche an sich unstatthafte Vergleichsweise benutzen will, um diese theatralische Erscheinung zu charakterisiren, so könnte man sie vielleicht am Treffendsten mit der Situation Lessings in der literarischen Welt zusammenstellen. Diese Bekämpfung des Schwulstes, der Uebertreibung, dies Drängen auf Einfachheit, Klarheit, Schönheit im Ganzen und Großen, diese Geltendmachung des Worts und Gedankens findet sich dort wie hier. Und auch

in dem fraglichen Momente dürften sich dieser Dichter und Schauspieler begegnen, ob ihre Kräfte für den auf's Höchste hebenden Schwung der Poesie ausreichen dürften.

Damit wäre auch zugleich Seydelmann die wichtige Position in unsrer Theaterwelt angewiesen: die Komödianten mit ihrem Klingklang von den Brettern zu vertreiben, der Scenen- und Effektspielerei ein Ende zu machen, und auf Kern, Geist und Wahrheit zurück zuführen.

Es ist zu vermuthen, daß sein Einfluß auf die Berliner Bühne ein sehr günstiger geworden ist, wenn auch nicht zu verhoffen steht, daß er selbst für sie gewonnen werden könne. Er ist lebenslänglich und auf das Vortheilhafteste in Stuttgart angagirt, lebt dort in den ihm angemessensten, bedeutendsten Kreise, und wird in seinem ganzen Umfange gewürdigt. Schon bei dem lockenden Wiener Engagement bewies man ihm in Stuttgart durch Wort und That, wie werth man ihn hatte.

Man möchte das bedauern, da Berlin allerdings ein umfangsreicheres Terrain für seine

Wirksamkeit wäre, und die dortige liberale Verwaltung gewiß kein Opfer scheuen würde, ihn zu gewinnen und seine Thätigkeit so einflußreich als möglich zu machen.

V.

Die Memoiren.

Die Memoiren.

Die Memoirenform ist eine sehr wichtige und ein Hauptausdruck neuerer Schriftstellerei. Unsere Reisen, unsere Kritiken, Betrachtungen, Zustände waren bisher mehr oder minder Memoiren. Sie sind der Roman und die Geschichte im Negligée, ein Uebergang von der trocknen Geschichtsdarstellung zu einer bunteren, die äußerste Subjektivität. Das Ich ist das einzige Medium, man ist noch nicht reif, noch nicht ausgebildet genug, die Zeit zu schildern, man hat noch kein allgemeines Urtheil, nur einzelne Gedanken; die Stunden werden abgeschrieben.

Memoiren können darum auch fast nur das Ergebniß wichtiger Zeitabschnitte, großer Umgebungen seyn, denn es sind Tagebücher, deren Interesse im Gegenstande beruht; die Bemerkungen über diesen sind Nebensache und verschlechtern die Memoiren gewöhnlich. Zum Urtheil ist Form und Wesen zu flüchtig, man will nur Stoff.

Es wird eben so störend seyn, wenn die Dame, welche just vom Anschaun irgend eines Ereignisses zurückkommt und nur im Vorübergehn mittheilt, was sie gesehn, wenn diese Dame allerlei schwierige historisch-philosophische Bemerkungen dazu machen, das Ereigniß sogleich unter Glas und Rahmen bringen wollte — Memoiren sind Studien, hingeworfene Skizzen, telegraphische Fernschrift. Große Gegenstände, die mit vielen Strahlen in's Leben ausgehen, eine gewandte, leichte Feder, die vor nichts erschrickt, feine Beobachtungsgabe, das sind die nothwendigen Attribute eines Memoirenschreibers.

Die Formen der Schriftstellerei sind immer ein verjüngter Maaßstab der eben laufenden Geschichte,

des eben herrschenden Geistes der Zeit. Die Franzosen haben die Memoiren erfunden: so wie sie neue Begebenheiten improvisirten, so improvisirten sie auch die Darstellung derselben. Die Zeit der Bewegung war wie ein Wirbelwind losgebrochen, hastig, schleunig überflügelten sich die Ereignisse, man mußte im Galopp mitreiten, wenn man sie fesseln wollte. Heute trat ein großer Mann auf, morgen trat er ab, und ein andrer erschien; Jeder sagte nur eilig, was er zu sagen hatte; man vergaß seine Physiognomie, wenn man sie nicht eiligst skizzirte. Und als nach Rousseaus Tode die Männer der Revolution Bailly, Sieyes, Mirabeau, die Lameth, Barnave, Monunier, die zahlreiche Gironde, die Schreckensmänner wie ein Sturzbach vorübergeflogen waren, und der gewaltige Bonaparte die Zeit so lange für sich in Beschlag nahm, da hetzte er sie wie ein flüchtiges Roß, und bald war ein braunes Gesicht unter den Pyramiden, bald ein thatenlustiges in Oberitalien, bald ein sieggekröntes in Notre-Dame, bald ein stolzes in Deutschland, ein übermüthiges in Spanien, ein sorgenvolles in

Rußland, ein düsteres auf Elba, ein tragisch-leidendes auf Sanct Helena zu sehen — da mußten die Federn rennen, sonst kamen sie zu spät.

Und die großen Männer und Thaten eines Landes sind auch für die andern Länder, welche Zeitungen lesen, beschleunigend. Der Geist des lesenden Nachbars macht alle die Fahrten, Wechsel und Sprünge mit, er ist aufgescheucht aus der Schritt für Schritt gehenden Ruhe der allmähligen Entwickelung, er kann nicht mehr zurück in die beschränkte Genügsamkeit. Die Geschichte ist epidemisch. Wer einmal gesehen hat, wie viel That sich drängen läßt in eine kurze Spanne Zeit, der ist verloren für eine klassische Epoche. Der langsame Kopf hält aber gewöhnlich nicht Schritt mit dem galoppirenden Herzen, daher das geistige Mißbehagen, wenn eine stürmische, weltgeschichtliche Epoche plötzlich abgebrochen wird, daher die Ironie, der Humor, die Skizzen, Genrebilder, Zustände, die Briefe, die Memoiren in unserm Wesen und unsrer Literatur.

Es erfaßt mich immer ein inniges Mitleid,

wenn ich die oft so trefflich gebildeten Männer sehe, welche bald nach unsern Vätern jung waren, und in die Wissenschaften und Künste eintraten, als noch heiliger Friede in ihnen herrschte; denn Deutschland erhielt sich seinen innern Frieden, als Europa schon lichterloh brannte, ja schon verkohlt war; als man in den Straßen von Paris Tag und Nacht, um Leben und Tod stritt, da stritt man in Deutschland um die Vorzüge des Sapphischen oder Alcäischen Versmaaßes. Aber die Söhne jener Väter hören nun den donnernden Strom, der sich doch den Weg gebrochen hat in unsre Kunst und Wissenschaft, sie sehen mit Entsetzen, wie lustig und regellos die Jugend darin herum schwimmt, und ihren Spott treibt mit Trümmern alter Herrlichkeit, die auf den Fluthen getrieben kommen. Sie sehen daß der Memoirenton, jener saloppe, rücksichtslose auch bei uns eingekehrt ist, und sie schlagen die Hände über dem Kopfe zusammen. Auch unsre Helden, das heißt unsre Autoren und Professoren, werden herausgeführt auf den Markt, wie man sie eben findet, die alten Herrn nehmen

sich wunderlich aus in den schmutzigen Warschauer Schlafröcken, mit den weißen Zipfelmützen, den verräucherten langen Pfeifen, — die Schriftstellermemoiren sind auch über uns hereingebrochen, die schnellen unregelmäßigen Bewegungen haben sich auch bei uns gezeigt. —

Ach, und unsre würdigen Väter halten die hereinbrechenden Wogen für ein Unglück, wie sie die wilden Tänze der jetzigen Zeit, namentlich den Galopp für ein Unglück halten, und sie wenden sich entrüstet von jener frivolen Jugend ab, welche die ehrwürdige Classicität nicht respektirt, und rufen Wehe über Israel, das in die babylonische Gefangenschaft geführt wird nach ihrer Meinung, und setzen sich unter die Weiden am Euphrat und an der Saale und spielen zürnend auf ihren Harfen die alten Lieder nach den alten Weisen.

Aller Schmerz kann nicht erspart werden, er gehört wie Sauerstoffgas zum Leben, die Tochter muß das väterliche Haus verlassen und betrüben, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen, Kunst und Wissenschaft müßen ihre alten Freunde am Ende

überflügeln, wenn sie nicht stehen bleiben wollen.

Jene gefürchteten Wogen, welche für den Augenblick allerdings auch viel gutes Land unsrer Literatur bedecken, sind die segensreichen Ueberschwemmungen des Nil. Das Wasser wird sich wieder verlaufen, mancher Ibis wird kommen, und ist schon gekommen, das Ungeziefer aufzufressen, was aus dem Schlamme gekrochen ist, aus dem tollen, bunten Treiben bildet sich allmählich eine neue Klassicität, denn auch die Unordnung hat ihre Gesetze. Im Schmerze über die Barbarei sterben jene Männer hin, und das Gras ist vielleicht noch nicht gewachsen über ihrem Grabe, da setzt ihnen die männlich, das heißt klassisch gewordene Jugend das schönste Kunstwerk als Sarkophag.

Auch unsre zukünftige Klassicität wird einst altmodisch seyn, denn wir sind alle Spannenwesen, darum ruht das Geheimniß der Anschauung darin, sich immer jung zu erhalten, nicht altklug zu schmähen, was man außer dem welthistorischen Zusammenhange betrachtet.

Es existirt auch ein Geheimniß der Form, und

die Geschichte der Mode ist auch eine Strömung der Weltgeschichte; die Mode selbst ist keineswegs so zufällig als Viele glauben, man kann oft auf schmalen Wegen ihre putzigsten, winzigsten Dinge bis zu großen Gedanken verfolgen, von denen sie eine tändelnde Emanation sind. In einer schief oder hoch zu tragenden Haube liegt oft angedeutet, was just die neuste Form und Bildung des Unsterblichkeitgedankens ist.

Wie gesagt, auch unsre Wissenschaft und Kunst ist, wie man sagt, des Teufels geworden, graubunt, unerfreulich sieht der Vogel aus, der bei wechselnder Jahreszeit neu befiedert wird; glänzend und schön wird er aussehen, wenn den jungen Federn all die alten gewichen sind. Wir haben auch Memoiren angefangen, aber es fehlt uns noch immer der rechte Muth dazu. Dinge, Vorfälle, Begebenheiten sind uns Deutschen nichts, Gedanken sind uns Alles, so ist's auch mit unsern Memoiren geworden. Die „Briefwechsel" welche seit mehren Jahren fleißig erscheinen, die Korrespondenz unsrer Literatoren, das sind unsre Memoiren. Denn es ist

bekannt, daß die Schriftsteller, die wir, so lange sie leben, ihrem guten oder bösen Schicksale überlassen, nach dem Tode unsre Helden sind. So giebt's Indianer, welche je zuweilen einen ihrer Priester schlachten, um einen neuen Gott zu haben, wie die Deutschen verehren sie nicht bloß den Todten, sondern beten ihn an.

Aber jene Briefwechsel sind immer erst Gedanken-Memoiren, wie sich das voraussehen ließ. Wir sind ein zu keusches und schamhaftes Volk, als daß wir mit kleinen Vorfällen im Schlaf- und Studirzimmer an die Oeffentlichkeit treten sollten. Goethe und Schiller schreiben sich sechs Bände lang Briefe, aber man erfährt's nicht, ob sie im Frack oder im Ueberrock schreiben, zu einem Spaße lassen sie sich nie verleiten, sie regieren fortwährend, und vergessen sich nie.

Jener französische Abandon ist's aber, den wir lernen müßen, er ist eben das Auge der Memoiren, aus welchem die Geschichte selbst kuckt, unbetheiligt, unbefangen, unbestochen von ihren Helden. So lange wir das nicht lernen, so lange wir

nicht diese Naivetät über unsre Prüderie siegen lassen, so lange werden wir und unsre Geschichte die konstruirte, steife Gestalt nicht verlieren. Ein orthographischer Fehler, eine Ungezogenheit ist dem späteren Historiker oft mehr werth als ein Bogen tiefsinniger Gedanken.

Wir haben erst ein Buch, was sich den ächten Memoiren am Meisten nähert, und dabei deutsche Nationalität in Anspruch nimmt. Und zwar das Auszeichnende unsrer Nationalität. Dies Buch ist „Rahel," und Varnhagen hat den Muth gehabt, es herauszugeben, und all das Achselzucken, das „Mein Gott, warum hat er nicht zwei Drittheil gestrichen" über sich ergehen zu lassen.

Die Urtheile über dies vortreffliche Buch bezeichnen unsern Standpunkt zu den Memoiren. Unsre Mehrzahl hat noch jenes hohle Auge, was nichts Kleines, Einzelnes, Charakteristisches sehen und auffassen kann, und nur nach Allgemeinheiten, nach dem Schema trachtet. Sie kann noch nicht begreifen, daß es wichtig und viel bezeichnend ist, wenn Rahel so oft von ihrem Ennui spricht, wenn

sie im Drange des Darstellens ausruft: „Gott, was ist das wieder für eine abscheuliche Feder! — über die ollen Franzosen!“ —

Nur unsre neusten, natürlichsten und besten Leute verstehen Rahel, diese moderne Deutsche, welche allen, auch den unbedeutendsten Dingen an das Herz fühlte, welche es sich Alles kosten ließ, um die Lüge zu hassen, welche zuerst den ganzen Göthe erkannte, welche eine halb entwickelte Welt bis zum Todesschmerze empfand. Ihr Buch kann den segensreichsten Einfluß haben, es enthält deutsche Memoiren, und wenn es auch nicht zu erwarten ist, daß alle dergleichen schreibende Leute so geistreich, so spekulativ sein werden, wie Rahel, dann ist doch immer schon viel gewonnen, wenn sie eben so ehrlich und wahr Alles sagen und beschreiben, was einen Gegenstand, ein Verhältniß aufklären kann.

Wie viel Memoiren ruhen noch in unserer Literaturgeschichte! Und wie kann oft die Vorliebe des Dichters für diese oder jene triviale Gewohnheit oder Nothwendigkeit des Lebens, wie kann

eine Studirstube Werke und Ursprung der Werke erklären helfen!

Baumstämme, welche auf dem westlichen Ocean herübergeschwommen kamen, haben uns zuerst auf den Gedanken gebracht, es müsse ein Amerika existiren.

Ist denn Niemand mehr übrig, welcher die ersten Jahre unseres Jahrhunderts in dem kleinen, bergumschlossenen Jena zugebracht hat? Dort wurde damals diejenige deutsche Bildung zubereitet, welche noch heute durch alle Richtungen unsres Landes strömt; kann Niemand das Negligee jener merkwürdigen Tage beschreiben, das Negligee Schillers, Goethes, Fichtes, Schellings, Hegels, Niethammers, Woltmanns, der Gebrüder Humboldt und Schlegel, die alle zusammen dort lebten!

Es war in einem bedeckten deutschen Frühling, wo die Sonne nicht recht durchbrechen konnte, als ich, mit dieser Jenaischen Zeit beschäftigt, gegen Abend in einen Badeort kam. Die Luft war kühl und trieb mich ins Zimmer, das Gasthaus war wenig besucht, Bücher hatte ich nicht bei der Hand, gesammelt hatte ich mich genug, Gedan-

ken hatte ich genug gesponnen auf dem Wege, Menschen und Unterhaltung sucht' ich vor allen Dingen. Der Wirth, welcher sich bald erschöpft hatte über Handel, Verkehr und Ackerbau, zuckte die Achseln — „versuchen Sie's," begann er nach einer langen Pause, „ob Sie die Dame annimmt, welche im gegenüber liegenden Zimmer wohnt, sie weiß sehr viel zu sprechen, und die Einsamkeit ist ihr auch lästig. Das Kammermädchen ward citirt, sie war hübsch, sehr hübsch; man durfte viel Schönheit von einer Herrin erwarten, die solche Reize neben sich duldete.

Ich ward angenommen; aber die Dame ließ bedauern, mich nicht bei Licht empfangen zu können, sie litte an den Augen. So trat ich denn in ein dunkles Zimmer, ich konnte nur einen stattlichen Wuchs der Dame unterscheiden, eine breite Spitzenhaube setzte das Gesicht tief in Schatten. Die Stimme klang nicht ganz jung, eine große Lebhaftigkeit hob aber diese Bemerkung wieder auf. Die hübsche Zofe setzte sich in einen Winkel, das Gespräch mit der Herrin kam rasch

in Schwung, und fiel auf Jena, wie man denn den Gedanken, welcher uns eben vorzüglich bewegt, in den verschiedensten Gestalten zum Vorschein kommen sieht. Solch ein Gedanke treibt oft ein dämonisches Spiel mit uns.

„Ich habe eine Freundin,“ sagte die Dame, „welche in jener Heroenzeit in Jena gelebt hat, und fast täglich mit diesen berühmten Männern in Verkehr gekommen ist, namentlich mit Fichte und Schiller.“

Ich bat sie, mir von den Mittheilungen ihrer Freundin zu erzählen, und zwar so, als ob sie selbst die Freundin sey, wir gewännen dann mehr Lebhaftigkeit und Illusion, die großen Leute träten uns näher, die Ueberlieferung aus einem zweiten und dritten Munde erkälte. —

„Sehr gern, mein Herr, das kann ich wohl, da ich diese Dinge so oft gehört habe — erwarten Sie aber nichts als Aeußerlichkeiten, weder meine Freundin, noch ich sind Philosophen. — Fichte kam täglich zu uns; wenn sichs nicht anders schickte, eine Viertelstunde, bevor er in sein Colle-

gium ging. Er ließ sich nicht sehr durch die Form beschränken, trat ohne Weiteres mit dem Mantel ein, setzte sich auf's Sofa, warf mit der ihm eignen Hast den Mantel rückwärts von den Schultern, und legte die Uhr auf den Tisch, um zu rechter Zeit nach seinem Auditorium aufbrechen zu können. Sie nannten ihn, mein Herr, vorhin den Napoleon der Philosophen, sonderbarer Weise paßte sein Aeußeres in Vielem zu dem Beinamen. Er war eine kurze gedrungene Gestalt, vielleicht sogar noch etwas kleiner als der französische Kaiser. Das schlichte Haar trug er lang bis auf die Schultern, dort war es glatt abgeschnitten, wie bei einem Russen. Dunkle, heftige Augen schossen wie Kugeln unter den Brauen hervor, und nicht minder herausfordernd war die Adlernase und das stolze, befehlende Wort. Er besaß, wie alle geniale Leute, das beneidenswerthe Talent, auf eine unglaublich schnelle Weise Geld auszugeben, die Louisdor seiner Studenten nahmen nur ein flüchtiges Absteigequartir in seiner Tasche."

„Ich hatte das Glück, sehr gut bei ihm zu stehen, und wie er denn überhaupt sehr mittheilsam war, so zog er wohl auch je zuweilen sein Heft aus der Tasche und las mir etwas vor von seiner Ich-Philosophie. Es waren mir böhmische Dörfer, aber weil er voraussetzte, ich verstünde kein Wort, so nahm er sich die Mühe, jedes Komma zu erklären, und da er auf jeder Seite zehnmal fragte, ob ich ihn verstände, so mußt' ich wohl endlich etwas verstehen. Eines Tags kam er roth, erhitzt, noch stürmischer, als gewöhnlich in unser Zimmer gestürzt, „„es ist abscheulich, es ist abscheulich!““ rufend. Er trug einen kleinen Zettel in der Hand. „Was ist denn, Fichte? Was hat's gegeben?“

„„Dumme Jungen hat's gegeben.““ — „Wie denn? Beruhigen Sie sich, erklären Sie.“ —

„„Madame, Sie sind eine einfache Frau, und haben's verstanden, was ich Ihnen gestern aus meinem Hefte vorlas, und heute find ich diesen Zettel auf dem Katheder, worin mich die Studenten ersuchen, meinen gestrigen Vortrag noch ein-

mal zu erklären, sie hätten mich nicht verstanden, diese"" —

— „Er trank gern Champagner; wo Wein getrunken wurde und Fichte zugegen war, da durfte der Champagner nie fehlen. Im Umgangsleben merkte man nichts von seiner ungewöhnlichen Philosophie, er unterhielt sich liebenswürdig über die Minutien des Lebens, indessen erkannte man leicht den spielenden Kaiser, der zuweilen mitten im Spielen sein Haupt erhob und die ambrosischen Locken schüttelte, wenn von der oder jener Seite ein ernstes Wort fiel. Die Studenten verehrten auch einen Cäsar in ihm; ein energischer Feind der fremden Eroberer, ein stolzer Gründer neuer Moral und Religion imponirte er der Jugend gewaltig, und wenn er aus der Vorlesung kam, so ward er gewöhnlich von seinem Auditorium begleitet wie ein römischer Triumphator."

„Sein täglicher Umgang und auch der Schillers war der bekannte Orientalist Ilgen, ein klarer, tüchtiger Mann, der viel Taback rauchte. Schiller, der ihn, wie gesagt, täglich besuchte,

rauchte übrigens nicht, wie hie und da Einige gesagt haben."

„Es war nicht leicht, Schiller kennen zu lernen, weil er die wunderlichste Lebensart führte. Gewöhnlich stand er erst Nachmittags um vier Uhr auf, weil er des Nachts arbeitete. Gesellschaften besuchte er zur damaligen Zeit fast gar nicht, zum Theil auch darum, weil seine Garderobe in dem schlechtesten Zustande war. — Sie lachen, Sie zweifeln? Hören Sie!"

„Schillers Frau, eine geborne v. Lengefeld aus Rudolstadt, war eine Bekannte von mir, die ich oft sah, aber man konnte mit Schillers Frau ein Jahr umgehn, ohne Schiller ein einziges Mal zu sehen. Er verkehrte wenig mit ihr, hatte sie lieb und gern, war aber weder galant, noch aufmerksam, noch zärtlich. Sie war ein stilles, anspruchsloses Wesen mit einer ganz hübschen Bildung, aber ohne besondere Lebhaftigkeit."

„Eines Tags sagte ich ihr, daß ich nun durchaus einmal Schiller kennen lernen wolle, und ließ eine direkte Einladung für unser Haus zurück."

„Bald darauf erhielt ich den liebenswürdigsten Brief von ihm, in welchem er sich auf das Angenehmste mit seiner ganz vernachlässigten Kleidung entschuldigte, die es ihm durchaus nicht gestatte, eine Visite zu machen. Wenn ich ihm aber erlaubte, im Negligee zu erscheinen, so möcht' ich an diesem Abende den Thee bei ihm nehmen.“

„Ich kam zur Schiller, und fand sie durch meine Erscheinung ein wenig brouillirt; es ergab sich bald, daß ihr Mann einen Gast angekündigt hatte, und sie wußte nicht, wer es sey, und mochte mich für störend halten. Der Dichter hatte natürlich vorausgesetzt, daß ich eilen würde, seiner Einladung nachzukommen. Es standen drei Tassen auf dem Tische, und da ich denn einmal da war, und keine Miene zum Fortgehen machte, so mußte sie eine vierte bestellen.“

„Schiller kam, und zwar wirklich im Negligee. Er trug einen langen alten Tuchrock, an welchem viele Knöpfe fehlten, Schlafschuhe und offnen Hemdkragen. Das Hemd war weiß, aber nicht eben fein. Die Frau ward sehr heiter überrascht

und beruhigt, da er mich als den angekündigten Gast vorstellte. Er war sehr liebenswürdig und sprach viel, eben wie Fichte auch von den kleinsten Trivialitäten, wenn man eben darauf gerieth, sogar vom Agio. Sein großes, magres Gesicht mit Sommersprossen bedeckt und von dem struppigen röthlichen Haare beleuchtet, war namentlich bei Tage garstig. Das Haar hatte übrigens mehr die sogenannte impertinent blonde Farbe. Ein ganz andres war das Gesicht bei Abend; so wie der ganze Mann Abends lebendig, schöpferisch wurde, so traten auch dann die scharfen Formen seines Antlitzes bedeutsamer, einnehmender hervor. Die Bilder und Büsten von ihm mit dem stolzen Ernste passen nur auf den Schiller im Studirzimmer, wo er freilich einen ganz andern Menschen anzog. Neuere Kritiker sollen das sehr beklagt haben, daß er eben eine ganz andre Welt sich gemacht habe. Ich verstehe davon nichts, aber das kann ich allerdings versichern, daß er ganz, ganz anders sprach, als er schrieb, während man in Göthes Schriften Göthe reden zu hören glaubte.

Das sah man auch Schillers Manuskripten an: er las mir einmal später die Glocke vor, da war jede Zeile zwei-, dreimal ausgestrichen, wieder punktirt, wieder ausgestrichen, es konnte Niemand als er ein Wort davon lesen."

„Seine schwäbische Heimath war übrigens gleich an ihm zu erkennen, er schwäbelte auch in der Sprache noch tüchtig, schwäbische Knödel waren stehendes Gericht auf dem Tische, und das sogenannte Hozelbrot, ein höchst ordinäres, mir gar nicht zusagendes Gebäck, durfte an Feiertagen, namentlich zu Weihnacht, nimmer fehlen. Ich erhielt dann stets eins zugeschickt, und mußte sehr erbaut seyn von dem Wohlgeschmack."

„Die Xenienzeit fiel nach dieser meiner Bekanntschaft. Se. Excellenz, der Geheimerath von Göthe kam oft nach Jena, und es war namentlich bei Tische, wo diese stachlichen Verse fabricirt wurden. Wenn ich offen seyn soll, so muß ich zugestehen, daß Schiller der schlimmste war, Göthe lächelte oft bei seinem Zorne, ließ ihn aber lächelnd geißeln. In der ersten Hälfte des Essens

war die Excellenz gewöhnlich schweigsam, und der vornehme Mann hielt Alles in einiger Entfernung, wie denn überhaupt bei aller Sicherheit und Gewandtheit der gemessene, förmliche Reichsbürger oft an ihm zu sehen war. Man that gut, ihn nicht zu stören, später, namentlich wenn der Champagner kam, wurde er doch munter. Seine Heiterkeit war überaus lieblich, und die Damen ließ er auf das Reizendste gewähren. Ich war jung und ausgelassen, und turbirte ihn mit den tollsten Dingen — „das Kind, das wilde Kind springt wieder," pflegte er dann zu sagen. So hatte er den verzweifelten Geschmack, stets fleischerfarbige, braunrothe Ueberröcke zu tragen, mit denen ich ihn beständig aufzog. Er lachte; wenn er aber in einem neuen Kleide kam, so war's eben wieder solch ein fleischerfarbenes, wie ich es nannte, um ihn heraus zu fordern. Das Bild, was ich von ihm bewahre in meinem Herzen, stammt von einem Abende her, wo er bei Schiller zum Thee war. Eine Menge Notabilitäten waren zugegen, und ihre Gespräche wurden mir zu hoch,

ich ging. Im Vorzimmer finde ich Göthes grünen Mantel und seinen Hut, ein kindischer Uebermuth stachelt mich, ihn umzuschlagen und den Hut aufzusetzen. So tret' ich noch einmal in's Zimmer, und erkläre, ich würde in diesem berühmten Mantel allein nach Hause gehen. Alle waren erstarrt über meine Dreistigkeit gegen die Excellenz, er aber lächelte so liebenswürdig, und wünschte mir so humoristisch glückliche Reise, daß ich diesen wohlwollenden Ausdruck seines Gesichts nie vergessen werde. Damals trug er lange Locken an der Seite, und das oft starre, große Auge war von einem ungewöhnlichen Liebesschimmer belebt."

„Am Nachtheiligsten war sein Erscheinen zu Jena für Woltmann, weil dadurch eine Art geselliger Rivalität entstand, wie sie sich sonst nirgends zeigte. Woltmann war nämlich ein sehr hübscher, sehr artiger, sehr feiner Mann, ein Held der Damen, ein sehr beliebter Redner, dessen saubrer, norddeutscher Accent — er kam aus Hannover — im Sachsenlande mit sehr viel Vor-

liebe aufgenommen wurde. Es mag seyn, daß sich zu alle dem etwas Ziererei in sein Wesen gedrängt hatte, kurz Göthe fühlte sich gar oft veranlaßt, ihn aufzuziehn, ihn anzustoßen."

„Woltmann kollidirte in seinen geschichtlichen Vorlesungen mit Schiller, wurde nicht besonders gefördert, und verließ Jena, was mir sehr leid gethan hat. Ich mochte sein sauberes, artiges Wesen wohl leiden, es war viel Geschmack und Schönheitslust in ihm. Er ging nach Berlin, und ärgerte sich dort über Johannes von Müller, und später nach Prag, wo er seine reizenden Memoiren des Freiherrn v. S — a schrieb. Der angedeutete Name soll Sommariva seyn, und es soll der liebenswürdigen Erscheinung jenes Diplomaten Wahres zum Grunde liegen. Das Buch ist für mich von lebhaftem Zauber und eine der geliebtesten Erscheinungen in unsrer Literatur."

„Auch die Humboldt's waren damals in Jena. Alexander, der witzige, der Naturforscher, der Diplomat wohnte indessen nicht so stetig bei uns, als Wilhelm, den eine innige Freundschaft an

Schiller fesselte. Des Alexanders erinnere ich mich nur mit Elektrisirmaschinen und galvanischen Säulen in Verbindung; damit sah ich ihn stets beschäftigt, und weil ich von Jugend auf gewohnt bin, das, was ich mache, sehr accurat zu machen, so hieß er mich als Amanuensis immer willkommen, wie er denn überhaupt stets frisch, munter, heiter war. Er galt für einen hübschen Mann und war unbezweifelt der schönere von den beiden Brüdern, der gesündere. Wilhelm kränkelte oft, und ist ihm, wie Sie wissen werden, vor wenigen Tagen in eine andere Welt vorausgegangen, Alexander hat bei seinen angreifenden Reisen, bei seinem bewegten Leben nie ein Zahn weh gethan."

„Wilhelm v. Humboldt beschäftigte sich in Jena viel mit Sprachen, mit Geschichte, Entwickelung, Philosophie derselben, und dies und Anderes brachte ihn in vielfachen Verkehr mit Ilgen. Dort hab ich oft mit ihm dinirt, und es war nichts spashafter, als wenn die Tafel aufgehoben wurde, und die Männer sich zum Kaffee in ein anderes

Zimmer begaben. Da begannen nämlich Humboldts Manöver, einen Augenblick abzukommen, um den Rock zu wechseln, weil er den Staatsrock vor Ilgens Tabaksrauche retten wollte. Humboldt haßte das Rauchen. Hierbei erschien nur dies so spaßhaft, daß Humboldts Staatsgarderobe ohnedies höchst unscheinbar war, und daß er in Ilgens Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unserer jetzigen Tage verschmäht haben würde. Außer Göthe und Woltmann war es überhaupt um die äußere Eleganz dieser älteren Heroen schlecht bestellt. Selbst die jüngeren Gebrüder Schlegel, welche damals nach Jena kamen, zeichneten sich in jener Zeit nicht durch so viel äußere Zierlichkeit aus, als später, und August Wilhelm, der ältere, ist eigentlich erst im vorgerückten Alter ein Stutzer geworden, Friedrich, der liebenswürdigere, ist es nie gewesen.

„Ach, nur jener ältere Schlegel und Schelling sind noch übrig von jenem großen Kreise, alles Andre ist todt. Ich war in Berlin, als Humboldt starb, der wackre, der tiefe. Nie habe ich einen

Menschen gesehen, der Gott so liebte. Jahre lang litt er auf das Aergste, er hatte nur Minuten, die nicht mit Schmerz überschüttet waren, und wenn eine solche Minute kam, da dankte er Gott für die Freude, welche er ihm bereitete. Ohne der herrschenden Religion sich anzuschließen, war er voll Religion. Er glaubte nicht nur an eine Fortdauer, sondern an eine streng persönliche, und die sichre Hoffnung war seine größte Freude, Schiller und seine Frau bald wieder zu sehen."

„Diese Frau und seine Ehe mit ihr war eine merkwürdige Erscheinung. Sie hatte einen verwachsenen Körper, aber einen schönen Kopf und die schönsten Augen, eine Lebhaftigkeit, eine rasche Empfänglichkeit ohne Gleichen. Humboldt, der später in Italien alle Reize des Lebens suchte und genoß, wünschte, gönnte, gewährte auch ihr Alles, wornach ihrem Herzen gelüstete. Es war eine Ehe, wo Jedes im ungewöhnlichen Sinne des Wortes das Glück des Andern suchte, und so wurde sie, da beide edle Menschen waren, die schönste Verbindung."

„Frau von Staël war bis zur Leidenschaft von Humboldts Geiste eingenommen, und nannte ihn stets la plus grande capacité de l'Europe. Auch Humboldt gab Viel auf diese Bewegungsdame, welche mit einem stürmischen Herzen kritisirte, und bei einem Manne, wie Humboldt, darf man wohl nicht dem alltäglichen Gedanken Raum geben, er sey von ihrem Lobe bestochen worden."

Die Dame schwieg, und die Kammerzofe fragte, ob sie Licht bringen sollte. — Das würde Sie stören, Madame, in Ihren Erinnerungen, sagte ich ungalant genug, und die Schlegel, Schelling und Hegel sind noch übrig, mit denen Sie gewiß auch zusammengetroffen sind. —

„Sie vergessen, mein Herr, daß ich meine Freundin bin, welche erzählt. Nur Friederich Schlegel gefiel mir. Er war inniger, herzlicher als sein Bruder, hatte mehr Feuer und Begeisterung. Ich sehe ihn noch vor mir neben dem Sopha sitzen, und die Schönheit mit ihren Geheimnissen preisen. Damals war er noch heiß von der Lucinde, die eben erschienen und das

Buch des Tages war. Wie oft hab ich gelächelt, wenn ich später, als er schon katholisch geworden, von ihm las. Da desavouirte er, ohne Namen zu nennen, das ganze Jenaische Leben, denn die herkömmlichen Formen wurden von den Herrn in jener Zeit nicht eben beachtet. Jeder hatte eine Dame zur Lebensgefährtin, welche die Kirche nicht dazu sanktionirt hatte, und doch waren sie Superintendentensöhne aus dem Hannöverschen. Ich weiß nicht, wo sie später geadelt worden sind; sie kamen von Göttingen nach Jena, und waren keineswegs reich, wie man öfters behauptet hat, sondern auf den Erwerb durch ihre Kenntnisse angewiesen. Als Privatdocenten in Jena konnten sie natürlich nicht zu großer Ausbeute kommen, und es gab oft erbrochene Thüren und Schränke, wenn sie verreisten und die Gläubiger in verzeihlichen Zweifeln die hinterlassene Wohnung bestürmten."

„Man geräth in einen wunderlichen Irrthum, diese Herren als bürgerliche Tugendspiegel aufzustellen, wie es wohl von Manchem voreilig angedeutet worden ist."

„A propos, beim Erwerb durch Kenntnisse fällt mir Fichte noch einmal ein, Fichte, der wilde — Sie müssen das einem Frauenzimmer nachsehen, wenn sie nicht methodisch und ordnungsgemäß erzählt, unser Element sind die liebenswürdigen Zufälligkeiten, nicht die Gesetze — wie sehr hätte ich Fichte geliebt, wenn er nicht immer so schmutzig und garstig umhergelaufen wäre, aber es war nicht zum Aushalten mit seinem Vorhemdchen und seiner Nase. Er schnupfte nicht nur Tabak, er verspeiste ihn. Man konnte nichts Grelleres sehen, als Fichte und Woltmann neben einander, jener stets wie ein Chiffonier, dieser im mohnfarbenen, zierlichen Rocke, in der Weste von blauem Atlas, mit blühend weißer Wäsche und schwarzseidenen Unterkleidern. Er ward aus vielen Gründen der Schmetterling genannt, bald liebte er Frau von St., bald die kleine, hübsche, gescheidte Mad. S., bald die Dichterin Mereau, und das Spaßhafte war, daß seine Augen durch eine stolze Nase so weit von einander getrennt zu seyn und nach entgegengesetzten Seiten auszugehen schie-

nen, daß er auch darin einem Schmetterlinge glich.“

„Aber ich komme wieder ab — vom Erwerbe durch Kenntnisse wollte ich sprechen — ich denke mir nämlich Fichte sehr oft, wie er des Abends in der besten Unterhaltung plötzlich aufsprang und forteilte. Was ist, Fichte? Was soll's?“

„„Ich habe heute noch keinen Louisdor erschrieben, ich muß noch ein Paar Seiten schreiben — gute Nacht!““

„Es war damals ganz neu und unerhört, daß ein Schriftsteller drei Louisdor für den Bogen erhielt. — Fichte, der in größter Schnelligkeit eine ungemeine Celebrität gewonnen hatte, bekam so viel, und das machte großes Aufsehn. Freilich dauerte es dann nicht mehr lange und Göthe brachte es bis auf sechs Louisdor. Man hat viel davon gesprochen, daß Göthe nicht ganz ohne Neid auf Fichtes damalige Popularität geblickt habe, und man hat viele Geschichten erzählt. In Jena war Fichte allerdings der Abgott der Studenten; aber es ist wol thöricht — indessen will

ich Ihnen doch ein darauf bezügliches Geschichtchen erzählen."

„Fichte kam eines Tags sehr mürrisch zu uns — was giebt's Fichte? „„Ach ich komme von Göthe."" —

„Nun?"

„„Man sollte es nicht erzählen. — Die Studenten haben gestern Abend Göthe eine Abendmusik gebracht, und er hat das in seiner vornehmen Manier übel genommen. Heute sag ich ihm, er möge bedenken, daß die jungen, feurigen Leute das Ständchen nicht dem Minister Göthe, sondern dem Dichter Göthe gebracht hätten. „Ich wünsche nicht," erwiederte er, „daß man den Minister über dem Dichter vergesse."

— „Ich erzähle Ihnen das, mein Herr, nicht aus animoser Absicht, denn Göthe ist mein liebster und größter Dichter, sondern als etwas wirklich Dagewesenes. Die Worte sind gesprochen worden, Fichte log nicht, und ich verbürge sie Ihnen. Aber bringen Sie die ganze Position der beiden Leute in Rechnung, und es wird Sie nicht be-

fremden, daß Göthe dem wilden Philosophen gegenüber in einer gereizten, fatalen Laune seyn konnte. Fichte sagte und trieb mancherlei, was dem Hofe in Weimar mißfiel, er war dort sehr schlecht akkreditirt, und Göthe mochte vielfach in ärgerliche Kollisionen kommen, wenn er den Philosophen nicht ganz desavouiren wollte. Das piquirt und häuft einen ärgerlichen Stoff, aus welchem bei der ersten Gelegenheit fatale Worte springen."

„Ich komme darauf zurück, wenn ich Ihnen Fichtes plötzlichen Abgang von Jena erzähle, jetzt will ich etwas von seiner Heirath sagen. Es wurde lange vorher davon gemunkelt, Niemand kam auf's Klare, Alles war neugierig. Eines Morgens erscheinen Woltmann und Humboldt ganz erhitzt bei uns, Woltmann, den dergleichen höchlichst interessirte, hatte Alles ausspionirt. — „„Sie kommt, sie kommt."" —

Wer denn?

„„Fichtes Braut — er ist ihr entgegengefahren.""

„Wir nehmen eilig zwei Wagen, um ihm

nachzueilen, und ihn auf dem Rückwege zu attrapiren. Alles brannte vor Neugierde, Fichte hatte immer so ernsthaft, fast mürrisch geheimnißvoll darüber gethan. — Was mochte das für eine Bewandniß haben, was mochte das für eine Frau seyn!"

„Ein ungefälliger Wagen mit kleinen üblen Pferden schleicht auf der Landstraße daher, wir begegnen ihm, richtig, Fichtes Adlernase kommt zum Vorschein, er ist erkannt, muß halten. Ach, wie tragisch sah der unangenehm überraschte Mann aus; die Männer gingen an den Wagen, sie kamen zurück und referirten, mehr mit Andeutungen, Pantomimen; man kam nicht recht dahinter."

„Später lernte ich die Frau natürlich kennen, und es erklärte sich mir das Alles. Sie war eine gute, aber völlig reizlose Schweizerin. Alles, aber auch Alles war unschön — ach, diese Piéce von Geschmack! Wie oft kam Fichte zu mir, und bat mich, seine Börse zu nehmen, und Kleider einzukaufen für seine Frau. Fichte, dem harmlosen, war's zu arg. Aber mein Kaufen half nichts, sie ging und wickelte Alles durch einander — es

hat mir oft so leid gethan, denn es war ein gutes ehrliches Wesen."

„Fichte hatte als Hauslehrer in der Schweiz gelebt, war — wenn ich nicht irre — brotlos geworden, kurz, im Mangel gewesen. Das Mädchen, die Tochter wohlhabender Eltern, hatte sich seiner angenommen, ihn unterstützt. Einige Zeit darauf schrieb Fichte die berühmte Recension über ein Kantsches Buch in die Literaturzeitung; Alles fragte Schütz, wer der Verfasser sei, man war außer sich, daß solch ein Geist ungekannt, ungenannt existiren solle. Ein Buch, was Fichte auf die Recension folgen ließ — ich weiß nicht, ob es seine Wissenschaftslehre selbst war — brachte den Namen und vollendete die Berühmtheit. Fichte ward nach Jena berufen, und fühlte sich nun auch berufen, seine Wohlthäterin dorthin kommen zu lassen."

„Nun zum Abgange Fichtes! Er war ein trotziger, eigensinniger Gesell, das läßt sich gar nicht in Abrede stellen, über eine Menge kleiner Dinge hatte er sich schon mit Weimar herumgehaspelt, jetzt verbot man ihm, des Sonntags zu

lesen, und er bezeigte sich widerspenstig nach gewöhnlicher Art. „„Niemand ist schuld an diesem einfältigen Verbote,"" rief er, „„als der Pfaffe, der Semler, die Leute sollen in seine Predigten kommen statt meine Vorlesungen zu besuchen — ich will aber lesen."" —

„Bald darauf erhielt er ein neues Rescript, worin man ihm mit einem Verweise drohte, wenn er wieder des Sonntags läse.

„„Mir einen Verweis? Bin ich ein Schulknabe?""

„Und er las wieder; der Verweis kam, Fichte war außer sich, und in der nächsten Stunde war ein Entlassungsgesuch geschrieben, gesiegelt, auf die Post gegeben. Es war spät Nachmittags, gegen Abend ging die Post ab, ich traf Fichte bei Ilgen, dem er die Vorfälle mittheilte."

„„Was hab' ich von ihnen? Ich beziehe kein Gehalt, bin auf's Honorar angewiesen, und soll mich so behandeln lassen!""

Wo sind Sie denn Willens hinzugehn, lieber Fichte? fragte der trockne Ilgen.

„„Hinzugehn — nirgend hin, ich wüßte wahrhaftig keinen Ort, Sie denken doch nicht etwa, Ilgen—?""

Freilich, Ihre Entlassung wird zuverlässig angenommen. —

„„Nein, sie wagen's nicht, sie wagen's nicht.““

Ganz bestimmt; wenn's Ihnen nicht darum zu thun war, so haben Sie einen dummen Streich gemacht.

„Es gelang ihm wirklich, dem Leidenschaftlichen die Augen zu öffnen, und dieser entschloß sich, den Brief wieder von der Post zu holen. Sein Petschaft ward zur Legitimation herbeigebracht, er ging.“

„Die Post war eben abgefahren. Ilgen bot sich noch an, ihn sogleich nach Weimar zu begleiten, damit er dort des Morgens vor Abgabe der Briefe den seinigen reklamiren könne. Aber Fichte verschanzte sich hinter den Trotz und die Zuversicht, welche er selbst schon nicht mehr besaß, man würde sein Gesuch nicht bewilligen, und ging nach Hause.“

„Den zweiten Tag darauf, Nachmittags, meldet mir mein Mädchen den Professor Fichte; er ist bleich wie die Wand, ich lese auf seinem Gesichte, was vorgefallen. — Sie kommen Professor —

„„Um Abschied zu nehmen, ich reise heute

Abend nach Berlin, meine Zeit in Jena ist zu Ende.““

„So fuhr er denn in die Nacht hinein, ich hab’ ihn nicht wiedergesehn.“

Er blieb in Preußen, in Königsberg und Berlin, am letzten Orte starb er auch, und sie liegen dort nebeneinander begraben: Fichte, Hegel, Ilgen. Auf dem Kirchhofe haben sich die Jenenser Freunde wiedergefunden.“ —

Ihre Freundin hat auch Hegel gekannt?

„Ja wohl, er war zur damaligen Zeit Privatdocent in Jena, und schwäbelte so gut wie die andern. Ich habe ihn immer als einen lieben, gemüthlichen Menschen sehr gern gehabt, er war einfach, natürlich, voll Heiterkeit und Muth. Seine Habilitirung bezahlte er komisch genug mit schlechten Louisdor, die ihm Fichte gegeben hatte, die Philosophie war immer bei schlechtem Gelde, aber keck genug, die Fakultät noch spottender Weise herauszufordern. Hegel war ein gemüthlicher junger Mann voll guter Laune. Als er uns verließ, ging er nach Bamberg, und redigirte eine Zeitung,

und noch obenein eine politische. Dann ward er Direktor des Gymnasiums zu Nürnberg, und verheirathete sich mit Fräulein von Tucher. Es war dies eine Heirath der Neigung, und gab eine sehr glückliche Ehe." —

Ich glaube, Madame, dies Verhältniß ist sehr wichtig in seinem Systeme geworden: das eheliche Familienleben spielt darin eine so wichtige Rolle, die Ehe ist von einem so idealen Standpunkte aufgefaßt, wie in keiner Philosophie. Sonst kam es selten vor, daß die Philosophen glücklich verheirathet waren, und solch eine Philosophenfrau ist oft Schuld an dem Geschicke eines ganzen Jahrhunderts. Hegel ist glücklicherweise ganz und gar nicht philosophischer Narr gewesen, nur in seiner Studirstube und auf dem Katheder war er abstrus, theoretisch, schwer, im gewöhnlichen Leben war er leicht, bequem, liebenswürdig, und es ist wirklich mit der systematischen Philosophie eine andere Sache als mit mancher andern Bildung. Bei dieser ist es oft Pedanterie, sie abzusondern, esoterisch damit zu kokettiren, aber jene verliert sich

selbst, wenn sie aufhört, ein destillirtes, ungewöhnliches Wesen zu sein, nur in diesem Körperlosen und Destillirten kann ihre Zukunfts- und Allgemeinheitspuppe sich verbergen; nur aus der ungewöhnlichen Toga kann Alles gemacht werden, nichts aus dem Frack unsrer Alltäglichkeit. Die Klagen über Unverständlichkeit neuer Philosophie sind immer voreilig: einmal kann der, welcher täglich aus dem Großen haut, nicht auch mit dem Meißeln und Modelliren in's Kleine sich beschäftigen, und so ist die Erscheinung z. B. bei Hegels Geschichte der Philosophie sehr erklärlich, daß man fortwährend unter kolossalen Felsblöcken einherzuschreiten glaubt. Die Sätze sind nicht verarbeitet, aber jede Zeile ist Stoff. — Dies ist überhaupt ein nicht genügend anerkannter Vorzug dieser neueren Philosophie: sie ist keinen Augenblick leer, und wenn man ihr zu viel Gang, zu viel Schule vorwirft, nenne man's logische, dialektische, mathematische, wie man wolle, so muß man doch immer zugestehn, daß auch darin immer gedankliche Ausbeute zu finden sei. Nie und nirgends verfällt sie

in den leeren Formalismus, den unfruchtbaren Wortbeweis der schlechteren Kantianer, wie er in der alten Jungfer Traugott Krug so gar widerwärtig und ordinair zum Vorschein kommt. Das Hegelsche System —

„Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie werden für eine Dame von Empfindung zu abstrakt — können Sie mir nicht mit drei Worten sagen, worin das Hegelsche System besteht, ich bitte um solch ein kleines Schema; wenn man's auch in den ersten acht Tagen nicht versteht, man lernt es auswendig, und manche kleine Gedankenerscheinung setzt sich an, kombinirt sich so oder so, man erhält und schafft sich ein Bild, man bemächtigt sich auf seine Weise irgend eines Zugangs, und Sie wissen ja wohl, daß nur dasjenige für uns da ist, und uns Ruhe und Genüge bringt, dessen man mit irgend einem eignen Theile unsers Selbst Herr geworden ist. Therese, bestelle Thee!" —

Die Zofe, welche an den Memoiren Deutschlands weniger Interesse zu nehmen schien, als sie vielleicht an den Memoiren von Versailles ge-

nommen hätte, denn die Zofen stammen aus Versailles, ermunterte sich mühsam, so viel ich im Dunkeln und bei dem Mondschein sehen konnte, wankte halb schlaftrunken zu einem Tische, auf welchem ein Platinafeuerzeug stand, und wollte Licht machen. —

„Nicht doch, Therese, nicht Licht, sondern Thee.“ —

Aber, gnädige Frau, die Wirthsleute merken ja dann —

„Was? verschlafnes Mädchen, träum' nicht von deinen Liebhabern, und gehe Thee kochen!“ — Sie ging nach der Kammerthür, statt nach der Stubenthür; ich sprang auf, nahm sie bei der Hand, brachte sie auf den rechten Weg, und mich auf das schlechte Gesicht der Memoirendame verlassend, stahl ich ihr einen Kuß. Sie gab ihn ganz ehrlich, noch immer halb im Schlafe, zurück, und sagte: ich weiß gar nicht, gestern war ich doch nicht so müde, nicht wahr —

„Mädchen, was hast Du denn? Nun mein Herr, das System.“ —

Ja, Madame. Daß die Wissenschaft nicht mehr im bloßen Anschaun des Absoluten feststehe, sondern daß sie ein sich aus ihrem Anfange entwickelndes Begreifen sein müsse, dem selbst die Form der Wissenschaftlichkeit zukomme.

„Ich bitte, noch einmal! Alles zweimal Gesagte behalt' ich wörtlich, die schlechten Augen unterstützen mein Gedächtniß."

Ich wiederholte ihr die wenigen Worte, mit welchen Gans einmal das Hegelthum geschildert hat, und ersuchte sie, weiter zu referiren.

„Ja," sagte sie, „jetzt bin ich aber konfus, und ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, daß Hegel aus Stuttgart war und mit 18 Jahren in Tübingen seine Studien begann. Dort wohnte er mehrere Jahre mit Schelling auf einer kleinen Stube, o, er hat mir oft erzählt von dieser Begeisterungszeit, wie sie zusammen philosophirt hätten, er war Schelling auch noch später sehr gut, und ich hoffe, er hat nie" —

Niemals, Madame, hat er die Pietät gegen ihn verletzt, obwohl er weiter ging, und —

„O, das sieht ihm ähnlich, er war sehr gut. In Tübingen hat er auch promovirt, dann war er wie Fichte Hauslehrer in der Schweiz und später in Frankfurt a. M. Dort verkehrte er mit dem unglücklichen Sinklair, der den Cevennenkrieg geschrieben hat, und mit Hölderlin, dem sanften Dichter. Um jene Zeit starb sein Vater, er erbte ein wenig Vermögen und kam zu uns nach Jena. Gabler und Troxler sind seine Schüler aus der Jenaischen Zeit, mit Goethe und Schiller, mit unserm ganzen Literaturpersonal war er in Verbindung, er bekümmerte sich um Alles, nahm Alles auf, Novalis" —

Haben Sie Novalis gekannt?

„Hören Sie, hören Sie! Ach damals war der Heinrich von Ofterdingen Mode, und es thut mir gar weh, wenn ich jetzt die „blaue Blume" und den „Karfunkelstein" lächerlich machen höre, es war doch eine schöne, sehnsüchtige, den ganzen innern Himmel des Menschen anregende Poesie — ich kam eines Sommerabends mit Friedrich Schlegel von der Rosenmühle, als uns ein kleiner, schmaler,

blasser Mann begegnete und Schlegel umarmte. Seine Stimme klang so weich, so sterneverlangend, sein Auge war so blau, seine Haut so weiß, seine Stirn so hoch, es verwunderte mich gar nicht, als mir ihn Schlegel als den Herrn v. Hardenberg vorstellte, so hieß doch bekanntlich Novalis. Er lebte damals in Weißenfels, ein stiller, praktischer Privatmann und bewarb sich um die Liebe — nun denken Sie! um die Liebe der Louise Brachmann, die auch dort wohnte, oft nach Jena kam und sehr fetirt wurde. Das kokette Mädchen behandelte ihn spröde, er hat mir manchmal leid gethan.

War sie hübsch?

„Keineswegs, klein, von schlechter, schiefer Haltung, aber mit einem lebhaften Gesichte. Viele fanden ihr Auge schön, namentlich den Niederschlag derselben, aber sie kokettirte damit gar zu arg, und das hat mich immer gestört."

War Novalis damals schon krank?

„Das war er eigentlich immer, ich glaube, die Auszehrung war erblich in seiner Familie, und er erwartete einen frühen Tod. Dies trug viel dazu

bei, seine Gedanken fortwährend über die Erde zu erheben, ich besitze noch einige Gedichte von ihm, die nie gedruckt worden sind, und so von Frömmigkeit duften, daß die jetzigen leichtsinnigen Schriftsteller davor erschrecken würden. Friedrich Schlegel behandelte ihn sehr liebevoll, er arbeitete zu jener Zeit schon mit seinem Bruder an dem großen romantischen Feldzuge in unsrer Literatur, und Novalis war ihm eine wichtige Macht. Friedrich war überhaupt sehr liebenswürdig, ehe er Gourmand, dick und katholisch wurde. Später war er nicht wieder zu erkennen, schwammig und zerflossen kam er mir vor, als ich ihn kurz vor seinem Tode in Dresden sah. Es läßt sich überhaupt nicht läugnen, daß die Gebrüder Schlegel eine sehr angenehme Erscheinung in Jena waren, groß und stattlich, später sehr fashionable, damals voll Schönheitslust, voll kecker Dreistigkeit im Umgange mit Frauen brachten sie einen kühneren, freieren Ton in die Gesellschaft, in den Verkehr. Man hat viel skandalirt über jene Lucindenzeit, aber es kam selten vor, daß August Wilhelm Schlegels Geliebte

Aergerniß gab; sie war eine wilde Dame, die viel erlebt hatte, schon Geliebte des General Custine gewesen und weit in der Welt herumgefahren war. Die Frauen mochten sie natürlich nicht, wie das zu gehen pflegt, sie überheben sich dann immer mit süßer Genugthuung ihrer Legitimität. Störsam wurden die Sachen erst, als sich Schelling in sie verliebte und endlich auch dem Schlegel abspenstig machte. Schellings Vater duldete aber kein ungewöhnliches Verhältniß, und der Naturphilosoph mußte sie herkömmlich heurathen. — O, Schelling hatte in Jena seine poetische Zeit, er machte Verse und Gedichte und war voll Schwärmerei. Sein Aussehn verkündete auch wirklich etwas Ungewöhnliches und Geniales, der runde Kopf, die kleine slavische Nase, die strahlenden Augen — ich werde es nicht vergessen, wie ich dies ganze rasche Haupt um die Ecke der schmalen jenaischen Straße fahren sah."

„Er war wie Fichte durch eine Recension berühmt und von Leipzig nach Jena berufen worden."

„Ich habe Schelling nicht wieder gesehn, und

weiß nur, daß er später noch einmal geheirathet hat."

Der Thee war fertig, und die Zofe servirte ihn im Mondscheine. Sie schien jetzt munter zu seyn, und lachte sehr im Stillen, wenn ich sie lange vor mir warten ließ mit der Zuckerdose. —

Madame, begann ich wieder, war Niemand witzig zu jener Zeit? Man macht ihr den Vorwurf dieses Mangels, ist er gerecht?

„Nein," erwiederte sie, „was man heut witzig nennt, war eigentlich Niemand; Friedrich Schlegel erheiterte uns zuweilen mit muntern Bemerkungen, wann wir dem kleinen Gries begegneten, der damals ohne die mindeste Berechtigung, dazu wunderlichst eitel war. Der gute Gries! ich glaube, er wohnt noch heute in dem Stübchen am Saalthore, wo er damals neben Stabel wohnte, und übersetzt und übersetzt. Die ganze Welt hat sich geändert, aber Gries übersetzt nach wie vor. Uebrigens war er gar nicht so uneben, und hatte seinen satirischen Stachel, aber er hörte schon damals schwer und das hat sich verschlimmert, und ihm alle Gesellschaft

verleidet. Es kursirte vor einiger Zeit ein kleines sarkastisches Gedicht über Weimar, worin das englisch und französisch Schwatzen persifflirt und Ilm-Athen das deutsche Babel genannt wurde, dieses Gedicht war nicht von Goethe, wie man allgemein glaubt, sondern vom kleinen Gries."

„Aber der Witz war damals noch nicht so Mode." —

Das läßt sich wol allenfalls erklären, Madame; man grub und rang ernstlich nach einer Klassik, man mußte vornehm seyn, um Ansehn zu erhalten und zu bewahren, und der Witz ist demokratisch, er verschmäht Repräsentation, er gedeiht auch erst, wenn die Umgestaltung aus dem Groben in einer Literatur vorüber ist und Nebenphasen begonnen werden; nur den ungeheuersten Geistern ist es verliehen, eine ganz neue Zeit unter Witzen aufzuwecken. —

„Und so weiter, mein Herr, pardon, daß ich Sie solchergestalt unterbreche, dies Raisonnement ist jetzt so kourant, daß wir es mit Ihrer Erlaubniß übergehn."

Ich schluckte hinunter, und um eine Paroli zu haben erinnerte ich, daß sie Hegel in Jena habe sitzen lassen. —

„Ich verstehe, mein Herr, Sie müßen nicht vergessen, daß ich eine Dame bin. Die damalige Zeit in Jena ward durch die französischen Kriege sehr gestört, die Schlacht selbst fuhr rasselnd durch unsere Straßen, Hegel war sehr fleißig, und man hat mir erzählt, daß er damals das erste Buch seiner eignen Philosophie geschrieben habe, der Name ist mir zu schwer, ich glaube es handelt von den „Erscheinungen“ —

Die Phänomenologie, Madame — „Kann seyn, kurz, er ging, wie Sie schon wissen, nach Bamberg und 1808 nach Nürnberg, wo er heirathete“ —

Aus jener Zeit stammt seine Logik —

„1816 ward er nach Heidelberg berufen. Dort blieb er nur ein Jahr, und ich hab auf einer Rheinreise einen schönen Abend bei ihm verlebt. Daub, Creuzer, der alte Voß waren zugegen und Hegel w sehr munter, der liebenswürdige Kanzler Hardenberg hatte sehr schmeichelhaft an ihn ge

schrieben, und es ward dafür und dawider gesprochen, ob Hegel dem Rufe nach Berlin folgen sollte. — Er folgte ihm, und ich habe ihn erst kurz vor seinem Tode dort wiedergesehn; es war in jener düstern Cholerazeit, und die Stunde welche ich bei ihm zubrachte, gab mir den traurigsten Eindruck. Er hustete stark, und war vielfach leidend, ein Paar Tage darauf hörte ich, die Pest habe ihn angefallen, am 14. November 1831 war er todt."

Es war der Todestag des großen Leibnitz, Mdme.

„Ach, es ist jetzt eine Sterbezeit, drei und ein halbes Jahr später saß ich neben Wilhelm v. Humboldt als ihn der Schlag rührte — das ist der neuste und vielleicht der größte Schmerz meines Lebens, ich habe Wilhelm v. Humboldt verehrt wie keinen der übrigen Heroen. Nirgends war eine solche sich und seine Interessen verläugnende Bildung, nirgends eine so geläuterte Frömmigkeit. Vergessen Sie Alles, was Sie bei Gelegenheit dieses Worts gehört haben, es ist gar nicht im gewöhnlichen Sinne gemeint. Humboldt gehörte gar

nicht zu den sogenannten Frommen, sondern zu den Gegnern derselben, aber ich bin bei ihm gewesen, wo sein ganzer Körper bis in die kleinste Faser von Schmerzen bebte, und wenn das Unerträgliche derselben einen Augenblick nachließ und ein Sonnenstrahl des kommenden Frühlings durch das Zimmer glitt, da hab ich sein gerührtes Auge, das große, geistdurchströmte Auge gesehen, wie es dankend auf uns Freunden ruhte, da hab' ich die Worte gehört: O, guter Gott, ich danke Dir für so glückliche Augenblicke, und 's war doch wieder ein geschenkter, ein guter Tag" —

„Diese Ergebung und Genügsamkeit eines Weisen rauschte wie ein wunderbarer Himmel durch mein Herz. — Zu seinen selbstständigen und eignen religiösen Ansichten gehörte der feste Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode, und es war über Alles rührend ihn sagen zu hören: nun seh ich bald Schiller wieder und meine Frau — Sie wissen, wie innig liirt er mit Schiller war, sie saßen in Jena ewig beisammen, und das Publikum besitzt noch einen Band Briefe von beiden,

die leider nicht genug beachtet werden. Liebenswürdiger Humboldt! Wann werde ich je wieder solch eine Bildung finden, die bis in die kleinsten Aeußerlichkeiten von Zartsinn, Schönheit, Aufmerksamkeit, Selbstverläugnung duftet! So wie er in Jena immer nach Hause ging, den Rock zu wechseln, wenn Ilgen oder Niethammer oder Fichte Tabak schmauchten, so war er noch an jenem Tage voll Régards, als ich ihn einsam, zitternd unter dem Schmerze seiner Gliedmaaßen auf seinem Schloße Tegel bei Berlin fand, einen einsam sterbenden Helden der Humanität. Der Bediente war nicht bei der Hand, Humboldt saß mitten im Zimmer auf einem Armstuhle, Haupt und Hände wankten hin und her, von rastlosen Gewalten bewegt. Aber die alte Höflichkeit ließ ihn nicht rasten, als er mich sah: er wollte aufstehn. Lächelnd über sein Unvermögen — ach, welch ein Schmerz, welche Ergebung, welcher freundliche Scherz lag in diesem Lächeln! — bat er mich, mir selbst einen Stuhl zu nehmen.“ —

— „Es schien ein guter Tag zu seyn, er sprach

so klar, so wunderbar durchdringend und umfassend, wie es nur in seinen besten Tagen geschehen war, von den Verhältnissen der Sprachen erzählte er mir, diesem weltweiten Thema seiner Studien, von Italien und den Sitten des Landes, von der Ehe, von seiner Frau, von der Kunst" —

Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Madame, Humboldt's Frau war also nicht schön? war sie —

„Nein, mein Herr, sie war, wie gesagt, nicht schön, denn sie hatte nur schöne Augen, aber sie war höchst geistreich, höchst liebenswürdig. Ich habe Ihnen schon erzählt: Humboldt's Ehe war eine sociale Merkwürdigkeit. Sie fiel nach seiner Zeit des Lebensgenusses in derber, tüchtiger Art; er war schon lange wieder aus Italien zurück, und es sollte mich sehr wundern, wenn Sie niemals hätten erzählen hören von seiner viel besprochnen Lebensart in jenem Lande. Die guten Christen und schlechten Musikanten, welche die Schönheit eintheilen in tugendhafte und lasterhafte, haben viel Aergerniß an ihm genommen, weil er wie ein Bildhauer schöne Modelle in seiner Nähe liebte,

und immer ein Paar bei sich hatte, damit sich eine einzelne nicht langweilte. Als er nun heirathéte, geschah's mit dem bestimmten Vorsatze, seine Frau glücklich zu machen, und zu dem Ende ihren Sympathieen nirgends in den Weg zu treten. — Diese Manier schuf eine Verbindung der schönsten Zärtlichkeit, nirgends fanden sich störende Prätensionen, und überall ebnete die liebevollste Anerkennung der eigensten Selbstständigkeit Beider Interessen.

„Ach, mein Herr, ich glaube, das Alles habe ich Ihnen schon weitläufig erzählt, entschuldigen Sie mich, verzeihen Sie das meinem Schmerze, welcher mich bei diesem noch so nahe liegenden Todesfalle am heftigsten ergreift. — Humboldt war im schönsten Sprechen an jenem Morgen des Vorfrühlings 1835, ich horchte andächtig zu, — da hielt er plötzlich mitten im Satze inne, es trat eine entsetzliche Pause ein — der Schlag hatte ihn getroffen. Seine Autorität, seine bestimmte Ordnung in den Formen ließ mich nicht zu dem Entschlusse kommen, die Klingel zu ziehen, in Todesangst saß ich neben dem starren Manne. Da kam

das Leben wieder — wo er stehen geblieben war in seinem Satze, da fuhr er mit schwacher Stimme fort, und mit keiner Sylbe ward des Zufalles gedacht.“

„Als ich nach Berlin zurückkam, theilte ich's seinem Bruder Alexander mit und seinen Kindern, sie fuhren hinaus nach Tegel, wenige Tage darauf repetirte der Schlag, und er ging hinüber zu Schiller und seiner Frau, der gute“ — —

Nach einer langen Pause erklärte mir die Dame, sie könne mir nicht mehr erzählen. Ich empfahl mich. Vor der Thür fragte ich die Zofe, wie alt sie sey —

Siebzehn Jahr —

Was? Und vor vierzig Jahren schon in Jena? Denn es war mir nicht mehr zweifelhaft, daß sie selbst ihre Freundin sey.

Ach, die — ja, die gnädige Frau, die ist 60 Jahr alt.

Wie heißt sie denn?

Ach, das wissen Sie besser, als ich.

Draußen fiel ein sprühender Frühlingsregen

in die knospenden Berge hinein, und ich mußte mich mit meinen Memoiren in Stübchen und Bett einsperren. Weil es am andern Morgen noch regnete, und die Dame nicht mehr zu sprechen war, befreite ich solchergestalt das alte Jena aus seiner Haft, legte es auf weiß Papier, und so möge es hinflattern in die Welt, das Angedenken eines regnerischen Frühlingsabends.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich,

Moderne Charakteristiken

Bd.: 1

Mannheim 1835

L.eleg.g. 225 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574175-6